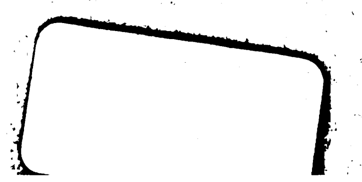
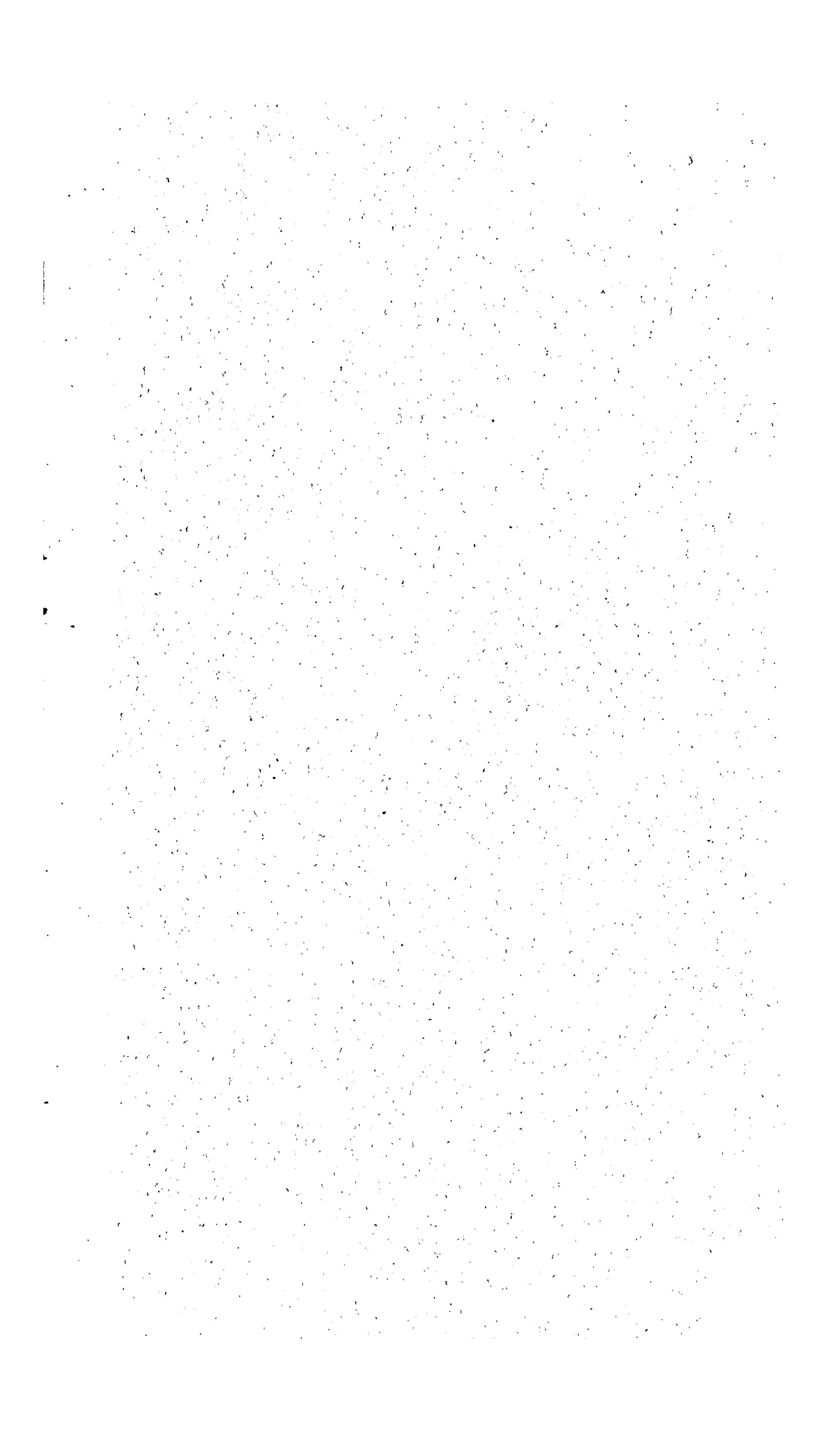








Görres-gesellschaft
Vereinsschrift, 1890

Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch Ost-Africa.

Reise-Tagebuch

von P. August Schynse.

Herausgegeben von Karl Hespers.

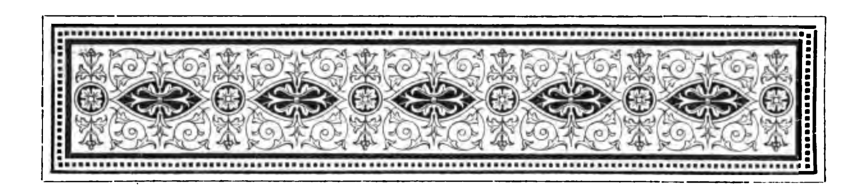


Köln, 1890.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

Inhalts-Uebersicht.





Einleitung.

Es war am 24. März 1887, als P. August Wilhelm Schynse, Mitglied der algerischen Missions-Genossenschaft, mit Herrn Stanley in Matadi am untern Congo zusammentraf. Der rheinländische Missionar, der ungefähr zwei Jahre am Congo thätig gewesen war, kehrte eben von der Mündung des Cassai zurück, wo er mit mehrern Gefährten bei dem Volke der Bayanzi die Missionsstation Bungana gegründet hatte.[1]) Stanley war im Begriffe, mit einer zahlreichen Expedition Congo aufwärts zu gehen, um vom Aruwimi aus den Albert-Nyanza zu erreichen und Emin Pascha Hülfe zu bringen.

Mehr als zwei Jahre später, Ende August 1889, begegnet der berühmte Africa-Reisende dem deutschen Missionar wieder, aber an der entgegengesetzten Seite Africa's, am Südufer des Victoria-Nyanza. Lange Zeit für Europa gänzlich verschollen, hatte Stanley inzwischen unter den größten Gefahren und Entbehrungen die Aruwimi-Wälder durchzogen, war am Albert-Nyanza mit Emin Pascha zusammengetroffen und hatte mit Emin und dessen Begleitung am 10. April 1889 den Weg nach Süden hin angetreten. Zunächst dem Thale des Semliki folgend, erreichte die Expedition den Albert-Eduard-See. Südöstlich weiterziehend, gelangten Stanley und Emin Pascha am 28. August zum Südende des Victoria-Nyanza.[2])

Da es den europäischen Mitgliedern der Stanley'schen Expedition an den nothwendigsten Dingen, Kleidern, Schuhen u. s. w. fehlte, wurden P. Schynse und P. Girault, Missionare der Station Bukumbi

---

[1]) P. August Schynse, Zwei Jahre am Congo. Erlebnisse und Schilderungen, herausgegeben von Karl Hespers. Köln, Bachem 1889.

[2]) Stanley's Briefe über Emin Pascha's Befreiung, herausgegeben von J. Scott Keltie. Deutsche Ausgabe. Leipzig, Brockhaus 1890.

am Nyanza, von dem Bischof Livinhac beauftragt, den Reisenden, welche in Makolo, der Station des englischen Missionars Makay, verweilten, die erbetene Hülfe und zugleich die Glückwünsche der Mission zu überbringen.

Bei dieser Gelegenheit bat P. Girault, der an den Augen litt, den Dr. Emin Pascha um ärztlichen Rath. Die Untersuchung ergab, daß es ein beginnender Staar sei, der nur durch eine Operation in Europa geheilt werden könne. Daher wurde in Bukumbi beschlossen, den P. Girault mit der Stanley'schen Expedition zur Küste zu senden. P. Schynse sollte den Kranken geleiten.

Inzwischen war Stanley am 16. September von Makay's Station abmarschirt und bald kamen beunruhigende Nachrichten über Kämpfe der Expedition im Gebiete von Nera. Da die Missionare in Folge dessen ohne Nachricht blieben, welchen Weg Stanley eingeschlagen, verzögerte sich ihre Abreise bis zum 4. October. In Eilmärschen zogen sie nun Herrn Stanley nach, bis sie ihn am 17. October in Ikungu einholten. Sie wurden von Stanley und Emin Pascha in liebenswürdiger Weise empfangen und erhielten die Erlaubniß, sich mit ihren Trägern der großen Karawane anzuschließen. Mit derselben kamen die beiden Missionare am 4. December 1889 an der Küste in Bagamoyo an.

Auf welchem Wege war P. Schynse vom mittlern Congo zum Südufer des Victoria-Nyanza gekommen? Während Stanley in kühnem Zuge durch das bis dahin unerforschte Gebiet des Aruwimi zum Albert-Nyanza vordrang, den Albert-Eduard-See als die südwestlichste Quelle des Nil fand, das sagenhafte Mondgebirge entdeckte und die Gegenden zwischen Albert-Nyanza und Victoria-See entschleierte, hatte eine Kette wechselvoller Schicksale den deutschen Missionar aus dem Congobecken in die Missionsstation Bukumbi geführt.

Als P. Schynse die von ihm am Cassai gegründete Station Bungana in Folge anderweitiger Vertheilung der Missionsgebiete [1]) aufgeben mußte, war sein Plan, die Habe der Mission den Congo aufwärts über Nyangwe zum Tanganika in die dortigen Stationen der algerischen Genossenschaft bringen zu lassen. Tipo-Tipo, welchen Schynse am 24. März 1887 in Matadi bei Stanley traf, hatte sich bereit erklärt, den Transport zu übernehmen.[2]) Doch der Plan wurde nicht ausgeführt; Schynse kehrte mit seinem Gefährten zur Congomündung zurück, schiffte sich am 18. Mai ein und gelangte am 19. Juni über Lissabon nach Algier.

Hier widmete er sich eine Zeit lang der Erziehung der Missionszöglinge in dem kleinen Seminar St. Eugen; dann erhielt er den Auftrag,

---

[1]) P. Schynse, Zwei Jahre am Congo. Einleitung, S. VII.

[2]) A. a. O. S. 76.

mit einer neuen Missionskarawane nach Unyanyembe in Ostafrica zu gehen. Das Haupt der Expedition war der neu ernannte apostolische Vicar für den Tanganika, Msgr. Bridoux; am 8. Juli 1888 zum Bischof geweiht, sollte er den P. Charbonnier, der am 16. März 1888 am Tanganika gestorben war, ersetzen. In seiner Begleitung befanden sich die Patres: August Carmoi für den Tanganika, Chantemerle für den Victoria-Nyanza, Eduard Herrebaut für das Provicariat des obern Lualaba, August Schynse für das Provicariat Unyanyembe; sodann zwei Brüder der Congregation: Alexander Andrieux für den Tanganika, Peter Tarteyre für den Victoria-Nyanza. Außerdem wurde die Expedition begleitet von drei schwarzen Aerzten, die an der Universität zu Malta ausgebildet waren. Diese Neger waren als Kinder von 8—10 Jahren von den Missionaren im Innern Africa's aus der Sklaverei losgekauft und in Europa erzogen worden.

Am 18. Juli 1888 schiffte sich die Expedition auf der „Madura" in Marseille ein und landete am 22. August in Zansibar. In kurzer Zeit waren die nothwendigen Vorbereitungen getroffen; schon am 31. August, wenige Tage vor dem Ausbruch des ostafricanischen Aufstandes, wurde von Saadani aus der Marsch nach Tabora angetreten. Ueber die Reise von Marseille nach Zansibar und von dort nach Unyanyembe berichten die folgenden Briefe des P. Schynse in anschaulicher Weise:

Von Marseille nach Kipalapala bei Tabora.

I.

„Momboya [1]), 26. September 1888.

„Endlich habe ich eine Stunde frei, vorausgesetzt, daß man mich nicht mit Eiern, Hühnern, Ziegen, Trägern, Flinten 2c. belästigt, denn der Oekonom einer Karawane hat nie Sicherheit für die folgende Minute, und hat man endlich sich losgemacht, so benutzt man die Zeit zum — schlafen.

„Wir haben hier in Mombоya zwei Tage Rast. Es ist der Beginn von Usagara, eine herrliche Gegend und stellenweise, wie z. B. hier, dicht bevölkert und gut angebaut. Wir lagern in einem von über 2000 Meter hohen Gebirge umgebenen Thalkessel in einer Seehöhe von ca. 900 Metern in der Nähe einer englischen Mission, die noch 400 Meter höher liegt. Die reine Luft und angenehme Temperatur sind von aus-

[1]) Auf dem Wege zwischen Saadani und Mpwapwa.

gezeichnetem Einflusse auf unsere Gesundheit, die übrigens beständig gut war.

„Wir hatten uns am 18. Juli in Marseille eingeschifft, passirten Neapel, das ich aber nicht besuchte, zum großen Verdrusse eines Bootsführers, der nicht begreifen konnte, daß ein Fremder die schmutzigen Straßen nicht durchwandern will, um sich den Eindruck der herrlichen Lage nicht zu verschlechtern, durchfuhren die Meerenge von Messina, trotz Scylla und Charybdis, welche durch die Jahrhunderte etwas civilisirt wurden. Scylla ist ein Dörfchen und die Charybdis eine durch Gegenströmung unruhige Stelle, wohl kaum dem kleinsten Boote gefährlich. Kurze Zeit (vier Stunden) vor der Einfahrt sahen wir den Stromboli-Vulcan in Thätigkeit, der Vesuv hatte uns nur einige Minuten lang seine Rauchsäule gezeigt. Er hatte stets einen Wolkenmantel. Die Calabrische Küste ist wild romantisch und scheint steinig und trocken zu sein, trotzdem sieht man zahlreiche Dörfer, oft wahre Adlerhorste, auf den Vorgebirgen. In den Schluchten zieht man Wein und pflanzt Oelbäume. Am 23. Juli dampfen wir südlich Creta entlang, am 25. sehen wir die Feuer von Damiette und laufen Nachts in den Hafen von Port Said, einer größtentheils aus Holz gebauten neuen Stadt, ohne besonderes Interesse, außer für den Kaufmann.

„Wir durchfahren sehr langsam den Suezcanal, einen 50—100 Meter breiten Graben durch Sandwüsten, hier und da von einigen Gärten unterbrochen. Ungefähr in dem letzten Drittel durchschneidet er die Bitterseen, wo unser Dampfer mit voller Kraft vorwärts kam, und Abends am 27. laufen wir in's rothe Meer ein, wo wir vor Suez ankern, das wir am Morgen verlassen. Links haben wir das steinige Arabien (Sinai), rechts die Höhen der libyschen Wüste. Die Temperatur war gemäßigt (33°) bis Suakim, wo wir ernstlich durch die Hitze belästigt wurden; dies dauerte bis Aden. Wir sahen Suakim, Massauah, eine wahre Hölle, wo die armen Italiener sehr durch das Klima leiden, Djeddah, den Hafen von Mekka, Hodeida, Mokkahafen. Der indische Ocean war recht bös.

„Am 22. August landeten wir in Zansibar. Nach einigen Tagen angestrengter Arbeit und nutzlosen Umherlaufens, woran die deutsche Ost-Africa-Gesellschaft durch ihr neues Zollsystem nicht unschuldig war, schifften wir uns am 28. nach Saadani ein, wo wir Mr. Stokes [1]), uns erwartend, antrafen. Nach den letzten Vorbereitungen gingen wir am 31. nach der Schamba (Landgut) des Wali von Saadani, wo wir drei Tage

---

[1]) Ein englischer Kaufmann, der die Ausrüstung und Begleitung der Karawanen in's Innere übernimmt.

warteten, bis die Träger alle zusammen waren. Mr. Stokes hat die Leitung der Karawane. Er hat 1300 Träger, wovon ein Viertel höchstens für uns; so haben wir uns nur um unsere eigene Person, Esel, Soldaten und nothwendiges Gepäck zu kümmern.

„Von Saadani gingen wir westwärts durch die sanftansteigende, sehr fruchtbare und gut bevölkerte Ebene. Nach acht Tagen hatten wir 300 Meter Seehöhe, auf welcher wir uns bis zu den Ngulubergen hielten. Bis hierher war das Land wellenförmig. Doch nun, nachdem wir zwei Tage lang einem Höhenzug südlich entlang marschirt waren, stiegen wir anfangs über die Vorgebirge; alsdann uns in einer Höhe von 700—1000 Metern haltend, durchschritten wir in einem angestrengten Marsche ein Pori, eine uncultivirte Gegend ohne Wasser, bis wir einen kleinen Bach erreichten. Die Kräftigsten der Träger kehrten sofort mit Wasser zurück, um den Ermatteten zu Hülfe zu kommen. Ein Mann starb auf dem Wege. Wir hatten sechs Stunden scharfen Marsch, was für die Träger fast das Doppelte macht. Unsere Esel mußten für uns herhalten. Von da überschritten wir einen südlichen Höhenzug, die Grenze von Kungula und Usagara in einer Paßhöhe von 1000 Metern und stiegen in's Thal von Momboya.

„Das Pori war reich an romantischen Fernblicken. Die Berghöhen sind größtentheils dicht bewaldet oder ungeheuere Felswände zeichnen sich scharf gegen den Horizont ab. In den tiefen Thälern ist wohl Wasser, der Karawanenweg führt indessen möglichst an der Kammhöhe vorbei, um das Auf- und Niedersteigen zu vermeiden. Vor uns haben wir (südwestlich) über 2000 Meter hohe Gebirgszüge, durch welche wir morgen einen Weg suchen müssen. Ich denke, ein tiefes Thal bietet einen Ausweg den zahlreichen Karawanen, welche diese nördliche Straße statt der südlichen nach Bagamoyo wählen. Auf dieser hat man keine Berge, dafür Sümpfe und Fieber, hier haben wir ausgezeichnete Luft. Bisher haben wir nicht durch Krankheit gelitten. In Zansibar fühlte ich mich nicht so wohl. Von hier gehen wir in vier Tagen nach Mpwapwa.

„Mpwapwa, 3. October. Am 27. gingen wir nur zwei Stunden weit und machten Halt. Ein Theil der Karawane war zurück geblieben. Wir fanden einzelne Masai, welche sehr schöne Heerden (Rindvieh) haben. Aber sie wollen nichts verkaufen. Wir hatten 1400 Meter überschritten und lagerten auf 1250 M. Höhe sehr frisch, die Nacht war selbst kühl. Am 28. gingen wir immer ansteigend in's Gebirge und machten schon nach zwei Stunden Halt in einem von Masai besuchten District Lubeo, von dem wir am folgenden Tage in eine sehr schöne und fruchtbare Ebene zogen, $4^1/_2$ Stunden starker Marsch. In drei Tagen weiter erreichten wir

Mpwapwa, wo die deutsche Flagge weht. Der dort befehlende Offizier, Lieutenant Giese, ist ein sehr liebenswürdiger Herr, der uns sofort besuchte."

II.

„Kuikuru (Uyui) 7. November 1888.

„Wir brachen am 4. October von Mpwapwa auf, wo ich in dem deutschen Gouverneur einen eben so tüchtigen wie liebenswürdigen Offizier fand. In einem neunstündigen Marsche durchzogen wir die Marenga mkali (Bitterwasser, Wildniß) und erreichten Ugogo am 7. November. Diese Landschaft durchreisten wir auf wenig betretenen Pfaden in Eilmärschen; denn Wasser ist selten. Wir kauften es zu 40—50 Pfg. das Liter.

„In Ugogo litten wir sehr durch die Hitze. Msgr. Bridoux und P. Chantemerle erwischten tüchtige Fieber. Ich mußte energisch einschreiten, um sie zu einer Cur zu bringen. Wir wurden denn auch in drei Tagen Herr über das Fieber. Wir ließen die Fieberkranken durch das Pori, in welchem wir sechs Tage marschirten, bis Ikungu tragen. Nichts wie Dornen und wenig Wasser! Ich hatte Arbeit genug, und mein Esel mußte herhalten. Meine Kleider sind dabei zu Grunde gegangen.

„In Ikungu, wo wir am 28. October anlangten, mußte sich die große Karawane theilen. Der eine Theil geht mit uns nach Kipalapala bei Tabora, der andere mit Herrn Stokes in nördlicher Richtung zum Victoria-Nyanza. Als wir am 31. von Ikungu aufbrechen wollten, weigerten sich die Träger, weiter zu gehen. Nur die Versicherung, daß wir über Uyui, ihre Heimath, nach Tabora zögen, ist im Stande, sie zu beruhigen. Vier Tage lang durchschritten wir ein wasserloses Pori. In der letzten Nacht fraß uns ein Löwe einen verirrten Esel; doch fanden wir am Morgen den Sattel.

„Ohne Wasser brachen wir am 4. November trotz des sechsstündigen Marsches am Vormittag noch am Abend auf und marschirten bis Mitternacht. Nachdem wir eine Stunde geruht, gingen wir noch bis fünf Uhr, wo wir zu Wasser kamen. Die erschöpften Träger konnten nur langsam vorwärts; so übernahm ich denn die Führung, und mit Gottes Hülfe gelang es mir, trotz der dunkeln Gewitternacht, den Pfad sechs Stunden lang im zerrissenen Terrain zu verfolgen, bis wir einen Führer fanden. Um fünf Uhr trafen wir Dörfer und guten Pombe, der uns erquickte.

„Am folgenden Tage, 5. November, kamen wir in Kuikuru (dem Hauptorte) von Uyui an, wo unsere Träger einmüthig ausrissen.

P. Hauttecoeur von der Missionsstation Kipalapala erwartete uns hier. Wir besuchten den Sultan von Uyui. Er verlangt keinen Hongo, sondern bloß ein Geschenk, was schließlich auf eins hinauskommt. Wir geben ihm Stoffe im Werthe von 200 Franken, womit er zufrieden zu sein scheint. Als Entgelt sendet er uns zwei Krüge Pombe und verspricht uns einen Ochsen. Msgr. Bridoux geht mit den andern nach dem nur eine Tagereise entfernten Kipalapala. Ich bleibe hier mit P. Herrebaut, um neue Träger zu suchen und morgen die Karawane in Marsch zu setzen. Wir sind in der verlassenen englischen Mission gut logirt und haben sämmtliche Vorräthe bei uns. Der Sultan von Uyui sandte uns seinen schlimmsten und schönsten Ochsen. 30 Leute treiben ihn in unsern Hof; es war aber unmöglich, ihn zu fassen, bis ich ihm den Kopf zerschoß. So haben wir Beefsteak und jeden möglichen Luxus."

Am 8. November kam P. Schynse mit der neu eingestellten Träger-Karawane an seinem Bestimmungsorte, der Missionsstation Kipalapala bei Tabora, an.

In Kipalapala.

Inzwischen waren Nachrichten über die Ereignisse an der Küste nach Tabora gelangt und hatten die dortigen Araber in die heftigste Aufregung versetzt. Schon am Tage der Ankunft P. Schynse's war bekannt geworden, daß die Araber dem Sultan Sike von Tabora gerathen hätten, alle Europäer zu tödten.[1])

Doch lassen wir P. Schynse selber reden:

III.[2])

„Kipalapala, 12. December 1888.

„Wir haben nur ein Mal monatlich Postverbindung durch Courriere, und diese werden noch oft genug auf dem Wege angehalten und ausgeplündert, so daß man mehrere Monate lang ohne Nachrichten verbleibt. Wir leben in sehr schlimmen Verhältnissen, doppelt schlimm, seit die Nachricht von den Vorgängen an der Küste von Zansibar hierher gekommen ist. Jeden Tag kann ein Sturm über uns hereinbrechen. Die Araber rüsten sich in der Stille und suchen die Eingeborenen aufzustacheln.

„Der Tembe der Mission bildet ein vollständig ummauertes Quadrat von 70 Meter Seitenlänge, verstärkt durch mit Schießscharten versehene

[1]) Brief des apostolischen Vicars Bridoux, Kipalapala, 10. November 1888.

[2]) Der Brief ist vollständig gedruckt Kölnische Volkszeitung, Morgen-Ausg. vom 26. Februar 1889.

Bastionen auf den vier Ecken. Der Brunnen ist im Innern, Lebensmittel sind dort gewöhnlich für einige Monate im Vorrath. Zwanzig entschlossene Männer können ihn gegen eine Armee vertheidigen, jedoch die Vertheidiger fehlen. Der schlimme Einfluß der Wangwana von Tabora zwingt die Missionare, ihre erwachsenen Kinder nördlich, nach Usambiro zu senden, wohin der Einfluß der Araber noch nicht gedrungen ist. So befinden sich in der Mission außer den vier Missionaren keine vier Leute in waffenfähigem Alter. Die beschränkten Mittel der Mission gestatten nicht, eine größere Anzahl zu haben. Und doch sind die Kosten nicht so bedeutend. Unter den zu Hunderten ausgewanderten Bagandas, die jetzt auf dem Südufer des Nyanza sich aufhalten, wäre leicht eine Anzahl Christen oder Katechumenen gegen angemessenen Sold zu bestimmen, in Unyanyembe sich niederzulassen und die Mission zu vertheidigen. (Die Baganda-Krieger sind weit und breit wegen ihrer Tapferkeit gefürchtet.) Die Kosten würden sich außer der Bewaffnung auf vielleicht 250 Mark pro Jahr und Kopf stellen, und bei der gründlichen Abneigung der Baganda gegen die Wangwana, die Sklaven und Anhänger der Araber, ist an eine Verbrüderung der beiden nicht zu denken. ... Unter den eingeborenen Häuptlingen ist kein einziger, welcher mit einer solchen Macht sich zu verfeinden wagte.

„Die Lage spitzt sich immer mehr zu. Schon gaben die Araber Sike, dem Sultan von Unyanyembe, den freundlichen Rath, alle Europäer in seinem Lande zu ermorden. Wenn Sike dies nicht thut, so unterläßt er es aus Eigennutz, da er auf Geschenke speculirt, und zum Theil auch aus Furcht vor Strafe; vielleicht will er auch den Arabern nicht vollständig freies Spiel lassen und ist zufrieden, daß er gegen diese Herren ein anderes Element in die Waagschale zu werfen hat."

IV.

„Kipalapala bei Tabora, 3. Februar 1889.

„Hier ist alles todtenstill. Keine Courriere von der Küste, keine dorthin. Ob die Briefe von Mpwapwa und hier ankommen, weiß ich nicht. Zwei Courriere wurden festgehalten und an der Küste ausgeplündert. Wir erwarten dieser Tage die Post von Zansibar, aber sehr resignirt, Hoffnung ist wenig. Wie es an der Küste und in Europa aussieht, wissen wir nicht. Vorläufig haben wir von den dortigen Ereignissen noch nichts zu fürchten. Was die Zukunft bringen kann, steht bei Gott und beunruhigt uns wenig. Wir nehmen an, was Er uns schickt. Unser Tembe ist wohl ummauert und mit Thürmen und Schießscharten versehen; einen Handstreich haben wir nicht zu fürchten; unsere sieben

großen im Rufe arger Bissigkeit stehenden Hunde wachen die Nacht, doch, wie gesagt, die Zukunft steht bei Gott. Also mache dir keine Sorgen, wenn auch unsere Mission einige schlimme Monate zu überstehen hat und vielleicht, wenn die Dinge an der Küste sich nicht ordnen, lange Zeit keine Nachrichten kommen. Eine schlimme Nachricht findet immer den Weg nach Europa, also, „keine Nachricht, gute Nachricht".

„Was das Land anbelangt, so ist es bis zur Grenze von Usagara schön und fruchtbar, dann aber öde und traurig. Von Mpwapwa bis hierher (500 Kilometer) sah ich kein fließendes Wasser. Das Land hier ist nicht mit dem Ober-Congo zu vergleichen. Die Neger sind ja dieselben, nur hier nicht mehr so zutraulich wie auf der andern Seite. Die Sprache gehört demselben Stamme an (Bantu). Ich fange an, mich darin auszudrücken.

„Hier ist ebenes, leicht wellenförmiges Land, leidlich unfruchtbarer Sandboden. In der trockenen Zeit Wassermangel, in der Regenzeit hat das Wasser wenig Abfluß. Es geht durch den Malagarazi nach dem Tanganika und Congo. Die Wohnungen sind Tembes, viereckige Gebäude mit einem Hof in der Mitte, wo das Vieh die Nacht bleibt, geschützt gegen Löwen und Leoparden. Wir haben ca. 50 Kühe und Ochsen, außerdem Ziegen und Hämmel, sie geben aber nur wenig Milch, genügend für uns vier Missionare. Unsere Kinder sind einige 60. Wir kaufen augenblicklich keine, bis sich die Lage geklärt hat. Ich bin Schulmeister eine halbe Stunde täglich, außerdem eine halbe Stunde Katechismus täglich, in der übrigen Zeit Schreiner ꝛc. Augenblicklich bin ich Wagenbauer. Ich habe einen zweiräderigen Karren fertig, der schon den Neid des Mtemi (Sultans) erregt; er will auch einen, da er seine Hauptstadt eine halbe Stunde von hier neu befestigen will; jedoch kann er warten. Er muß mir das nöthige Holz und Eisen in vierfacher Quantität beschaffen und das thut er nie. Er ist ein gehöriger Trunkenbold.

„Meine Gesundheit ist gut. Die ersten Wochen litt ich etwas am Fieber, alle 14 Tage einen Tag (Sonntag), nun bin ich seit länger als vier Wochen frei davon und fühle mich wohl wie am Congo. Wir haben, Gott Dank, Tauschwaaren im Magazin, um zwei Jahre leben zu können."

V.

„Kipalapala, 4. Juni 1889. [1])

„Die Zeiten sind schlecht heute, alles ist ungeheuer theuer. Pulver, das schlechteste, wird hier mit 50 bis 55 Piaster die 20 Pfund bezahlt, Stoffe haben sich im Preise verdoppelt. Zum Ueberfluß stockt der Handel

[1]) Zuerst mitgetheilt Kölnische Volkszeitung vom 2. December 1889.

völlig, und so haben die Araber Zeit, sich um fremde Dinge zu kümmern. Bis heute haben wir noch nicht direct durch ihre Feindseligkeit gelitten. Der Mtemi (Sultan) von Unyanyembe duldet keinen Gewalt-Act, aber wir müssen seine Gewogenheit durch schwere Opfer erkaufen, so daß wir dies auf die Dauer nicht fortsetzen können. Auch denke ich, dir bei nächster Gelegenheit von anderer Stelle aus Nachricht zu geben. Die Situation ist hier unhaltbar. Am (Victoria-)Nyanza dagegen ist größere Sicherheit. Hätten wir nicht die Kinder, wir wären schon fort.

„Du fragst mich um eine Schilderung von unserm Haus und Umgebung. Unyanyembe ist leicht wellenförmig, von Granitrücken durchzogen und bietet in der Regenzeit, wo alles grün ist, einen angenehmen Anblick. Die Fruchtbarkeit dagegen läßt zu wünschen und kann nicht mit dem Ober-Congo verglichen werden. In unserer nächsten Umgebung ist Sandboden, welcher bloß Bataten und Maniok hervorbringt. Körnerfrüchte können bloß auf den großen Kisugulus (Ameisenhaufen) gezogen werden. Fließendes Wasser ist nirgends zu haben; seit Mwapwa habe ich weder Fluß noch Bach gesehen. In der Regenzeit bilden sich kleine Wasserläufe, die in drei Tagen wieder trocken sind, und weite Wasserflächen in den Niederungen, durch welche der Verkehr oft gehindert, ja unmöglich wird, da man bei jedem Schritte einsinkt. Unfälle kommen dann öfters vor, daß Unvorsichtige in's völlig aufgeweichte Erdreich einsinken und dort ihr Grab finden. Diese wasserreichen Sumpfstellen werden zum Reisbau benutzt. Unyanyembe an und für sich ist werthlos, seine Bedeutung liegt in seiner Lage, zwischen Küste, Tanganika und Nyanza, und der Wanderlust seiner Bewohner, die nach der Bestellung ihres Feldes sich zu Tausenden als Träger in den Karawanen anwerben lassen. Dies bewog auch die arabischen Händler, Unyanyembe zu einem Mittelpunkt ihrer Unternehmungen zu machen. In colonialer Beziehung ist das Land hier werthlos, anders aber, wenn Deutschland dem Unwesen der Sklavenhändler entschieden steuern will. Sämmtliche Sklaven, die aus Zansibar exportirt werden, kommen hier durch, hier vereinigen sich die Karawanen aus Nord und West, von hier gehen sie nach dem Tanganika, Nyanza bis nach Karagwe. Ein befestigter Posten könnte hier entschieden einwirken. Jedoch glaube ich nicht, daß Wißmann seine Posten bis hierhin ausdehnen wird, dafür sind seine Mittel zu gering. An der Küste mag es genügen, um das Land im Zaume zu halten, wenn eine Anzahl Posten mit 50 bis 100 Mann Besatzung über das Land zerstreut sind, jedoch so nahe der eine dem andern, daß sie sich Beistand leisten können. Um hier in Tabora eine würdevolle Stellung behaupten zu können, müßte Deutschland 4- bis 500 Flinten in befestigter Stellung haben, damit kann es das Land beherrschen, aber nicht

leicht mit geringerer Kraftentfaltung, und das wäre eine Ausgabe von einer halben Million pro Jahr. Es sind hier Araber, welche 200 bis 300 mit Flinten bewaffnete Sklaven aufstellen können. Mit den Eingeborenen ist leichter fertig zu werden.

„Da ich von befestigten Posten spreche, so will ich einen erwähnen. Unser Haus ist hier zu Lande völlig uneinnehmbar. Hätten wir 100 Mann mit guten Gewehren, keinem Menschen fiele es ein, uns zu belästigen. Es bildet ein Quadrat von 70 Meter Seitenlänge, ist an den Ecken von Thürmen mit Schießscharten flankirt, mit nur einem Eingang. Der Brunnen ist im Innern. In der Mitte befindet sich Kapelle, Magazin und mehrere Zimmer in einem Gebäude; die die Seiten bildenden Gebäude schließen Kirche, Barza (Empfangssalon), Fruchtspeicher, Refector und Schlafsäle für die Kinder in sich; anderthalb Seiten sind bloß ummauert und noch nicht ausgebaut. Die Gebäude sind mit Lehm gedeckt gegen Feuersgefahr, was in der Regenzeit ungemüthlich wird, da der Lehm aufweicht und der Regen durchdringt. Wir dachten in dieser Saison Ziegeln zu brennen, doch Gott scheint es anders beschlossen zu haben. Das Haus beherbergt jetzt vier Familien, vier Missionare und 60 Kinder. Die größern gingen alle nach Norden, und in 14 Tagen, so Gott will, folge ich mit den kleinsten, um sie in Sicherheit zu bringen.

„Außerdem haben wir bisweilen Besuch. Letzthin weckte mich ein Geräusch in der Nacht. Ich mache Licht, finde aber nichts. Wie ich mich wieder zu Bette lege, berühre ich mit dem Fuße etwas Kaltes im Bette; ich war blitzschnell heraus, Licht gemacht, Flinte genommen, aber zu spät. Meine schwarze Besucherin, eine Speischlange, hatte sich hinter eine Commode und von da in's Dach gemacht, wo ich sie nicht sehen konnte. Am folgenden Tage nach dem Abendgebet gehe ich in mein Zimmer, als ich beim Thürdurchschreiten den Schlangenschwanz an Hals und Backe vorbeistreifen fühlte. Dies Mal war es aus. Ich entdeckte das Thier über der Thürfülle, wo ich mit der Flinte nicht daran kommen konnte. P. Superior brachte zwei Lanzen, und so spießten wir es an Kopf und Schwanz und zogen es herunter. Ein Schuß machte dem Ding vollständig den Garaus; es hatte anderthalb Meter Länge und Armesdicke. Glücklicher Weise greift dies Thier nie an; kommt man ihm zu nahe, so spuckt es sein Gift entgegen und beißt nur, wenn man es mißhandelt oder aus Versehen darauf tritt, denn man tödtet es überall. Zwei Nächte darauf wieder Besuch, so daß ich mich ausquartierte, doch denke ich dies Mal ungefährlicher Art. Während ich schrieb an diesem Briefe, riefen mich die Kinder in den Barza nebenan, es sei eine eigenthümliche Schlange dort. Ich gehe mit der Flinte und finde eine zwei Fuß lange Eidechse. Ein kräftiger Stockhieb vertrieb ihr für immer die

Luft, sich in meinem Bette zu wärmen. Es wird nämlich jetzt frisch hier; wir haben Tauben, und diese ziehen das Ungeziefer an. So hat man sich mit vielem herumzuschlagen in diesem Lande, von Arabern angefangen bis zu Insecten und Reptilien, und letzteres ist noch das am wenigsten Unangenehme. Man hat Nachrichten von der Küste, und den Herren steigt das Blut in den Kopf. Das wird uns wieder 800 bis 1000 Francs kosten, um den Mtemi zu überzeugen, daß alles gelogen und wir seine besten Freunde sind. So geht es nun schon sechs Monate lang. Gott allein weiß, wann und wie das enden wird. Darum suchen wir einen Ausweg; so kann es auf die Dauer nicht fortgehen.

„Wie übrigens die Sachen jetzt liegen, ist mit halben Maßregeln wenig gethan. Entweder muß Deutschland das Treiben der Araber dulden, Sklavenjagd und Handel mit eingeschlossen, dann sind ihm dieselben günstig gestimmt. Sie kümmern sich wenig darum, wer an der Küste herrscht, ob Said Khalifa oder Deutschland; wenn ihre Karawanen ungestört kommen und gehen und Niemand sich in ihren Handel mischt, sind sie zufrieden, — oder Deutschland setzt christliche Civilisation in sein Programm im Gegensatz zum Islam, dann kann es nur durch Gewalt in Ostafrica sich behaupten, bis die Araber, in ihrem Treiben gehindert, sich verzogen haben oder sich, wenn auch murrend, unterwerfen. Aber dies wird nicht in einem Jahre zu Stande gebracht werden. Von Seiten der Eingeborenen ist nur so weit Widerstand zu erwarten, als dieselben unter arabischem Einfluß stehen, bezw. mohammedanisirt sind. Um jedoch die Sklaverei völlig hier zu unterdrücken, ist eine Arbeit von Jahrhunderten erforderlich. Sie ist so tief in Volksleben und Anschauung gedrungen, daß hier nur durch das Eindringen christlicher Gesittung geholfen werden kann, und dies zu bewirken, ist unsere Aufgabe. Indessen ist die Sklaverei unter den Negerstämmen viel weniger abscheulich als der vom Islam organisirte Sklavenhandel, wie ich dies auch am Congo constatirt habe."

Auf der Flucht von Kipalapala nach dem Victoria-Nyanzo.

Die Lage der Missionare in Kipalapala wurde von Tag zu Tag schlimmer, die Haltung des Sultans Sike immer drohender. Jeden Augenblick verlangte er neue und größere Hongos. Den Eingeborenen wurde verboten, sich als Träger von den Missionaren anwerben zu lassen. Dazu verbreitete man die unsinnigsten Beschuldigungen: sie hätten von ihrem Hause aus bis zu Sike's Residenz eine Mine gegraben, um den Sultan mit seiner ganzen Hauptstadt in die Luft zu

sprengen.[1]) Unter solchen Umständen beschlossen die Missionare, die Station aufzugeben und mit den Zöglingen der Mission zum Südufer des Victoria-Nyanza zu flüchten. Um jeden Verdacht zu vermeiden, wollten sie in zwei Abtheilungen Kipalapala verlassen: P. Schynse mit den kleinern Kindern zuerst; die übrigen mit den größern sollten in vier Tagen nachfolgen.

Ueber die Flucht und die Reise zum Nyanza berichtet P. Schynse in zwei Briefen:[2])

VI.

„Usongo (4° 13' südl.), 12. Juli 1889.

„Was ich das letzte Mal andeutete, ist geschehen: Kipalapala ist verlassen. Es war die höchste Zeit! Ich verließ es am 30. Juni mit etwa 280 Trägern, 36 Kindern (alles kleinen oder kranken), 11 Soldaten (Askari) und einem Laienbruder (Fr. Pierre). Ich kam glücklich, ohne eine Last oder ein Kind zu verlieren und ohne einen Schuß zu thun, nach Uyui, einem benachbarten Stamme, wo mich freilich der Sultan Kanoni schwer zahlen, aber doch in Frieden abziehen ließ.

„Nach einem Rasttage verließ ich Uyui und, in kleinen Tagemärschen nordöstlich gehend, erwartete ich Nachricht von Kipalapala; die Patres Hauttecoeur und Chevalier sollten mit dem Rest der Kinder Kipalapala am Abend des 4. Juli verlassen. Ich sandte deshalb Leute nach Uyui zurück, um sie zu mir zu geleiten. Jedoch am 6. Juli waren sie noch nicht in Uyui, wo sie doch am 5. Juli Morgens eintreffen mußten. Voller Unruhe ging ich noch einen Tag weiter, als mich die verschiedensten Gerüchte erreichten, so daß ich in zwei starken Märschen hierher ging, wo der den Europäern geneigte Mtemi (Fürst) uns Sicherheit bietet. Ich wartete noch zwei lange Tage. Da kamen Courriere und meldeten, die Patres seien in Uyui, aber vollständig ausgeplündert. Gestern langten sie erschöpft hier an, und wir sind nun wieder vereinigt.

„Was war geschehen? Meine Karawane war wie durch ein Wunder gerettet! Einige uns feindliche Araber von Kuihara, bei Tabora, hatten ihre Sklaven nach Mashemo, dem ersten Lagerplatze, gesendet, um die Karawane auszuplündern.

„Es ist Sitte, am ersten Lager einige Tage zu verweilen, bis die Karawane zusammen ist. Ich hatte jedoch Leute genug. Einige Nachzügler wurden ersetzt, und anstatt zu bleiben, ging ich schon am nächsten Morgen durch das übelberüchtigte Pori nach Uyui. Als die Araber

---

[1]) Brief des P. Chevalier, N.-D. des Exilés, Nyagezi, 20. September 1889.

[2]) Beide gedruckt Kölnische Volkszeitung Nr. 325, Morgen-Ausgabe vom 26. Nov. 1889.

gegen Mittag ankamen, fanden sie das Nest leer und mußten hören, daß ich wohl schon nahe bei Uyui und nichts mehr zu machen sei. Sie zogen ab, auf einen neuen Streich sinnend, der ihnen dies Mal halb gelang. In Unyanyembe hatte sich das Gerücht verbreitet, ich sei ausgeplündert worden, habe einen Schuß in's Bein erhalten, sei aber trotzdem entkommen uud dergl. mehr. Dann hieß es, ich sei in Uyui geplündert worden, in Folge dessen die Patres einen Tag warteten. Dann kam Sike [vergl. am Schlusse des Briefes vom 14. August] zu ihnen und sagte: „Die Araber wollen euch tödten. Ich muß 100 Stücke Zeug (im Werthe von 2000 Mark) haben, dann lasse ich es nicht zu." Das Haus war aber völlig leer. Ich hatte alles mitgenommen bis auf 6 Stück. Man kaufte bei einem uns befreundeten Araber (bei Seif ben Seïd) 40 Stücke und gab für den Rest einen Brief auf Zansibar.

„So kam der 5. Juli heran. Am Abend gegen 9 Uhr bei bedecktem Himmel verließen die Patres das Haus unter Führung zweier des Weges völlig kundiger und seit sieben Jahren im Dienste des Hauses befindlicher Zansibariten. Es waren Verräther, welche die Patres verkauften. Anstatt nach Uyui, führten sie dieselben mit den Kindern und sieben Trägern, welche größtentheils Kirchenornamente trugen, nach Kuihara, wo sie verschwanden. Des Weges unkundig, warteten die Patres bis zum Morgen, wo sie sich zurecht fanden; aber es war zu spät. Sie wurden sofort von einer Menge Wangwanas und Wanyamuesi angefallen und getrennt. Der Pater Superior wollte sich in das Haus eines Arabers von Kuihara retten. Man wies ihm die Thüre; ein Anderer machte es ihm ebenso. Einige Wasukuma vertheidigten ihre Lasten mit Gewehrschüssen, andere rissen aus. Der Pater Superior verbot den Waffengebrauch und schlug den Weg nach Tabora ein, von der stets wachsenden Menge umheult. Er gelangte glücklich zum Hause Seif ben Seïd's, welcher ihn mit arabischer Gastfreundschaft aufnahm, sofort seine Sklaven bewaffnete, die Fenster vermauern ließ und so sein Haus in Vertheidigungszustand versetzte. Zugleich sandte er zehn seiner entschlossensten Leute nach Kuihara zum Pater Chevalier, welche ihn gerade zur rechten Zeit befreiten; man hatte ihm schon eine Kugel von seinem eigenen Gewehre am Ohre vorbeigesandt. Fünf Kinder, fast sämmtliche Gewehre und das ganze Gepäck war verloren. Doch kamen drei Kinder zurück: Sike hatte sie gefangen und sandte sie, da er für die Bezahlung seines Wechsels fürchtete. Ein viertes Kind war weggelaufen und mir gefolgt. Es erreichte meine Leute in Ndala, vier Stunden nördlich Uyui, wo ich Esel, Zelte u. s. w. gelassen. Ein fünftes Kind war ebenfalls ausgerissen und soll sich nun bei Seif ben Seïd in Sicherheit befinden.

„Dieser benahm sich wie ein Edelmann. Man drohte sein Haus niederzubrennen, doch er schwor, nur über seine Leiche gehe der Weg zu den Weißen. Ein anderer Araber aus Tabora erklärte: die Patres bleiben bei Seif, bis sie seinen letzten Zeuglappen verbraucht haben, dann kommen sie zu mir, und so lange ich noch einen Schuß Pulver und eine Upande (zwei Ellen) habe, leiden sie keinen Mangel, und dann gehen wir zusammen zum Nachbar.

„Man sieht, nicht alle Araber sind uns feindlich; die mächtigsten im Gegentheil sind uns befreundet. Feindlich ist Kuihara; dagegen Tabora im Allgemeinen ist uns hold.

„Die Patres blieben drei Tage bei Seïd; dann verließen sie barfuß, um keine Spuren erkennbar zu lassen, um Mitternacht das gastliche Haus, von Seif und seinen Sklaven geführt. Seif kehrte an der Grenze von Unyanyembe zurück; seine Sklaven brachten die Patres, Tag und Nacht marschirend, in drei Tagen hierhin nach Usongo (140 Kilometer). Morgen denken wir zusammen nördlich zu gehen; die Gefahr ist nun überstanden. Wir sind zusammen und haben nur mehr entschlossene Leute bei uns. Die Verräther sind fort, und einige Feiglinge unter meinen Soldaten rissen auf die ersten Gerüchte hin aus, darunter ein Bruder desjenigen, welcher die Patres in Kuihara verkaufte. Der Verlust beziffert sich auf 20 Gewehre, einige Bettdecken, 2 Kelche, 1 Ciborium und Paramente, dazu 6 Stücke Zeug. Seif gab ihnen Lebensmittel für den Weg, Stoffe und Munition; sein Betragen kann nicht genug gelobt werden."

VII.

„N.-Dame de Kamoga (Bukumbi, am Süduser des Victoria-Nyanza), 14. August 1889.

„Mein letzter Brief von Usongo, 12. Juli, hat, wenn er ankam, die Mittheilung gebracht, daß wir Kipalapala verlassen haben. Ich verließ mit so ziemlich sämmtlichem Gepäck unser Haus am 29. Juni mit 280 Trägern und 36 kleinen oder kranken Jungen. Das Vorhaben der Araber und Wangwana von Kuihara, die Karawane zu plündern, wurde durch meinen frühzeitigen Aufbruch am 30. Juni vereitelt. Sie kamen gegen Mittag an das verlassene Lager, doch war bei unserm Vorsprung von sechs Stunden an ein Einholen nicht mehr zu denken. Ich kam, ohne beunruhigt zu werden, durch das übelberüchtigte Pori (wasserloses, unbebautes Land, Busch) nach Uyui und von da nach einem großen Hongo (Tribut an den Mtemi, Fürsten) langsam nach Usongo. Nur ein Mal hörte ich im Pori von Usongo rechts und links den Kriegsruf,

was allgemein Schrecken hervorrief und die ganze Karawane in's Laufen brachte. Wir blieben jedoch geschlossen; ich lief mit einigen Askaris am Ende und hielt durch Drohung mit der Büchse das der Karawane folgende Volk zurück. Nach einer halben Stunde war alles wieder ruhig, meine Kinder aber schrecklich abgehetzt.

„In Usongo wurde ich von der Frau des Mtemi freundlich empfangen und wohnte im Hause des Herrn Stokes, mit dem ich von Zansibar kam; er selbst ist am Nyanza. Nach drei Tagen kamen PP. Hauttecoeur und Chevalier mit den großen Jungen. Sie waren wie durch ein Wunder gerettet worden. Seif ben Seïd hat sie beschützt, drei Tage beherbergt und dann durch seine Leute nach Usongo begleiten lassen.

„Wir verließen Usongo am 13. Juli. Am selben Abend zerriß der Sturm unser großes Zelt in drei Stücke, was uns für den übrigen Weg manche Sorge schaffte. Wir lagerten in Ngulu, passirten dann in neunstündigem Marsche die sonnenverbrannte Wayonga-Ebene, bis wir Wasser fanden. Am folgenden Tage erreichten wir nach 2½ Stunden Samui, dessen Mtemi sich Masali nennt. Aber alles war zu müde; wir lagerten an der Grenze und gingen am folgenden Tage, 16. Juli, nach Kuikuru (Hauptstadt). Dort bogen wir am 17. Juli von der Straße ab. P. Girault wurde in Usanda im vorigen Jahre angegriffen, spielte aber den Angreifern übel mit; sie verloren fünf Todte. Darum konnten wir hier nicht passiren. Wir gingen nach Kisumbi, Shinyanga und Nindo; an all' den Dörfern mußte Hongo bezahlt werden: 60—70 Dotis Zeug ein Doti = 2,50 Meter).

„Von Usongo ist das Land, so weit nicht angebaut, eine sonnenverbrannte Ebene, fast gänzlich baumlos und durch dorniges Mimosen-Gestrüpp unwegsam gemacht. In der Regenzeit ist fast alles überschwemmt; jetzt ist der Boden überall in Folge der Hitze aufgerissen und der Marsch sehr beschwerlich. Unsere Kinder litten unsäglich. Wir hatten in Usongo den Esel des Herrn Stokes gefunden; wir hatten so drei, von denen jeder zwei bis drei Kinder trug. Acht bis zehn andere Kinder wurden von Trägern getragen, zwei in der Hängematte. Ein Knabe starb bei der Ankunft in Nindo.

„Ein pharmaceutischer Mißgriff, für den Niemand verantwortlich ist, brachte mich dort an den Rand des Grabes; meine Rolle in der Karawane war zu Ende. Man band mein Bett an eine Stange und ein Dutzend Wasukuma-Leute trugen mich dann zum folgenden Lager im Pori, von da nach Sarawi, wo ich in einer Negerhütte niedergelegt wurde. Wir blieben da zwei Tage, an denen ich etwas Milch nehmen konnte. Von da ging's dann an die Grenze von Urima nach Kwa-

Shikimayi (bei Shikimayi, Name des Dorfschulzen), wo mich meine Träger unter einem Granitfelsen niederlegten. Nach einer Stunde kam ein stämmiger Msukuma, redete mich in seiner Sprache an, von der ich nur das Wort „Zelt" verstand, dann hob er mich auf, trug mich in das Dorf in das Zelt, mit dem ich von der Küste gekommen war, und legte mich auf das Bett des P. Girault. Er war uns entgegengekommen. Bei Shikimayi beginnt der vielgewundene Busen von Urima, den ich nächstens aufnehmen soll. Das gute Zelt und einige Leckerbissen (Eier und Milch) stärkten mich so, daß ich am folgenden Tage, auf einen Mann gestützt, zwanzig Schritte weit gehen konnte. Nun noch ein Marsch nach Nkenge, wo wir zwei Tage rasteten. Dann kam eine Barke von Bukumbi — Msgr. Livinhac, von meinem Zustand unterrichtet, hatte sie gesandt —, um mich rasch zum Hause zu bringen. Die zwei Rasttage in Nkenge hatten mir wohlgethan; ich konnte schon allein gehen, wenngleich es mir immer noch im Kopfe zu Muthe war wie einem Betrunkenen. Sonderbar, das beste Mittel für meinen Zustand war Wein. Zwei Tage litt ich an vollständiger Paralysie der Eingeweide; was ich aß und trank, ging nach einer Viertelstunde unverändert wieder ab. Dann trank ich eine halbe Flasche Wein auf ein Mal — und meine Besserung begann.

„Am 1. August schiffte ich mich im Hafen von Nkenge ein. Die oft sehr romantische Gegend machte mir wenig Eindruck; ich war noch ziemlich schwach. Nach vierstündigem Rudern landeten wir in Bukumbi. Ich ging allein, auf eine Lanze gestützt, die zwanzig Minuten bis zur Missionsstation N.-Dame de Kamoga. Mein Kopf war noch zu verwirrt, als daß ich den entgegengesandten Esel hätte besteigen können, und meine Glieder waren vom Getragenwerden wie zerschlagen. In der Mission angekommen, wurde ich von Msgr. Livinhac selbst in Pflege genommen. Er brachte mir Chartreuse, Wein, Milch, Eier; ich fürchte, er griff zu tief in unsere schmalen Vorräthe. Doch schon nach zwei Tagen konnte ich kleine Arbeiten verrichten und im Refectorium erscheinen, mußte aber trotzdem noch täglich einen Schoppen guten Rothwein (Maison carrée) trinken, bis ich wieder völlig bei Kräften war. Jetzt ist es glücklich überstanden.

„Hier in Bukumbi beschäftige ich mich mit wissenschaftlichen Arbeiten und dem Holz. Gestern ritten wir aus, um einige Stämme zu besehen und zu messen. Montag den 19. August gehe ich nach Usambiro, um seine geographische Lage zu bestimmen und im dortigen Walde Stämme auszuwählen. Der dort begonnene Posten wurde aufgegeben, da die Bevölkerung täglich durch Auswanderung abnahm. Wir haben da etwa 15 bis 20 Leute am Holzfällen; sie hauen aber die unrichtigen Stämme.

So gehe ich hin, um ihnen das zu fällende Holz zu zeigen. Wir haben dort ein Haus in gutem Zustande. Djuma, ein ausgezeichneter Reitesel, der jeden Araber abwarf, so daß seine Besitzer ihn uns verkauften, trägt mich in einigen Stunden hin; die Entfernung beträgt etwa 25 Kilometer. Nun ist das Thier sehr sanft, unsere Buben kriechen ihm zwischen den Beinen durch und necken ihn, ohne daß er sich rührt. Sein früherer Herr bedauert jetzt den Verkauf, aber zu spät.

„Wir sind jetzt zu 16 am Südufer des Nyanza, außerdem vier Engländer, Missionare, und Hr. Stokes. Drei Tage von hier aus ist eine arabische Niederlassung und Karawane. Diese Araber sind sehr in Furcht, wir möchten ihnen vergelten, was sie uns in Uganda und Kipalapala gethan haben. Sie schliefen während vier Nächten nicht, einen Angriff erwartend, der für die Araber verhängnißvoll würde, da das ganze Land ihnen feindlich gesinnt ist. Die Dinge der Araber stehen in Uganda sehr schlecht; von Usongo bis hierher hört man nur Verwünschungen für sie. Ein Wort unserseits — und in zwei Tagen steht ihre Niederlassung in Flammen! Doch Gott mag richten zwischen uns und ihnen. Sollte man uns hier beunruhigen wollen, so werden die Waffen entscheiden. Wir haben genügend Gewehre und Munition, und unsere Burschen — wir haben hier erwachsene Kinder — verstehen dieselben zu handhaben. Unser Haus ist wohlbefestigt und mit Schießscharten versehen. In Kipalapala wollte man uns in unserm Hause angreifen; indessen — so hieß es — einer dieser Weißen steht an jeder Ecke, und der Angriff wird gar zu viele Leute kosten. Mein Name ist hier fundi ya bunduki (Meister vom Gewehr) und kimarra ndegge (Vogelverschlinger).

„Muanga war drei Monate unser Gast. Dann luden ihn die Waganda ein, zurückzukehren. Er that es, gefolgt von sämmtlichen Christen, schlug die Araber in mehrern Treffen und belagerte sie in der Hauptstadt. Das ganze Land hängt ihm an. Der zweite von den Arabern eingesetzte König war an den Folgen der Beschneidung gestorben. Karema, die dritte ihrer Creaturen, verbrannte seine sämmtlichen Geschwister, die Kinder Mtesa's, und führt ein so grausames Regiment, daß er sich das ganze Volk abwendig macht. Muanga selbst hat sehr durch seinen Aufenthalt bei uns gewonnen. Er erklärte freimüthig, seine Grausamkeit sei durch Vorurtheile und schlechte Rathgeber, die alle bereits ein trauriges Ende fanden, verursacht worden. Seine treuesten Diener seien die Christen, und sein Land stehe in Zukunft den Weißen offen. Gegenwärtig sind noch drei seiner Barken hier (Südufer des Victoria-Nyanza), deren Führer uns einlud, nach Uganda zurückzukehren; wir könnten wählen im ganzen Lande, wo wir uns nieder-

lassen wollten. Würden wir nicht zu ihm kommen, so komme er mit seinen sämmtlichen Anhängern zu uns; er wolle nicht mehr getrennt von uns leben. In Folge dessen werden wohl drei Missionare nach Uganda sich einschiffen, um die Verhältnisse zu prüfen und den dortigen zahlreichen Christen geistlichen Beistand zu spenden.

„Ein letzter Tage hierher gelangtes Gerücht sagte, Karema sei nördlich geflüchtet, seinem Bruder das Reich überlassend. Emin Pascha sei siegreich in Unyoro eingefallen und stehe nahe der Grenze von Uganda. Muanga habe ihm eine Gesandtschaft geschickt mit der Nachricht, sein Land stehe ihm offen. Es ist indessen nur ein unverbürgtes Gerücht. Casati soll wohlbehalten bei Emin Pascha sein. Ein in ihrem Dienste stehender Araber von Tripolis (Nordafrica) wurde in Unyoro ermordet; Casati soll entkommen sein. Von Stanley habe ich keine Nachricht.

„Wenn Gott die Verhältnisse zum Besten wendet, wird das Verlassen von Kipalapala nur gute Folgen haben. Wir sind jetzt so zahlreich hier, daß man die Mission von Uganda energisch fortsetzen kann. Zudem sind wir hier in Sicherheit. Die Araber und Wangwana sind verhaßt und werden beim endgültigen Sieg Muanga's ihren Posten in Magu wieder aufgeben müssen (Magu liegt etwa 80 Kilometer östlich von uns am See). Muanga ist entschlossen, sie nicht am See zu dulden; ein Wort von ihm genügt, und die Wasukuma vertreiben dieselben. Bis jetzt hat er das Leben der in seine Hände gefallenen Araber und Wangwana geschont, „weil sie nicht das Blut der Weißen, seiner Freunde, vergossen hatten," und will sie auch ferner schonen, aber des Landes für immer verweisen.

„In diesem Jahre haben sich die Verhältnisse, wie man sieht, sehr verändert. Uganda befreit sich aus den Händen des Islam und öffnet sich den Europäern. Der directe Weg von der Küste zum Nyanza-See wird dadurch für die Europäer passirbar.

„Wir können dann auf diesem Wege unsere Zufuhren erhalten. Doch wird dies ja noch einige Jahre dauern. Doch haben wir glücklicher Weise Tauschgegenstände für drei bis vier Jahre, werden aber Mangel leiden an europäischen Dingen (Kleidern, Schuhen, Thee, Wein, Arbeitsgeräthen 2c.). Kaffee haben wir im Lande selbst; wir erhalten mehr wie genügend von Uganda und der Küste des Nyanza, wo er wild wächst. Zucker ersetzen wir durch Honig. Unser Garten liefert Gemüse und Weizen, so daß wir von Zeit zu Zeit Brod haben. Ein tiefer und langer Graben führt Wasser zum Garten, und können wir so stets pflanzen. Reis bringen uns die Eingeborenen in Ueberfluß, Fleisch ist billig, ein Ochse kostet in deutschem Gelde etwa 16 bis 20 M. Unsere

gut ausgestattete Apotheke von Kipalapala ist ohne den geringsten Schaden hier angekommen, so daß wir es wohl einige Jahre aushalten können, bis der Weg offen ist.

„Man spricht hier von blutigen Niederlagen der Araber an der Küste. Wißmann lockte Buschiri in einen Hinterhalt und schlug ihn vollständig. Buschiri wollte sich dafür an dem deutschen Posten von Mpwapwa rächen; doch unsere zwei braven Landsleute wurden durch die Eingeborenen vom Herannahen der Bande unterrichtet, bewaffneten sich bezw. vertheilten Pulver und Blei an einige Hundert Wagogo, ihre Verbündeten, und überfielen im Morgengrauen das nichts ahnende arabische Lager, wo sie ein schreckliches Blutbad anrichteten. Nur wenige entkamen, die sich im Busche zerstreuten. Einer der hervorragenden Araber, nach andern Berichten Buschiri selbst, blieb todt auf dem Kampfplatze. Beruhen diese Gerüchte [1]) auf Wahrheit, was man in Deutschland wissen muß, so wird sich die Straße bald öffnen. Die Araber von Tabora haben daran noch größeres Interesse als wir. Sie haben Elfenbein in den Vorrathshäusern, aber nur wenige Tauschgegenstände. Ein Diora (Stück von 32 Meter) Satini (schlechter Stoff) kostet 10 Piaster, doppelt so theuer wie gewöhnlich. 20 Pfund Pulver (für uns völlig unbrauchbar) steht im Preise von 55 Piaster zu je 3 Mark 75 Pfg. Dieser Nothstand der Araber mag wohl mit dazu beigetragen haben, daß die mit der Küste verkehrenden Araber den P. Hauttecoeur gegen die nicht direct mit der Küste verkehrenden und das Wangwana-Gesindel in Schutz nahmen. Sie wollen das Wohlwollen der Europäer erwerben, damit ihre Karawanen ungestört das von den Deutschen besetzte Gebiet passiren können. Bei Seif ben Seïd müssen freilich noch bessere Beweggründe vorausgesetzt werden. Er verkehrte viel mit uns; wir sahen ihn jede Woche kommen, und bewies er sich bei den vielen Geschäften mit uns stets loyal. Ali ben Sultan dagegen ist ein Schurke, wie auch Sike, der Mtemi von Unyanyembe, dessen Sohn den P. Chevalier ausplünderte und ohne das Dazwischenkommen der Leute Seif ben Seïd's getödtet hätte. Sike selbst stellte Posten an sämmtliche Wege, um die Missionare beim Verlassen von Unyanyembe zu tödten, was ihm nicht gelang. Am folgenden Tage sandte er eine Mitumba (Traglast von Stoff, Zeug) nach Uyui, um den Mtemi Kanoni von Uyui zu überreden, die Missionare mit den Kindern nach Unyanyembe zurückzusenden oder zu tödten, doch Kanoni, ein Feind Sike's, schlug es ab. Die den

[1]) In diesen Gerüchten ist Wahres und Falsches vermischt. Sie beziehen sich auf die Erstürmung des Lagers Buschiri's am 8. Mai durch Wißmann und auf den Ueberfall der deutschen Station Mpwapwa am 28. Juni durch Buschiri, bei welchem Nielsen getödtet werde, Lieutenant Giese nur durch schleunige Flucht sich rettete.

Missionaren geraubten Gegenstände nahmen fast sämmtlich den Weg nach Sike's Haus, welcher sich so als „königlicher" Räuber bezeigte. Doch mag es ihm bei den oben erwähnten Gerüchten etwas schwül um's Herz werden. Er sendet bisweilen Karawanen mit Elfenbein an die Küste und fürchtet nun, da wir glücklich entkommen sind, wir würden dieselben mit Beschlag belegen lassen, um uns für den an uns begangenen Raub schadlos zu halten.

„Anderseits hat sich das Gerücht verbreitet, Bwana Makonga (der bekannte und gefürchtete Africa-Reisende Hr. Reichard) komme mit einigen Hundert Mann, um Unyanyembe den Wadeutschi (Deutschen) zu unterwerfen und, wie er bei seiner Durchreise vor drei Jahren gedroht hatte, den Kopf Sike's auf eine Stange zu stecken, was den Unterthanen gar nicht unlieb wäre; denn Sike verbietet ihnen, sich als Träger anwerben zu lassen. Ein deutscher Posten in Unyanyembe würde freilich einen großen Einfluß auf die Araber des Innern ausüben und wäre die Errichtung eines solchen im Interesse der Civilisation und der Sicherheit der Europäer zu wünschen. Man brauchte sich nur in unserm Hause festzusetzen, und keine Neger-Armee wäre im Stande, 50 gut bewaffnete und geübte Leute daraus zu vertreiben. Doch Deutschland hat noch genug mit der Küste zu thun, und ist ein Posten in Unyanyembe schon so bald aus diesem Grunde nicht zu erhoffen. Ein solcher Posten wäre anderseits nur als Etappe auf dem Wege nach dem Tanganika und dem Nyanza zu betrachten; denn Elfenbein, der einzige Ausfuhr-Gegenstand, findet sich nur wenig mehr zwischen beiden Seen. Es kommt aus Uganda, Karagwe und Manyema.

„Ich würde gern mehr Briefe schreiben; doch müssen wir unsere Packete so klein machen, daß außer der Correspondenz für die Obern nur das Nöthigste mitgehen kann. Die Courriere müssen alles sorgfältig zwischen Lebensmitteln und ihren Kleidern verbergen, um sich durchschleichen zu können, da dieselben, wenn als Leute der Weißen erkannt, ausgeplündert, wenn nicht getödtet werden. Wir sind alle in einem Sack, Engländer, Franzosen und Deutsche."

Wir lassen hier gleich noch ein späteres Schreiben P. Schynse's aus jüngster Zeit folgen, welches namentlich über die weitern Vorgänge in Uganda, die vollständige Niederlage der Araber, sehr bemerkenswerthe Angaben macht.

VIII.

„Zansibar, 4. März 1890. [1])

„Gestern wurde ich durch die Ankunft der Post aus Uganda unterbrochen. Dank Gott und der Tapferkeit der Christen ist der Islam definitiv überwältigt. Anfangs October vereinigten sich nach mehrern nicht immer glücklichen Gefechten die beiden christlichen Armeen, die vom Festlande und die von den Inseln, in der Nähe von Rubaga. Am 4. October griffen sie mit 2000 Gewehren und vielen Lanzen die siegesgewisse mohammedanische Armee, welche angeblich 5000 Gewehre, worunter viele Hinterlader, zählte, an und schlugen sie vollständig. Die Araber nahmen den ihnen angebotenen Pardon, Sicherheit des Lebens und gute Behandlung, nicht an, sondern setzten sich in den Ruinen unserer alten Mission von Rubaga fest, wo sie ihre Anhänger und Sklaven während der Nacht wieder sammelten. Am 5. October, Morgens, griffen die Christen diese Position an, drei Mal zurückgeworfen, drangen sie beim vierten Sturme in die Ruinen ein und der Sieg war entschieden. Was von den Feinden nicht fiel, suchte sein Heil in der Flucht. Karema selbst wurde von der flüchtenden Masse mitgerissen. Die Christen verfolgten die Flüchtlinge bis an die Grenze von Unyoro, der größte Theil der Araber und ihrer Sklaven fiel, drei wurden gefangen, einzelne entkamen nach Unyoro, wo Karema seine zersprengten Anhänger sammelt. Er hat auf's neue 700 Mann, mit welchen er sich zu den Mahdisten durchschlagen will. Kabarega von Unyoro gestattet ihm nicht den Aufenthalt im Lande und Muanga sandte sofort eine starke Abtheilung an die Grenze von Unyoro. Am 11. October zog Muanga triumphirend ein, am 12. folgten die Missionare P. Lourdel und P. Denoit. Da unser Haus zum Theil zerstört und wegen der darin aufgehäuften Leichen unbewohnbar ist, so wies Muanga den Patres das Haus des frühern Katekiro an, desselben, welcher sie genau ein Jahr vorher, am 12. October 1888, aus dem ihrigen vertrieben hatte. Digitus Dei est hic. Die erste Schlacht wurde geliefert auf dem Hügel, auf welchem die christlichen Pagen 1886 verbrannt wurden, der Entscheidungskampf in den Ruinen unserer Mission, und die Missionare nahmen unter dem Jubel der Bevölkerung Besitz von dem Hause ihres Verfolgers, der im Kriege zu Grunde gegangen. Am 5. October hatten die Christen zahlreiche Ver-

[1]) Vgl. Kölnische Volkszeitung, Morgen-Ausgabe vom 28. März 1890. Ein langes Schreiben des P. Denoit über den Sieg Muanga's, auf welchem der vorstehende Bericht des P. Schynse beruht, ist im Journal de Bruxelles vom 30. März (Beilage) gedruckt.

wundete, doch keinen Todten, und Verwundungen heilen bei Negern fast immer. Trotz der zahlreichen Verluste während des Krieges hat sich unsere Christengemeinde sehr vermehrt. Ein junger Mann konnte 40 Katechumenen den Missionaren vorstellen, alle vollständig unterrichtet; man sagt, die Zahl der Katholiken habe sich während der einjährigen Abwesenheit der Missionare um 3000 vermehrt; es ist dies eine Annahme der Waganda, die vielleicht berichtigt werden wird. Muanga sandte eine Flottille über den See nach Bukumbi und schiffte sich Msgr. Livinhac mit zwei Missionaren nach Uganda ein. Wenn je, so gilt hier das Wort des Herrn: die Ernte ist reich, aber der Arbeiter sind wenige.

„Von Tanganika bringen bloß Gerüchte zu uns. Nach arabischen Quellen sind die Araber am Tanganika untereinander in Streit gerathen und in einem Gefechte in Ujiji 24 Araber todt geblieben.“

P. Schynse's Aufenthalt in Bukumbi, wo er am 1. August 1889 eingetroffen war, sollte nicht von langer Dauer sein. Als Stanley mit Emin Pascha am Victoria-Nyanza erschien, traf der Missionar schnell seine Vorbereitungen, um mit dem halb blinden P. Girault zur Küste zu gehen.

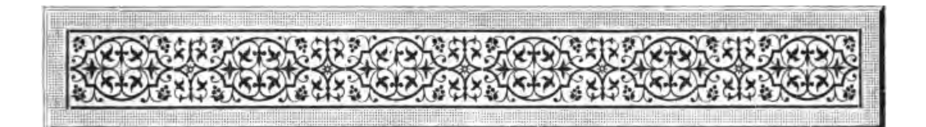
Ueber diese Reise vom Victoria-See nach Zansibar hat nun P. Schynse das vorliegende Tagebuch geführt. Dieselben Vorzüge, welche unter andern Petermann's Mittheilungen dem Verfasser des Congo-Tagebuches nachrühmen: klares und besonnenes Urtheil, Beobachtungsgabe, zeigen sich auch in dieser neuen Reiseschrift. Die Darstellung ist einfach und schlicht, hinterläßt aber den Eindruck frischer Unmittelbarkeit und voller Wahrheit. Die Gegenden, die der Missionar durchwandert, die Stämme der Eingeborenen, mit welchen er verkehrt, die mühselige Art des Reisens in Inner-Africa: dies alles wird in knapper, aber höchst anschaulicher Weise geschildert. Ein bedeutend erhöhtes Interesse gewinnt das Tagebuch von dem Augenblicke an, wo der Missionar auf seinem Reisewege mit Stanley und Emin Pascha zusammentrifft. Die Stanley'sche Expedition, die seit länger als zwei Jahren auf dem Marsche quer durch den dunkeln Continent ist, die Begleiter Emin Pascha's, die beiden berühmten Africaforscher selbst werden uns in charakteristischen Zügen vor Augen gestellt.

Da der Verfasser, der gegenwärtig noch in Zansibar weilt, im Begriffe steht, eine neue große Wanderung in's Innere von Aequatorial-Africa anzutreten, hat die Familie das ihr gewidmete Tagebuch dem Herausgeber freundlichst zur Verfügung gestellt. Im Wesentlichen gebe ich es so wieder, wie es auf dem Marsche niedergeschrieben wurde. Eine genauere Kartenskizze des zurückgelegten Weges war dem Tagebuche nicht

beigegeben. Die Construirung einer ausführlichen Karte auf Grund des zahlreichen neuen Materials erwies sich als unthunlich, weil die geographischen Positionsbestimmungen fehlten. Eine ausreichende Uebersicht gewähren die in letzter Zeit so zahlreich erschienenen Karten dieser Gebiete Africa's, vor allem die bekannte Habenicht'sche Zehn-Blatt-Karte von Africa, Maßstab 1:4,000,000 Section Seeengebiet (VIII), 2. Auflage, Gotha.

Köln, im März 1890.

Karl Hespers.



I. Am Victoria-Nyanza.

In meinem letzten aus Bukumbi datirten Briefe[1]) schrieb ich die Worte: „Von Stanley keine Nachricht. Man hört, Emin Pascha schlage sich in Unyoro und sei an Uganda's Grenze vorgedrungen." Ich hatte keine Ahnung davon, wie schnell diese Ansicht berichtigt würde. Denn schon am Tage nach Abgang des Courriers traf die Nachricht ein, Stanley mit Emin Pascha und andern Weißen sei in unserer frühern Station von Usambiro eingetroffen und erreiche denselben Tag das Haus Makay's bei Makolo, an der Südwestspitze jener schönen Nyanza-Bucht, welche sich bis zum 3° S. erstreckt. Einige Tage nachher erhielten wir ein Billet von einem Mitgliede jener Unternehmung mit der Bitte, den heruntergekommenen Europäern mit Kleidern und Schuhen ꝛc. auszuhelfen, was wir thaten, so weit es bei den schlechten Zeitverhältnissen möglich war. Denn von der Küste liefen beunruhigende Gerüchte ein, kein Courrier, keine Karawane kam mehr durch, unser Vorrath war nur zum Theil erneuert worden, und dies Wenige war durch die in Uganda und Unyanyembe erlittenen Verluste mehr als aufgewogen. P. Girault und ich wurden beauftragt, unsere kleine Hülfe der Stanley'schen Expedition zu bringen und zugleich derselben die Glückwünsche vom Bischofe[2]) und den übrigen Patres zu übermitteln. Wir fanden die Europäer alle in guter Gesundheit bei Makay. P. Girault, welcher augenleidend ist, bat Dr. Emin Pascha um ärztlichen Rath, und die Untersuchung seiner Augen ergab, daß seine Krankheit ein Staar sei, welcher nur durch eine Operation geheilt werden könne.

---

[1]) Brief vom 14. August 1889, N.-Dame de Kamoga (Bukumbi, am Südufer des Victoria-Nyanza). Vgl. Einleitung.

[2]) P. Livinhac, apostolischer Vicar des Victoria-Nyanza, seit dem 14. September 1884 Bischof von Pacando.

Dies sollte für meinen weitern Aufenthalt am Nyanza verhängniß-voll werden. Denn eines schönen Morgens eröffnete mir der Bischof, daß er P. Girault mit Stanley nach der Küste senden, und, da es einem Missionar verboten ist, allein zu reisen, mich denselben begleiten lassen wolle. Da man zudem nicht weiß, wie sich der Staar in den nächsten Monaten gestalten wird, war eine Begleitung in jedem Falle erforderlich. Die Nachricht war mir zwar gerade nicht sehr angenehm, doch Gehorsam ist des Missionars erste Pflicht; so trafen wir rasch unsere Vorbereitungen und baten Herrn Stanley um die Erlaubniß, ihm uns anschließen zu dürfen. Doch Stanley war am 16. September abmarschirt, ohne daß man seinen Reiseweg kannte. Zu gleicher Zeit trafen Nachrichten aus dem benachbarten Bezirk von Nera ein, Stanley schlage sich mit den Eingeborenen. Diese hätten ihn verrätherisch angegriffen, einige seiner Leute getödtet, worauf Stanley ihnen eine blutige Lection gegeben und, einen Theil ihrer großen Heerden mit sich führend, nach Süden abmarschirt sei.

Diese Nachricht verzögerte unsere Reise. Wir warteten bis Anfang October, wo wir erfuhren, er habe die Straße Usongo-Ikungu gewählt. Wir sammelten rasch unsere Träger, sandten am 1. Oct. unsere Esel zu Lande nach Sikimayo, setzten unsere Träger auf das westliche Ufer des Golfes über, um sie von dort nach Makay's Hause gehen zu lassen, und schifften am 4. October uns selbst auf unserer Waganda-Barke[1]) ein, um auf dem kürzern Wasserwege dieselbe Station zu erreichen. Diese Waganda-Barken sind mit ihrem hohen Bug und ihrer rothen Bemalung mehr hübsch als solid; eine solche 15—20 Meter lange und 1—1¾ Meter breite Barke besteht aus einem vorn und hinten bedeutend verlängerten Kiele, auf welchem auf jeder Seite zwei Planken übereinander aufgesetzt sind, so daß das ganze Fahrzeug aus fünf Planken besteht. Da diese jedoch nur mit Palmfasern zusammengebunden und die hierzu gebohrten Löcher nur leicht verstopft sind, so muß man ein Mal das stets eindringende Wasser beständig ausschöpfen und die sich öffnenden Löcher auf's neue verstopfen; dann leidet aber auch bei dem starken Wellengange des Nyanza das zerbrechliche Fahrzeug sehr und bei stürmischem Wetter kommt es oft genug vor, daß durch die wiederholten Wellenstöße die Palmfasern zerreißen und das ganze Fahrzeug zum Verderben seiner Insassen sich in seine fünf Theile auflöst. Unsere Barke ist freilich diesem Zufalle nicht ausgesetzt. Wir haben „Krummen" hineingesetzt und so die fünf Planken fest mit einander verbunden; doch an's Ausschöpfen müssen wir stets denken, und ein Mann ist ausschließlich damit beauftragt.

[1]) Waganda = Bewohner von Uganda. Ebenso Ukerewe und Wakerewe, Usukuma und Wasukuma u. s. w.

Der Bischof und die übrigen Missionare begleiteten uns zum Strande; wir nahmen Abschied, vielleicht für's Leben, baten zum letzten Male unsern Oberhirten um seinen Segen, ordneten unsere 20 Ruderer und stießen ab. Mit Wehmuth sah ich zu den unser Haus beschützenden Felshöhen zurück. Werde ich jemals Bukumbi wiedersehen, und angenommen, Gott führte mich wieder dahin zurück, werde ich Alle wiederfinden, mit denen ich seit einem Jahre in Unyanyembe und Bukumbi Freud' und Leid getheilt habe? Oder werde ich eines Tages von der Nachricht überrascht, Bukumbi sei zerstört, die Missionare ermordet, die Kinder auf's neue in die Sklaverei geführt? Gott schütze unsere theuere Mission, die opferfreudigen Missionare und lieben Kinder. Die Zeiten sind schwer, dunkele Wolken thürmen sich am Horizont auf und wo ich selbst die Gefahr nicht mehr theilen kann, scheint mir dieselbe doppelt drohend. Kam doch erst vor drei Tagen die Nachricht, die in Magu befindlichen Araber hätten Muanga 300 Gewehre angeboten, um die Missionare zu vertreiben und die Mission zu plündern. Ob etwas Wahres daran ist, weiß man nicht, aber daß solche Gerüchte verbreitet werden können, ist ein bedenkliches Zeichen.

Freilich auch reiche Hoffnungen lasse ich zurück. Muanga ist bei uns zu bessern Gesinnungen gekommen und hat bereits nach den ersten Erfolgen Botschaft gesandt, um die Missionare zu sich einzuladen. „Wenn ihr nicht kommt, so wandere ich mit meinem Volke aus zu euch, ich kann nicht mehr ohne euch leben," lautete das Ende seines Briefes. Wenn Gott ihm, was zu hoffen, endgültigen Sieg verleiht, eröffnet sich in Uganda ein reiches Feld für die Missionsthätigkeit. Die Waganda bilden den einzigen Stamm, in welchem sich eine allgemeine Strömung zur christlichen Gesittung geltend macht. Diese Strömung wurde durch den Ausbruch der von den Arabern geschürten und ausgeführten Revolution unterbrochen, die Christen mußten flüchten, doch unter Anführung des leider zu früh in siegreichem Kampfe gefallenen Katholiken Honorat, oder wie sein Volksname war, „kleinen Vogels", gingen die Christen zum Angriffe vor, riefen Muanga zurück und brachten den Arabern mehrere Niederlagen bei. In einem, dem entscheidenden, Gefechte wurde der mitten in die feindlichen Reihen vorgedrungene „kleine Vogel" getödtet, jedoch die dadurch hervorgerufene Bestürzung war nur von kurzer Dauer, und der Sieg blieb den christlichen Kämpfern für König und Vaterland treu. Karema, ein Wütherich sonder Gleichen, welcher die ganze Familie Mtesas ausrotten (verbrennen!) ließ, seine Waganda zu Tausenden als Sklaven den Arabern, seinen Schutzherren, schenkte, d. h. ihnen Gebiete in seinem eigenen Lande anwies, wo sie Sklaven jagen durften, und dadurch das schöne Uganda zum großen Theil in eine Einöde ver-

wandelte, war mit den Arabern bald auf die Hauptstadt beschränkt, in der er von Muanga's Heer belagert wird, während dieser von sämmtlichen Provinzen anerkannt wurde. Nach einem freilich unverbürgten Gerüchte soll Karema geflohen und so Muanga ohne Rivalen sein.

Sollte sich dieses Gerücht bestätigen, dann mögen die arabischen Raubherren von Magu nur an ihre eigene Sicherheit denken, denn der dort schlecht behandelte, wie ein Gefangener gehaltene und ausgeplünderte Muanga hat ein gutes Gedächtniß, und es ist ihm eben so leicht, durch eine einfache Drohung die Wasukuma zur Zerstörung von Magu zu bestimmen (denn schon jetzt ist der Araber überall nördlich von Unyanyembe verhaßt), wie in acht Tagen einige Tausend Wagandakrieger auf eben so viel Hundert Barken zu vereinigen und über den See zu senden, um jenes Vipernnest zu zerstören, in welchem so viele Tausend seiner Unterthanen in elender Sklaverei verkommen. Namentlich in letzter Zeit war Magu aus obengenanntem Grunde stets von Ugandasklaven überfüllt, und die dort befindlichen Araber und Wangwana [1]) ließen lieber ihre Menschenwaare elend verkommen, als uns dieselbe zu verkaufen. Sie wissen, ein Christ ist ihr natürlicher Feind. Rachsucht ist eine schlechte Eigenschaft, und bei einem Missionar, der den Frieden bringen und predigen soll, darf selbst kein Schein davon vorhanden sein, und trotzdem könnte ich nur schwer ein freudiges Gefühl unterdrücken, wenn dereinst der Tag der Vergeltung über diese Banditen hereinbricht. Es sind ja manche edele Charaktere unter den Arabern; danken doch die Missionare von Unyanyembe zum Theil nur Arabern ihr Leben; bei solchen triumphirt ihre natürliche Güte und der im Grunde edele arabische Charakterzug über die durch den Islam eingepflanzten, eingeimpften bösen Eigenschaften; jedoch bei der Mehrzahl sind diese vorherrschend und bei den von den Arabern erzogenen Wangwana zeigen sich bloß diese letztern, aber von arabischer Großmuth und Gastfreundschaft auch keine Spur. Am schlimmsten sind jene Mischlinge, welche durch arabische Erziehung eine gewisse Superiorität über den Neger erlangten und diese Ueberlegenheit nur zu raffinirter Geltendmachung ihrer Wangwana-Eigenschaften benutzen.

Diese und ähnliche Gedanken mußten uns wohl Beide beschäftigen, denn schweigend saßen wir uns am Steuer gegenüber, welches von einem jungen Schwarzen, einem der Sklaverei entrissenen Knaben, gehalten wurde. So glitt unsere Barke unter dem zwar eintönigen, doch nicht unangenehm klingenden Gesange unserer Ruderer dahin. Diese ihrerseits suchten sich auch Muth zuzusprechen, denn ein großer Theil von ihnen gehörte unserer Trägerbande an, welche uns zur Küste begleiten sollte, und eine

---

[1]) Muhamedanische Neger.

Reise nach dem fabelhaften „Pwani“ (Zansibar), von wo all die schönen Dinge, Stoffe, Perlen, Gewehre kommen, ist für diese nie über Bukumbi's Grenze hinausgekommenen Naturkinder eine viel bedeutendere Sache als für uns, die schon ziemlich in Africa herumgereist sind, und selbst uns scheint die Reise nicht ganz ungefährlich. Wie werden uns die Nera benachbarten und vielleicht durch Lügenberichte gegen die Weißen aufgebrachten Stämme zwischen dem Nyanza und Usongo empfangen? Hat Stanley sich noch an andern Stellen als Nera schlagen müssen und uns so die Straße unpassirbar gemacht, oder hat er im letzten Augenblicke doch seine Route geändert und sich östlich gehalten, wo wir ihm mit unsern 10 Gewehren und 20 Mann nicht wagen dürfen nachzufolgen? Wie werden wir die aufrührerischen Küstenstämme vermeiden. Wird Stanley sich durchschlagen können? Doch wir sind ein Mal jetzt auf dem Wege, wir vertrauen der göttlichen Vorsehung, sie wird uns geleiten und beschützen.

Die Sonne sank langsam nach Westen (es war beim Abstoßen bereits Mittag), als wir Bukumbi's Felshöhen hinter einem Bergvorsprung verschwinden sahen. Oestlich eröffnete sich vor uns der breite Golfarm, welcher sich bis Nera erstreckt und in dessen Einfahrt einige felsige Inseln sich befinden. Nur spärliches Grün ziert diese wie die erzhaltigen Mueriberge im Westen, die ersten Regen fingen eben an, die jungen Knospen schwellen zu machen, dagegen ist das Seeufer von dunkelm Grün der Papyrusdickichte berandet.

Am Fuße dieser Mueriberge, ca. 100 Meter vom Ufer, befinden sich zwei flache kleine Felseninseln, wo die bis zur Wassertiefe gelangenden Baumwurzeln stets frisches Grün hervorbringen. Eine derselben, welche man füglich Krokodils-Insel nennen kann, ist von diesen Bestien zum Orte ihrer Mittagsruhe erwählt worden. Schon vor vierzehn Tagen habe ich diese Ungeheuer unangenehm im Schlafe gestört, bis auf eines, welches mit zerschmettertem Kopfe von seiner Felsbank niederglitt. Heute sahen wir dort wieder über 20 dieser scheußlichen Thiere, von denen das kleinste wohl noch über 10 Fuß maß. Beim Herannahen der Barke stürzten sie sich geräuschvoll in's Wasser, doch eines, zu tief in Schlaf versenkt, blieb mit weitgähnendem Rachen, aus dem furchtbare Zähne hervorragten, regungslos liegen. Ein Schuß weckte es auf, jedoch schwer getroffen, erreichte es eben nur das Wasser und blieb zwischen den Felsen hängen. Seine Kameraden schwammen um die Barke, als ich auf den nur zwei Finger hoch aus dem Wasser hervorragenden Schädel des größten die Büchse anschlug. Eine Secunde später donnerte der Schuß und weit weg spritzten die Splitter der Schädeldecke, das Thier drehte sich mehrmals im Wasser, schlug mit Füßen und Schwanz in die Luft

und versank. Leichtes Kräuseln an der Oberfläche bezeichnete noch eine Minute die Stelle, wo die Bestie sich auf dem Grunde im Todeskampfe wand, dann glitten die Wellen des Nyanza wieder ungestört darüber hin.

„Wie schade," sagte der Nyampara Munyamburu, „daß dieses Gewehr und sein Herr aus dem Lande geht. Die Araber würden es nie wagen, euch anzugreifen, und die Krokodile wären bald geendet." Krieg ist nicht unsere Sache, antworten wir, vielleicht kommen eines Tages andere Weiße, um den Arabern zu vergelten und Euch von diesen und den Krokodilen zu befreien. Ja, wazungu [1]) wakali [2]) wie Limatendele (Stanley) und die Andern, welche die Banera belehrt haben. Wir haben jetzt wazungu watamu (milde) und wazungu wakali gesehen. Wir glaubten bisher, sie seien alle tamu, Milchkühe, doch Limatendele hat nur Blei, keine Milch, es muß wohl ein Mdeutschi sein, die sind ja alle kali, und dann sangen sie wieder abwechselnd: „Rudert kräftig, Bukumbi, der Hafen ist nahe, dort werden wir essen und schlafen und dann unsere Wazungu nach der Küste geleiten."

Um 3 Uhr bezeichneten uns Bananen-Pflanzungen das Dorf von Madonga, dem ältesten und nun einzigen Sohne Ruoma's, des Mueri-fürsten, hinter einem Bergvorsprunge gelegen, bei welchem sich eine flache Bucht 5—6 Kilometer in's Land erstreckt. Sein Bruder Lukama, dessen Dorf wir kurz vorher passirt hatten, war vor vier Wochen gestorben, vergiftet, wie man sagt, durch seine Tante. Das ganze Volk liebte ihn, und er hatte diese Anhänglichkeit durch sein edelmüthiges, tapferes Wesen verdient. Einen zu seinem Verderben gesandten und gefangenen Giftmischer hatte er einen Monat vor seinem Tode straflos entlassen, einem zweiten war die Hoffnung des Mueristammes erlegen. Sein Bruder Madonga war trostlos beim Tode, er verbrannte alles seinem Bruder Gehörige, aber das Volk hofft nur wenig von ihm; er ist ein Trunkenbold und der alte Ruoma ist viel zu charakterschwach, um Ordnung zu halten. So flüchtet denn das Muerivolk vor den eindringenden Wangoni und andern Grenzstämmen und wandert massenhaft über den Golf aus, trotz dem Verbote des alten Ruoma.

Madonga sitzt eben unter einem Baume und um ihn steht eine Volksmenge: er gibt Audienz. Der Weg, ca. 500 Meter, schien uns ein zu langer Aufenthalt, so ruderten wir vorbei, uns inmitten des See's haltend. Dort im Grunde der Bucht erhebt sich ein kleiner Kegel, welcher früher beinahe eine Insel war, nun ist der See so weit zurückgetreten, daß der Kegel im Sande liegt. Etwas südlich von ihm ergießt sich in den See ein Fluß, doch ist derselbe jetzt wohl trocken, wiewohl man sagt, er

---

[1]) Europäer. — [2]) kali = böse.

führe beständig Wasser. Um 4 Uhr sahen wir auf dem Ostufer die Mkenge bezeichnenden Dumpalmen, den Hafen, in dem ich vor etwas mehr als zwei Monaten krank und schwach nach Bukumbi eingeschifft wurde. Wie ganz anders sah sich heute das Land an, als damals, wo ich, nur mit Mühe in sitzender Stellung bleibend, sehnsüchtig das Ende der Fahrt herbei wünschte. Dann durchkreuzen wir rasch den See und landen um 5 Uhr bei Sumi, nachdem wir nur mit Mühe unsere Barke durch das Papyrus- und Schilf-Dickicht hindurchgezwängt haben.

Das Volk empfing uns freundlich, ist ja P. Girault der Blutsbruder des alten Ruoma und überall bekannt; Sumi ist auch der Hafen unserer fünf Stunden landeinwärts gelegenen Station Usambiro, welche wir leider aufgeben mußten, da sich die gesammte Bevölkerung vor den Einfällen der räuberischen Wangoni flüchtete und das Land verödet ist. Fünfzig gute Gewehre würden genügen, um dem Lande wieder Sicherheit und Aufblühen zu verschaffen. In Sumi sahen wir deutliche Zeichen der Landestrauer; seit Lukama's Tode ist in Mueri kein Schuß mehr gefallen, keine Trommel gerührt worden. Alle sehen besorgt in die Zukunft und beobachten Madonga, ob er sich wohl ändern werde.

Die Muerihütten sind bienenkorbähnlich aus Gras gebaut, mit einem dachlukenähnlich überdachten Eingang, klein und schmutzig, kaum 3—4 Meter im Durchmesser habend. Die Bevölkerung pflanzt viel Maniok und wo das Seeufer es gestattet, in der feuchten Ufererde Bananen und süße Kartoffeln, aber nicht viel Mutama (Sorgho). Am Strande sehen wir einen Haufen schönen Eisenerzes, welches von dort nach den verschiedenen Küsten und Inseln, namentlich nach Ukerewe verschifft wird. Die Eisenproduction war eine bedeutende Quelle der frühern Wohlhabenheit von Usambiro, da von weit her Karawanen kamen, um daselbst die überall als Münze gangbaren Hacken aufzukaufen. Heute liegt das Schmiedegewerbe fast ganz darnieder, nur mehr wenige der sehr primitiven Hochöfen sind im Betrieb und die Preise darum gestiegen. Der größte Theil des Schmiedestammes, der Balongo, ist westlich ausgewandert. Unser Posten von Usambiro war auch mit Rücksicht auf dieses Mineral gegründet worden; wir sahen in der Eisenbearbeitung ein Mittel, unsern Kindern, wenn ein Mal herangewachsen, ein gutes Auskommen zu verschaffen. Oder will man es ein Phantasiebild nennen, wenn wir glauben, mit guten Werkzeugen und noch vervollkommneterm System werde es unsern Burschen gelingen, bessere Waare hervorzubringen als die mit sehr einfachen Werkzeugen und nach sehr primitivem System arbeitenden Balongo, welche kaum die Hälfte des wirklich im Erze enthaltenen Eisens gewinnen? Dieses Holzkohleneisen ist sehr geschmeidig und zähe, ein

Nagel z. B. kann mehrmals krumm geklopft und dann wieder gerade gebogen werden, ohne Schaden zu leiden.

Die Nacht war kühl, wenn wir aber gehofft hatten, diese Kühle werde uns einen kräftigen Schlaf verschaffen, hatten wir die Rechnung ohne den Wirth, diesmal ohne die vielen Tausend Muskitos gemacht, welche am Abend aus dem Papyrus-Dickicht eindrangen, und welche wir bewirthen mußten. (Münze: kleine rothe, weiße 2c. Perlen.)

5. October. Bei Sonnenaufgang nahmen wir Abschied von unsern Dorfbewohnern, und nachdem wir unsere Barke wieder glücklich aus dem Papyrus in's offene Wasser gebracht, ruderten wir auf's neue südlich in den etwas unterhalb Sumi sich stark verengenden und wenig tiefen (2—4 Meter) See nach dem Landungsplatze der englischen Mission. Ein wohl für Herrn Makay's Bootsbemannung erbautes Haus zeigte uns die Stelle; es ist gar nicht leicht, in der Papyrusmauer die nur zwei bis drei Fuß breite Lücke eines Hafens zu entdecken. Doch diesmal fanden wir die Durchfahrt nach dem Festlande; als wir jedoch landen wollen, finden wir die schmale Landungsstelle von einer schwer mit Mutama und Fischen beladenen Ukerewe-Barke besetzt, von der Bemannung jedoch keine Spur. So lassen wir die Barke von einigen Leuten in's offene Wasser stoßen und landen. Die Erklärung des Räthsels fand sich bald. Wir kamen in einer Uganda-Barke und da die Waganda am ganzen See gefürchtet sind, so warteten die Wakerewe nicht ab, bis unsere Barke in solche Nähe gelangte, daß sie unsere friedlichen Wasukuma von kampflustigen Waganda-Kriegern hätten unterscheiden können, sondern waren, Barke und Ladung im Stiche lassend, eiligst in den Busch geflohen. Wie die Hasen in der Fabel, freuten sich die nichts weniger als muthigen Bukumbi über den den Wakerewe eingeflößten Schrecken, und ihr lautes Lachen belehrte diese alsbald über den Irrthum.

Sie kehrten zu ihrer Barke zurück. Diese war, wie alle Wakerewe-Barken, von einer andern Bauart als die unserige. Der Kiel bestand aus einem in einen einzigen Baumstamm (Mkora) gegrabenen Canot, welches dann durch aufgesetzte und mit Palmfasern verbundene Planken etwas erhöht und sehr erbreitert war, so daß diese Wakerewe-Barken sehr breit im Verhältniß zur Länge sind ($2^1/_2$—3 Meter : 8—10). Auf diesen Barken besuchen die Wakerewe den ganzen südlichen Theil des Nyanza, ihre Producte, Mutama, Fische, Ziegen und Hämmel gegen Stoffe und besonders Hacken eintauschend. Unsere Leute suchten diese letztern und Eisenerz in Usambiro. Uebrigens müssen dieselben in fast jedem Hafen Zoll an den Landeshäuptling entrichten, ein bis drei Procent, worauf es ihnen gestattet ist, Handel zu treiben.

Einmal gelandet, vertheilten wir unser Gepäck zwischen den Ruderern und schlugen den Weg nach der $1^{1}/_{2}$ Stunden südsüdwestlich auf einer kleinen Anhöhe gelegenen englischen Missionsstation ein. Unser Weg führte uns eine Zeit lang durch eine vor noch nicht langer Zeit vom See bedeckte Ebene, worauf wir langsam ansteigend das Haus des Herrn Makay erreichten. Dieser Herr empfing uns, seiner Gewohnheit gemäß, auf's freundlichste; sein Gefährte war etwas fieberleidend. Herr Makay ist ein Mann von umfassenden Kenntnissen und bereits elf Jahre am Nyanza. Augenblicklich beschäftigt ihn der Bau eines kleinen Dampfers. Das Holz ist so ziemlich vollständig auf dem Hofe zusammengeschleppt, zu welchem Zwecke er sich einen guten, etwas schwerfälligen Wagen gebaut hatte. Die Maschine wartet seit Jahren auf ihre Verwendung, denn Herr Makay geht schon lange mit diesem Plane um, doch war es ihm in Uganda nicht möglich, denselben zu verwirklichen. Nun hofft er, in acht Monaten seinen Dampfer flott zu haben. Um seine Zimmerleute zu üben, läßt er augenblicklich eine Waganda-Barke in ein Segelboot umbauen. Seine Werkstätte, das schönste Gebäude seiner Station (die Wohnräume sind noch etwas primitiv), ist sehr gut ausgestattet. Die ganze Station ist mit Pallisaden umgeben, doch behaupten die englischen Offiziere, dieser Boma sei mit geringem strategischem Blicke angelegt und bedürfe einer unverhältnißmäßig großen Vertheidigungsmannschaft. Der Hauptzweck eines solchen Boma's ist übrigens nur das Abhalten von Raubthieren und Diebsgesindel. An das Aushalten einer Belagerung ist schon aus dem Grunde nicht zu denken, weil in der Station durchaus kein Wasser zu haben ist. Solches, noch ziemlich schlechtes, muß weit hergeholt werden.

Wir fanden bei Herrn Makay unsere Esel, und unsere Träger kamen am Abend an. Wir ordneten alles für den folgenden Tag und ruhten uns in dem uns zur Verfügung gestellten Schulsaale aus. Herr Makay hatte von den Wangwana Stanley's eine Anzahl junger Sklaven gekauft. Unter diesen befindet sich auch ein ihm von Stanley geschenkter Watwa, ein nicht mehr jugendlicher Zwerg, mit seiner Frau. Es ist ein regelmäßig gebauter Bursche von ca. 1,35 Meter, mit recht boshaften Augen; wir würden denselben für einen 13jährigen Knaben nach Natur und Zügen gehalten haben, wenn wir nicht gewußt hätten, daß er bereits Vater dreier Kinder sei. Seine Frau ist drei bis vier Centimeter größer.



II. Vom Victoria-Nyanza nach Usongo.

6. October, Sonntag. Von Makolo nach Shikimayi, 2½ Std., von Shikimayi nach Sarawi, 5 St.

Nach der h. Messe brachen wir gegen 7 Uhr auf. Herr Makay gab uns ein Stück Weges das Geleite. Er führte uns zu Makolo, dem unter Ruoma stehenden Landeshäuptling. Derselbe hat sein Dorf zwischen großen Granitblöcken gebaut und mit zahlreichen Pallisaden in einzelne Theile abgeschlossen, der äußere Boma ist mit einer Art Schützengraben im Innern versehen, so daß man nur unter ortskundiger Führung bis zur Residenzhütte vordringen kann. Makolo kam, auf zwei Männer gestützt, aus derselben und ließ sich schwerfällig auf einem Kiti (kleinem, aus einem Klotze gehauenen Stuhle) nieder. Er leidet an einer bösartigen Kniekrankheit, und da er die Heilmittel seiner Zauberer den ihm von Makay vorgeschlagenen vorzieht, wird er wohl nie geheilt werden. Nach kurzem Aufenthalte verabschiedeten wir uns von Makolo, und nachdem wir Herrn Makay für seine Gastfreundschaft gedankt hatten, setzten wir unsern Weg fort.

Wir stiegen langsam zwischen Granitkuppen in die Ebene und durchschritten trockenen Fußes das Südwestende des Golfes. Nur hier und da finden sich noch im Röhricht und Papyrusdickicht vereinzelte Wasserlachen, die Zufluchtsstätten zahlreicher Flußpferde; hier und da schwankt der Moorboden unter den Füßen, so daß wir unsere Esel nicht benutzen können, doch wird auch dieses verschwinden, wenn der See noch einige Jahre in gleichem Maße weiter sinkt. Ist dem Abschleifen des Nil-Ausflusses dieses Sinken zuzuschreiben oder einer Reihe trockener Jahre? Man weiß es nicht. Der alte Kiganga, Mtemi von Bukumbi, legt so eben am See-Ufer eine Bananen-Pflanzung an und sagte uns, als Kind habe er daselbst sehr schöne Bananen gesehen, dann sei der See gekommen und habe die Pflanzung vernichtet. Dies würde freilich für die letzte Annahme sprechen. Fallen und Steigen der Seehöhe ist übrigens auch am Tanganika beobachtet worden.

Am südöstlichen Ufer des Golfes betreten wir das Gebiet von Urima, wo man uns vor zwei Monaten so schwer zahlen ließ, und nach einem im Ganzen 2½stündigen Marsche von Makay's Station aus erreichen wir das Dorf des Manangua Shikimayi, Lubili, doch besser bekannt unter dem Namen des Manangua. Shikimayi verlangt diesmal gar nichts, er wünscht uns glückliche Reise und schnelle Rückkehr. Wir halten uns darum auch nicht länger auf, sondern marschiren weiter.

Wir lassen bald die Granit-Hügel und -Blöcke Urima's hinter uns und betreten die trostlose Grasebene zwischen Msalala und Nera. Nur dorniges Gestrüpp unterbricht hier und da die von einzelnen Migongoa bestandene Ebene, und diesem Gestrüppe ist noch nicht, wie am Nyanza, der Beginn des Grünens gekommen. Wir gehen fünf Stunden südlich in brennender Mittagshitze, ohne Schatten, auf dem schwarzen, heißen Boden; unsere Träger können nicht ruhig auf demselben stehen, ohne ein dem Verbranntsein gleiches Gefühl in den nackten harten Fußsohlen zu verspüren, und tanzen darum bärenartig. Im Dorndickicht haben sich hier und da Schmiede angesiedelt, welche durch Kohlenbrennen rasch die wenigen vorhandenen Bäume ausrotten. Diese ganze Ebene war früher vom See überschwemmt, in der Regenzeit ist dieselbe unpassirbar, da die von den östlich gelegenen Nerabergen und westlichen Nkatahöhen kommenden Wassermassen so gut wie keinen Abfluß haben. Nun ist der Sumpfboden zerrissen und zerklüftet und das Gehen sehr erschwert. In einzelnen Vertiefungen findet sich noch Wasser, auf welches sich unsere durstigen Träger mit großer Begierde stürzen; denn es ist der erste Marschtag, und die Leute sind noch nicht eingewöhnt. Zudem sind die Bukumbi überhaupt nicht an's Reisen gewöhnt.

Nach fünfstündigem ermüdendem Marsche erreichen wir den ersten bedeutenden Msalalastamm, Sarawi. Wir wollen unser Lager am Hauptorte (Ikuru = Hauptstadt) aufschlagen, doch der Mwana Nkengele, der Msikuru (Stellvertreter) des Mwimu (Königs) von Msalala, ladet uns ein, im Dorfe selbst zu lagern. Wir schlagen also unser Zelt im Innern des Tembe selbst auf. Der Tembe wird gebildet durch ein mehr oder weniger regelmäßiges Quadrat oder Vieleck. Die Seiten sind durch lange, corridorähnliche Bauten aus Holzgeflecht mit Lehmverkleidung von zwei bis drei Meter Höhe und drei bis fünf Meter innerer Breite gebildet. Das Dach besteht ebenso aus Reisigwerk mit dicker Lehmdecke. Der Tembe bildet so eine kleine Festung, ringsum abgeschlossen, mit nur einem Eingang, und die Lehmdecke bietet ziemlichen Schutz gegen Feuer. Im Innern des Tembe befinden sich strohgedeckte Hütten, durch den unsere Casematten vertretenden Tembe vor Angriff und Feuer der Feinde geschützt. Besonders ausgesetzte, an der Grenze befindliche Dörfer sind durch doppelte oder dreifache Tembe geschützt, und dann bilden die Räume zwischen den einzelnen Umwallungen den Aufenthaltsort der Rinderheerden.

Als wir im Juli durch Sarawi marschirten, hatte Ikuru nur eine Umwallung. In der Zwischenzeit hatte man eine zweite gebaut. Ebenso sahen wir bei andern Dörfern von Sarawi, daß man sich auf Kriegsfuß setzt, Pallisaden anlegt 2c. Wir glaubten, Stanley's Expedition sei die Ursache, doch bemerkten wir bald, daß die einzelnen Dörfer eifer-

süchtig auf den Msikuru sind. Dieser allein hat das Recht auf Hongo (Zoll). Die übrigen Manangua wollen auch essen, so sucht Jeder seine Stellung zu verstärken, um durchziehende Karawanen brandschatzen zu können. Der Msikuru erzählt uns denn auch, viele seiner Leute seien ihm und uns, seinen Freunden, feindlich, doch wolle er dies morgen enden. Er werde sie vor die Alternative stellen, uns ruhig ziehen zu lassen, oder er werde sich mit ihnen schlagen. Wenn, was er fürchte, die Unzufriedenen das letztere vorzögen, werde er uns über Sorao führen, wo wir freilich großen Hongo zu zahlen hätten, aber doch in Sicherheit reisen könnten. Wir merkten die Absicht, uns einen Hongo abzupressen, trotz der Sitte, nach der Küste ziehende Karawanen nicht zu brandschatzen. Wir geben ihm vier Dotis (1 Doti = 2,50 Meter Zeug), müssen aber bis 1 Uhr des folgenden Tages warten, bis er die Angelegenheit geordnet habe.

7. October. Von Sarawi bis zum Lager im Pori [1]), 4 Std.

Der Msikuru erklärt uns, wir könnten in Frieden abmarschiren, einige seiner Leute würden uns beschützen. Diesen Schutz hatten wir nicht nöthig, denn kein Feind war zu sehen, und die zwei kleinen Dörfer, wo wir vorbeimarschirten, waren viel zu unbedeutend, als daß ein Angriff von ihnen hätte erwartet werden können. Die drei zu unserm Schutze uns mitgegebenen Burschen erklärten uns nach einstündigem Marsche, wir seien in Sicherheit, und gingen zurück. Wir marschirten auf's neue in der oben genannten sonnenverbrannten Grasebene, auf glühendem, zerrissenem Boden bis gegen 5 Uhr, wo wir von einem leichten Regen überrascht wurden. Wir schlugen um 6 Uhr unser Lager bei einer nun vertrockneten Wasserlache auf. Das mitgeführte Wasser genügte uns für den Bedarf, auch unsere Träger hatten sich vorgesehen, jedoch den größten Theil des Wassers schon auf dem Wege getrunken. So mußten sie durstig schlafen. Wir bauten einen kleinen Boma aus dornigem Buschwerk zum Schutze gegen Raubthiere und legten uns dann, mehr auf die göttliche Vorsehung als unsern Boma und die Wachsamkeit der Leute vertrauend, getrost zur Ruhe nieder.

8. October. Vom Pori-Lager nach Nindo, 5 Std.

Nach einer Terekeza [2]) braucht man die Träger nicht zum Aufbruch anzutreiben. Ihr Wasser ist zu Ende und Linderung für den Durst nur vorwärts zu finden. Um $5^1/_2$ Uhr sind wir darum auch

---

[1]) Pori ist wasserloses, unbebautes Land, Busch.

[2]) Kuterekeza bedeutet abkochen lassen und am Nachmittage marschiren. Man wendet dieses Verfahren gewöhnlich an, wenn man wasserlose Gegenden zu durchziehen hat. Die Träger machen ihr Essen fertig, führen Wasser mit und marschiren bis zum Abend. Im „Pori" wird geschlafen, um dann bei guter Zeit aufzubrechen und am Vormittage das Wasser zu erreichen.

alle auf den Beinen und marschiren in der Morgenfrische rüstig durch die offene Ebene. Große Antilopen- und Zebra-Heerden zeigen sich rechts und links in 5- bis 800 Meter Entfernung, doch unsere weiße, weithin sichtbare Kleidung macht ein Herankommen unmöglich, und weit und breit ist kein Gebüsch zu finden, das Schutz gewähren könnte. Zudem sind diese Heerden von Thieren verschiedener Gattung gebildet, und eine hirschkalbgroße braune Antilope scheint Feldpostendienste zu thun. Denn diese flüchtet, sobald sie etwas Ungewöhnliches in weiter Entfernung wahrnimmt und setzt so alles in Bewegung. Nach einigen nutzlosen Versuchen gab ich die Jagd auf und marschirte an der Spitze der Karawane. Auch waren wir nicht ganz ohne Sorge. Nera-Hirten treiben oft ihre Heerden in diese weite, grasreiche Ebene, und nach den Vorfällen gelegentlich des Stanley'schen Zuges durch Nera war ein Zusammentreffen mit einer solchen Bande für uns durchaus nicht erwünscht und eine Zersplitterung unserer Kräfte bedenklich. So sehr wir indessen unsere Augen auch anstrengten, um einen etwaigen Feind in der offenen Ebene, die sich sieben bis zehn Kilometer breit bis zu den Nerabergen östlich erstreckt, zu entdecken, wir sahen nichts Bedenkliches, einzig hier und da eine Heerde, die sich nach längerer Beobachtung als ein Antilopen- oder Zebra-Rudel erklärte, bis wir gegen 9 Uhr ein leichtes Gehölz und bald darauf dichten Busch erreichten, wo nichts mehr seitens der Nera-Hirten zu befürchten war.

Um 10½ Uhr betraten wir die abgeernteten Mutama-Felder von Nindo und schlugen unser Zelt kuikuru („in der Hauptstadt") auf. Nindo gehört ebenso wie Sarawi zu den Msalala-Districten und wird im Namen des Mwimu von Msalala durch einen Msikuru (Kagunu), einen ehemaligen Sklaven, welcher sich das Wohlwollen seines Herrn zu verschaffen wußte, regiert. Dieser Msikuru scheint denn auch die Gnade seines Herrn rechtfertigen zu wollen, denn Nindo ist, wie auch Sarawi, der von den Karawanen seines Hongo's wegen am meisten gefürchtete Platz auf der Straße zum Nyanza. 2- bis 400 Dotis sind dort an der Tagesordnung, jedoch wird ein großer Theil davon nicht in Mwimu's Hände gelangen. Man erzählt uns, dieser habe seinem Stellvertreter wegen dieses Raubverfahrens Vorwürfe gemacht, jedoch kehrt dieser sich nicht daran, da er dabei seine Rechnung findet und bis heute noch nicht an den rechten Mann kam. Der Msikuru empfing uns sehr freundlich, kam in unser Zelt, uns zu besuchen und zu sehen, was wir hätten, und danach seine Forderung einzurichten. Ein kleiner Elfenbeinzahn, einem Träger gehörig, gab ihm Gelegenheit, zu fragen, wie viel wir deren hätten, und unsere Gewehre brachten ihn zur Frage, ob wir sonst keine hätten. Zugleich musterte er Küche und Bett. Er schien mir überhaupt

große Anlagen zum Zollbeamten zu haben und als solcher ganz an seiner Stelle zu sein, weshalb ich von Mwimu's Standpunkt aus diese Ernennung für eine sehr glückliche halte; durchreisende Karawanen freilich haben sich darüber nicht zu freuen, eben so wenig wie wir. Nachdem wir den ganzen Nachmittag von einem aufdringlichen Schwarme Dorfbewohner waren belästigt worden, die uns durchaus keine Ruhe ließen und alle unsere Handlungen, Gebet, Lesung, Essen ꝛc. bekrittelten und belachten, wie wir dies sonst nirgends fanden, sandte uns der Msikuru am Abend die Botschaft, er müsse 30 Dotis Stoff haben, 2 Gewehre, einen Sack Pulver, eine Büchse Zündhütchen, 2 Flanellhemden, 2 Teller, eine Tasse und sonst noch Verschiedenes. Eine solche Forderung war unverschämt, er verlangte die Hälfte unserer Stoffe, mit denen wir bis zur Küste ausreichen sollten, und von den übrigen Dingen hatten wir eben auch nur das Nothwendigste. Doch solchen Leuten gegenüber helfen keine Vernunftgründe, z. B.: es sei nicht Gebrauch, auf dem Wege nach der Küste Hongo zu zahlen, denn das Wasser laufe ja nach dem Nyanza, komme aber nicht zurück, so bringe der Weiße „mali", Güter, in's Land, nehme aber keine mit nach der Küste ꝛc. Alles half nichts. Wir feilschten bis nach 10 Uhr, bis wir endlich erklärten: Gut, wir geben, was er verlangt; wenn wir aber dann auf dem Wege sterben, sei's durch Hunger, da der Msikuru unsere Stoffe nimmt, sei's durch Ruga-Ruga, da er uns unserer Gewehre und Munition beraubt, sei's durch Kälte, da er uns unsere Hemden und Decken stiehlt, dann werden alle Weiße sagen, der Msikuru von Rindo ist Schuld daran, und wenn dann eines Tages die Askari von Bwana Kihemera risasi oder die Wadeutschi in's Land kommen, dann wissen alle Leute, warum. Daraufhin verzichtete er auf Gewehre, Hemden, Decken und Munition und begnügte sich mit 27 Dotis und einem Teller. Da das Doti augenblicklich gegen 6 Mark steht, kostete uns also unser Durchmarsch ohne Gepäck gegen 180 Mark.

Daß den Landeshäuptlingen eine gewisse Abgabe entrichtet werde, ist ja in der Ordnung; daß aber dieses von habgierigen Gesellen zu einem wahren Plünderungsverfahren benutzt wird, kann nicht geduldet werden; für den Europäer gibt es keinen Platz mehr in Aequatorial-Africa, wenn derselbe straflos ausgeplündert werden darf und dazu noch Freundschaftsversicherungen empfangen und geben muß. Als wir im Juli durch Rindo zogen, zahlten wir 200 Dotis, Gewehre, Munition ꝛc., im Ganzen gegen 1400 Mark, und dieses Mal versicherte uns der Msikuru, er sei damals nicht zu Hause gewesen, sonst hätte es uns 400 Dotis gekostet. In Sarawi zahlten wir 250 Dotis, Gewehre, Pulver ꝛc. im Betrage von 1700 Mark. Wir verließen Unyanyembe mit 184 Lasten, darunter 100 Ballen Stoff; von diesen verwendeten wir 10 auf

die Bezahlung unserer Träger, 5 auf deren Unterhalt und die Nahrung unserer 56 Kinder und 4 Weißen, 26 auf Hongo, ohne Gewehre, Pulver und feinere Stoffe zu rechnen, d. h. der Hongo beanspruchte 26 pCt. unserer Habe. Wir mußten zahlen in Uyui 5 pCt., Ngulu 1, Samawi (Kwa Masali) 2 pCt., Shinyanga $1^1/_2$ pCt., Nindo 4 pCt., Sarawi 5 pCt., Urima 7 pCt., für eine Entfernung von kaum 300 Kilometer. Was demnach heutzutage einer Karawane bleibt, die von der Küste nach dem Innern zieht, ist leicht zu übersehen. Die Araber vereinigen sich zu großen Karawanen, die nicht mehr zu zahlen haben, eher weniger, da sie leichter Furcht einflößen können.

9. Oct. Von Nindo nach Shinyanga, 6 Std.

Um $5^1/_2$ Uhr sind wir marschbereit, wir wollen uns vom Msikuru verabschieden, jedoch dieser zeigt sich nicht. Immerhin gab uns der Versuch Gelegenheit, das Innerste des Tembe's zu besuchen. Dasselbe ist durch Pallisaden in sehr viele Abtheilungen getrennt. Ein Mann erzählte uns, dies sei geschehen, um sich selbst dann noch vertheidigen zu können, wenn der durch einen äußern Boma noch sicherer gemachte Tembe schon genommen sei; als wenn nicht ein Brandpfeil genügte, die Strohdächer der innern Hütten vom Tembedach aus anzuzünden und so jeden weitern Widerstand unmöglich zu machen. Doch lassen wir ihn immerhin in seiner guten Meinung von der Unüberwindlichkeit Nindo's und schlagen den Weg nach dem östlich gelegenen Shinyanga ein. Wir sind gezwungen, diesen Umweg zu machen, um Usanda zu vermeiden, wo P. Girault verflossenes Jahr angegriffen wurde und mehrere der Angreifer das Leben verloren.

Wir marschiren auf's neue sechs Stunden lang durch die zum Theil offene, zum Theil nicht sehr dicht beholzte Ebene von Nera, ohne Jemanden dieses Stammes zu sehen; nur eine Giraffenheerde schaute über niedriges Mimosengebüsch zu der Karawane herüber. Ein kurz vor Shinyanga überschrittenes, nun trockenes Bachbett leitet die Wasser der Regenzeit nach Nordosten ab. Gegen 11 Uhr erreichen wir das erste Dorf von Shinyanga und gegen Mittag die im Schutze mächtiger Granitfelsen gebaute Ikuru. Unser Erscheinen rief allgemeine Bestürzung hervor, die Leute wußten nicht, sollten sie uns als Freunde oder Feinde betrachten. Der Mtemi erklärte sich abwesend. Erst als die Leute unsere geringe Zahl und wenigen Gewehre sahen, wurden sie zutraulicher und frugen uns, ob wir die zwei Weißen wären, die Stanley folgten, um zu „beenden", was Limatendele (Stanley) noch gelassen. Man habe gemeldet, zwei Weiße kämen sehr eilig nach, und wären demzufolge die Banera eiligst in den Wald geflohen, Ochsen und Dörfer im Stiche lassend. Und wir hatten gefürchtet, von den Banera angegriffen

zu werden! Wir beruhigten die Leute, wir zögen freilich Stanley nach, thäten jedoch Niemand etwas zu Leide. Darauf erzählten sie uns Wunderdinge von Stanley, der vor zehn Tagen hier durchgekommen, von den Baturki und Banubi [1]), welche ihnen wenig gefielen, und daß Stanley zwei Dotis dem Mtemi gegeben habe, womit dieser sehr zufrieden sei 2c. Stanley freilich hat gegen 300 Remington-Gewehre, welche Zahl durch die Fama auf 700—1000 aufgebauscht wird; so muß man ihm gegenüber etwas coulant sein. Bei uns ist dies ganz anders. Der muthiger gewordene Mtemi muß sieben Dotis haben und wir müssen uns verpflichten, noch zwei weitere seiner Gori (Frau) in Kisumbi zu geben; doch gibt er uns eine schöne Ziege und Milch, während der von Rindo gar nichts gibt. Dieser Unterschied im Verfahren gegen Stanley und uns zeigt deutlich, was der Europäer thun muß, um nicht schamlos ausgeplündert zu werden. Man komme mit 2-—300 guten Gewehren und man wird nirgends Schwierigkeiten finden. Vielleicht wäre es möglich, auf andere Weise einzuwirken. Man halte die Elfenbeinkarawanen solcher Raubnester an der Küste fest, damit sie sehen, daß man auch Mittel gegen sie hat, und mancher Dorfschulze wird nachdenklich werden und durchreisende Europäer nicht bloß als Milchkühe betrachten.

Am Abend kommen einige Leute aus Bukumbi, die sich uns anschließen wollen, um nach der Küste zu gehen. Die Bevölkerung von Shinyanga gehört dem Wasukumastamm an und war früher sehr reich an Heerden. Mirambo jedoch war bis hierher gekommen und hatte einen großen Theil der Dörfer zerstört und die Heerden weggetrieben. Zu seinen Lebzeiten passirte der Europäer, ohne einen Upande (zwei Ellen) Hongo zu zahlen, von Tabora bis zum Nyanza; alle die kleinen Msalalahäuptlinge lagen zu den Füßen dieses Kriegers. Nach seinem Tode zerfiel sein Reich und die Hongo verdoppeln sich jedes Jahr. In Sarawi mußten wir im Juli zwei Hongo entrichten, im nächsten Jahre, wenn alle Dörfer sich befestigt und von einander unabhängig gemacht haben, wird man mindestens vier entrichten müssen.

10. Oct. Von Shinyanga bis Kisumbi $3^1/_2$ Std.; von Kisumbi bis Samui (Kwa Masali) $3^1/_2$ Std.

Nach einer in gesundem Schlafe zugebrachten frischen Nacht sind wir Morgens um 6 Uhr marschbereit. Der Mtemi Kudililua erweist uns noch die Gnade einer Abschiedsaudienz. Dieser schon etwas bejahrte Mann ist recht ceremoniös und dabei eitel. Er verbirgt beim Sprechen stets die untere Hälfte des Gesichtes. Wir glaubten anfangs, es geschehe einzig, um sein erhabenes Antlitz nicht durch unsern unwür-

[1]) Türken und Nubier, die Begleiter Emin's.

digen Blick entehren zu lassen; doch bei einer raschen Bewegung des königlichen Hauptes, welchem das bedeckende Tuch nicht sofort nachfolgte, nahm ich eine bedeutende Zahnlücke wahr, welche das Räthsel erklärte. Seine Majestät gab noch den Befehl, uns einen Topf Milch zu verabreichen, und ging dann zu seiner Kuhheerde, um das wichtige Geschäft des Melkens zu überwachen, wobei er freilich nicht Unrecht hat, aber auch nicht viel gewinnt. Denn wir sahen, wie ein 15-—16jähriger Lümmel, während sein Herr bei der Heerde war, auf dem Wege zur königlichen Hütte hinter dem Rücken seines Herrn das Niveau der Milch im Topfe bedeutend fallen machte. Unterschleife also seitens der Verwaltungsbeamten kommen auch bei diesen Naturvölkern vor.

Wir durchschreiten rasch die wenigen, nun brach liegenden Mutamafelder von Shinyanga und betreten auf's neue das Pori, dichtes, dorniges Buschwerk mit nur wenigen benutzbaren Bäumen. Wir gehen drei und eine halbe Stunde südsüdwestlich auf dem Pfade, auf welchem Stanley uns ungefähr zehn Tage voraufgegangen war; wir durchschreiten einige, sämmtlich nordöstlich gerichtete, nun trockene Bachbette und erreichen um 10½ Uhr den District von Kisumbi. Kisumbi steht ebenfalls unter dem Mtemi von Shinyanga, ist weit volkreicher und besser bebaut als dieses letztere, so daß es unbegreiflich erscheint, warum der Häuptling nicht hier, sondern zwischen den Granitblöcken von Shinyanga seine Residenz aufgeschlagen. Vielleicht ist ihm dieses als seine Geburtsstätte besonders theuer.

Gori, die Frau des Mtemi, empfing uns freundlich; sie bewirthete uns und unsere Leute mit mächtigen Pombe-Biertöpfen, und nachdem sie die zwei ihrem Eheherrn versprochenen Dotis empfangen hatte, erlaubte sie uns, unsern Weg fortzusetzen. Vor dem Tembe sahen wir einen Löwenkopf auf einer Stange aufgespießt: es ist das Asyl für flüchtige Sklaven. Hat der Flüchtling diese Stange erreicht und berührt, so ist er unverletzlich, er gehört dem Mtemi. Solche Zufluchtsstätten finden sich fast in jedem District, ein Zeichen, daß unter der reinen Negerbevölkerung der Sklave nicht völlig rechtlos seinem Herrn gegenübersteht, und ihm ein Mittel geboten ist, sich dessen Mißhandlungen zu entziehen, was in muhamedanischen Gegenden meines Wissens nicht der Fall ist.

Wir brechen um 11 Uhr von Kisumbi auf und gehen südsüdwestlich drei und eine halbe Stunde durch überall angebautes Land nach dem Kisumbi befreundeten Districte Samui, besser unter dem Namen seines Häuptlings Masali bekannt. Auf diesem Wege finden wir nur vereinzelte Baobab, das Land ist vollständig abgeholzt, so daß man selbst Brennholz sich nur schwer verschaffen kann. Rechts haben wir die Hügelreihen von Usanda, durch welche der directe Weg von Samui nach Mingiriti

und Rindo führt. Nach links, südöstlich, fällt das Land allmälig nach der Mayonga-Ebene ab. Wir erreichen gegen 1½ Uhr die ersten Tembe von Masali und lagern um 2½ Uhr vor dem Hauptorte, hier wie überall Ikuru genannt, unter einem hübschen Tamarindenbaume.

Im Dorfe finden wir alles in Bewegung; die großen, birnförmigen Kriegstrommeln (anderthalb Meter lang bei ein Meter im Durchmesser), aus einem Baumstamm mit Zebrahäuten überzogen, stehen in Reihe und Glied, die jungen Leute in kriegerischem Schmucke sitzen um mächtige Pombekrüge, während Fahnen, Wehr und Waffen an den Wänden lehnen. Man erklärt uns, sie seien so eben im Begriffe, als Verbündete Mintinginia's von Usongo gegen Simba abzumarschiren und dieses im Morgengrauen anzugreifen. Mintinginia habe die Wahumba oder Bashikira (Masaistamm) in's Land gerufen, um mit deren Hülfe den Mtemi von Simba zu züchtigen, weil dieser im letzten Jahre Kapera in's Land gerufen und einen Theil von Usongo geplündert habe. Kapera war der Todfeind von Mirambo, unter dessen Oberbefehl Mintinginia focht. Nun ist Kapera ebenfalls todt und dessen Sohn im Kampfe gegen Mintinginia gefallen. Jedoch trotz dem kriegerischen Aufzuge und den großen Pombekrügen war von Kampfeslust bei den Burschen wenig zu merken, sie wären wohl lieber bei den Krügen geblieben. Masali ist ein friedliebender Herr und sein Volk ahmt sein Beispiel nach. Doch die Pflicht gebeut, und um 4 Uhr setzt sich der vielleicht 60 Köpfe zählende Schwarm, zwei rothe Fahnen voraus, in Bewegung. 500 Schritte vom Dorfe macht er Halt, um die Nachzügler abzuwarten; alsdann geht er schnell die kleine Anhöhe hinan, hinter der er verschwindet, dieses alles unter stetem Abfeuern der Gewehre, wodurch sie ihren schmalen Pulvervorrath so ziemlich verbraucht haben mußten. Auf unsere Vorstellung, es sei klüger, das Pulver für Simba aufzusparen, antwortete ein grauer Neger: Wir schlagen uns nicht, das ist Sache der Masai, wir fangen bloß die Ochsenheerden weg!

Masali stellte keine Forderungen an uns. Wir gaben ihm zwei Dotis, worauf er erklärte, wir brauchten ihm nichts zu geben, da wir bei unserer Reise nach Bukumbi ihm Hongo bezahlt hätten. Der gutmüthige dicke Herr ist also vernünftig. Er sendet uns Pombe nach dem Zelte, sich entschuldigend, daß ihm nur wenig bleibe, da seine ausgerückten Krieger alles getrunken hätten, was wir wohl glauben mögen.

Wir hatten einige Leute in Kisumbi zurückgelassen, um Ziegen zu kaufen. Diese kommen am Abend mit zehn Stück an (à 1 Upande Bombay; 1 Upande = 1 m 75 = 3 Mark). Ebenso finden wir reichlich Lebensmittel bei Masali zu mäßigen Preisen, für einen Upande erhalten wir genügend Mutama für 30 Personen.

11. Oct. Von Kwa Masali zum Mto Mayonga, $3^1/_2$ Std.; von dort zum Lager im Pori, 4 Std.

Nach $1^3/_4$ Stunden östlicher Richtung erreichen wir das letzte Dorf von Samui und von da den in gleicher Entfernung südsüdöstlich gelegenen Lagerplatz am Mto Mayonga, einem nun trockenen, doch in der Regenzeit bedeutenden Bach in der gleichnamigen Ebene. Wenn ich die Skizze des in den letzten drei Tagen zurückgelegten Weges betrachte, muß ich über die zahlreichen Umwege staunen, die wir gemacht und durch die wir unsern Weg verdoppelt haben. Der kürzeste Weg wäre vom Mayongaflusse aus nach Pero Masali, von dem wir so eben kamen — Pero ist die allgemeine Bezeichnung für die an der Grenze gelegenen Dörfer = Grenzdorf —, von da Ikuru Kwa Masali links liegen lassend, nordwestlich durch Samui nach dem Pero auf dem Pfade nach Kisumbi, und von da in gleicher Richtung weiter, Kisumbi rechts lassend, durch den östlichen Theil von Usanda nach Mingiriti und Nindo. Dadurch würde für eine nach dem Nyanza gehende Karawane der für uns fünfzehn Marschstunden betragende Weg vom ersten Pero von Samui nach Nindo auf acht verkürzt. Eine Schwierigkeit würde sich für eine gut bewaffnete Karawane nur in Samui bieten, da der Hongo in Ikuru vereinbart werden sollte. Die Usandaleute, deren Grenze man während zwei Stunden berührt, würden sich wohl nicht mehr an einer starken Karawane der Weißen reiben.

Die Mayonga-Ebene erstreckt sich nordöstlich bis in die Gegend von Uthia und der Fluß führt seine Wasser nach dem Nyanza, wie mir übereinstimmend alle unsere Leute versicherten. Von anderer Seite hatte ich freilich gehört, der Fluß sei identisch mit dem nach dem Tanganika fließenden Ngombe von Urambo, doch kann ich dieses nur schwer glauben. Da er augenblicklich nicht fließt, ist es unmöglich, Bestimmtes zu wissen. Man findet im Flusse beim Graben im Sande Wasser zu jeder Jahreszeit, die Mayonga-Ebene ist offen, nur hier und da findet sich Akaziengestrüpp; in der Regenzeit ist sie überschwemmt, in einen großen Sumpf verwandelt und unpassirbar. Die Karawanen folgen dann der Hügelreihe bei Masali westlich und gehen von da nach Simba auf einem Umwege.

Wir bleiben am Flusse bis gegen zwei Uhr, versehen uns mit Wasser und umgehen nordöstlich eine am Flusse liegende Schieferhügelreihe. Bis hierher hatten wir nur Granit gesehen. Unter einem Baume erregt eine Dala (Tragstange) unsere Aufmerksamkeit; das scharfe Auge unserer Neger entdeckt alsbald einen zerbrochenen Stab, zerstreutes Mehl und bald darauf vertrocknetes Blut, dabei einige blaue Perlen und zwei abgeschossene Zündhütchen. Es ist nicht schwer, den Zusammenhang zu

erklären: ein einzelner Mann wurde, während er unter dem Baume ausruhte, von Raubmördern überfallen und erschossen, die zahlreichen Hyänen haben alsdann die Leiche verschleppt. Ein Menschenleben gilt sehr wenig in diesem Lande: ein Sack Mutama, ein Upande Zeug genügt, um die Habsucht zum Morde zu treiben. Diese Mayonga-Ebene ist nichts weniger als sicher. In dieser Jahreszeit findet man kein Wasser auf einer Strecke von 35—40 Kilometer. Viele Leute von den Karawanen bleiben darum ermüdet zurück und fallen unter den Streichen der dies berechnenden Räuber. In dieser Ebene, auf dem Wege von Simba nach Samui, war es auch, wo 1879 Br. Max, ein deutscher Laienbruder unserer Mission, das Leben verlor. Ein im Busche versteckter Räuber durchbohrte ihn hinterlistig mit der Lanze, da er glaubte, wenn er einen Weißen tödte, falle ihm die ganze Karawane zum Opfer; er wurde indessen von den Askari niedergeschossen. Wir empfehlen unsern Leuten, immer geschlossen zu marschiren, und gehen, auf Gottes Schutz bauend, weiter. Uebrigens ist dieser Theil der Ebene wenig zu Hinterhalten geeignet, weit und breit kein Baum noch Strauch auf dem schwarzen, zerrissenen Boden, nur trockenes Gras, über welchem in der glühenden Sonnenhitze die Luft wie über einem stark geheizten Ofen erzittert. Unsere Träger gehen denn auch nur langsam vorwärts, bis wir nach zwei Stunden dichteres Buschwerk erreichen, in dem ich ein ungeheueres Warzenschwein anschoß; aber demselben in's Dickicht zu folgen, schien zu bedenklich, man weiß eben nicht, was man dort findet. Wir lagern am Abend und bauen einen tüchtigen Boma aus dornigem Akaziengebüsch.

12. Oct. Vom Lager im Pori bis Ngulu, 4 Std., von Ngulu bis Usongo, 2 Std.

Nach weitern vier Stunden südsüdwestlich durch bald dichten Busch, bald offene Ebene, während welcher wir mehrere Bachbette, alle nach Nordosten fließend, überschreiten, erreichen wir um zehn Uhr offenes Land und die ersten (von Kapera zerstörten) Tembe von Ngulu. Ngulu hat seinen Namen von seiner Lage, es bedeutet Anhöhe und steht unter der Oberherrschaft Mintinginia's von Usongo. Ohne andern Aufenthalt als die zum Wasserschöpfen nöthige Zeit gehen wir in diesem District weiter. Wir begegnen einem Masaihirten, der, auf seine mächtige Lanze gestützt, seine Heerde, Kriegsbeute, überwacht und uns freundlich angrinst. Bald darauf erreichen wir die Dörfer von Usongo und sehen auf einer Anhöhe den Boma des Herrn Stokes, und die kegelförmigen Dächer seiner Hütten denselben überragend, wo wir um Mittag anlangen und im vom Boma eingeschlossenen Hofe unser Zelt aufschlagen. In Ngulu hatte man uns gesagt, Stanley sei vor drei Tagen aufgebrochen, doch seien zwei Weiße zurückgeblieben. Wir

fanden den Agenten von Herrn Stokes, Mr. Moyses Willing, einen englisch sprechenden und schreibenden Neger, doch alle Weißen, Stanley, Emin Pascha und die Uebrigen, waren auf der Straße nach Ikungu vor vier Tagen abmarschirt. Wir müssen unsern ermüdeten Trägern einen Rasttag geben, Stanley hat also morgen noch einen definitiven Vorsprung von fünf Tagen. Er war zwanzig Tage vor uns von der englischen Missionsstation in Makolo abmarschirt.

Am Nachmittag gehen wir nach der 1/2 Stunde entfernten Kuikuru. Der Mtemi war abwesend auf einem Kriegszuge gegen Simba. Wir fanden „Gori", seine erste Frau, eine dicke, stattliche Dame, die uns freundlich empfing, aber unserer Bitte um einen Führer nach Ikungu konnte sie nicht willfahren, da alle Männer ausgerückt seien. Wir konnten aber unsern durch Hongos fast verschwundenen Stoffvorrath aus dem Magazin des Herrn Stokes erneuern. Wegen der Kriegsgefahr wurden sämmtliche Werthsachen aus dem abgelegenen Stokes'schen Hause nach Kuikuru, dem Hause Mintinginia's, gebracht. Mintinginia ist der Blutsbruder des Herrn Stokes. Als ich im Juli durch Usongo kam, war Mintinginia ebenfalls abwesend. Gori erzählte uns, er sei auf der Jagd, in Wirklichkeit war er bei den Wahumba in der Nachbarschaft von Usagara, um diese unbändigen Krieger in's Land zu rufen und sich mit deren Hülfe seiner Feinde zu entledigen.

Als wir gegen Abend nach unserm Lager zurückkehrten, sahen wir im Nordosten mächtige Rauchsäulen, die Zeugen des Erfolges. Bei unserm Zelte fanden wir einige Masai, mit Schild, Schwert und Speer, die uns klar machten, der Krieg sei beendet, alle Feinde geschlagen, die Dörfer verbrannt. Diese Masai sind schlanke, sehnige Gestalten, in Thierhäute gekleidet, mit wahren Eisenmassen in den unförmlich durch eingesteckte Holzpflöcke vergrößerten Ohrläppchen. Selten gleitet ein Schein von Lächeln über die stets ernsten Züge. Ihre Bewaffnung besteht aus einem schwarz-weiß-roth bemalten großen ovalen Schilde aus Ochsenhaut, einer mächtigen Lanze mit bis zu 80 Centimeter langer und über einen Decimeter breiter Klinge. Das andere Ende des Schaftes hat eine eben so lange Eisenspitze. Die Lanze ist bis zu 2 Meter lang. An der Schulter hängt das in einer Holzscheide steckende 60 Centimeter lange Schwert. Am Griffe ist das Eisen mit Leder umwickelt, eine Parierstange fehlt, am Oberarme trägt der Masai noch einen kleinen Dolch. Diese Krieger verschmähen Feuerwaffen, wissen sich ihren mit solchen versehenen Feinden trotzdem furchtbar zu machen, und ihr Feind ist jeder Heerdenbesitzer. Oft weit ausgedehnte Raubzüge bilden die Beschäftigung des jungen Volkes, wenn sie nicht von einem Stamme gegen

einen andern zu Hülfe gerufen werden, wobei die erbeuteten Heerden ihnen gehören. Sie leben fast ausschließlich von ihren Heerden, pflanzen bloß einige Bananen und haben darum auch keine Sklaven nöthig. Ihre Sprache ist von den Bantusprachen vollständig verschieden und bewegt sich in tiefen Kehltönen. Selten findet man einen Dolmetscher, um mit ihnen zu verkehren. Mehrfach wurden sie von Europäern in ihrer Heimath zwischen Kilimandscharo, den Usagarabergen und der Küste besucht und bezeigten gegen den Europäer nicht immer freundschaftliche Gesinnungen. Unsere Besucher suchten uns ihre Freundschaft durch zahlreiche Händedrücke zu beweisen. Wir konnten aus ihrer Beute einige schöne Ziegen erstehen; kanyenye, klein, sagte uns ein langer Bursche, den Stoff messend; als wir ihm dann, eine seiner Ziegen zeigend, ebenfalls kanyenye sagten, warf er seinen Stoff über die Schulter und trollte davon.

13. October. Sonntag. Am Morgen künden zahlreiche Schüsse die Rückkehr des siegreichen Mintinginia an. An unserm Lager ziehen die Krieger, schwer mit Beute beladen, vorbei. Mit Ochsenhäuten überzogene Bettstellen, Töpfe, Körbe, Kiti (Sitzstühle) und dergleichen Plunder bildeten den Antheil der Beute Mintinginia's. Die Masai trieben ihre Heerden vor sich her und Mintinginia führte eine große Schaar von Kriegsgefangenen, Frauen und Kinder, in seine Residenz. Sämmtliche Tembe von Simba und Uyogo, nordwestlich von Usongo, sind verbrannt, die Mtemi mit den Männern geflohen, so weit sie nicht unter den furchtbaren Lanzen der Wahumba fielen, die beiden Districte der Herrschaft Mintinginia's unterworfen, welcher einen seiner zahlreichen Söhne als Manangua einsetzt. Von Mintinginia's Seite scheint der Krieg gerechtfertigt. Diese Stämme hatten einen Theil seiner Dörfer ausgeraubt und verbrannt, aber welches Unheil hat er über die gestern noch blühenden Districte gebracht, und wie viele Unschuldige, Frauen und Kinder, büßen in ewiger Sklaverei für die Habsucht und Raubgier eines Mtemi! Und diese Kriege sind an der Tagesordnung. Sie verwüsten das Land und bevölkern die Sklavenmärkte von Tabora und den Küstenplätzen, denn der Sieger sucht sich seiner Menschenwaare so rasch als möglich zu entledigen. Die Flucht ist den Gefangenen zu leicht möglich. Im Laufe des Tages verkaufen die Masai je zwei Sklaven für einen Esel, da ihnen dieser bessere Dienste leistet. Für Sklaven haben sie in ihrer Heimath keine Verwendung.

Am Abend gehen wir wieder nach Ikuru, um den Mtemi zu beglückwünschen und, da der Krieg beendet, um einen Führer zu bitten. Er war sehr ermüdet, zwei Tage lang marschirte er des Nachts und schlug sich am Tage. Trotzdem empfing er uns freundlich, versprach uns einen Führer für den folgenden Tag und eine Anzahl Ziegen. Als er

uns sagte, er sei sehr ermüdet, „hoben wir ihn auf“ nach Wanyamuezi Sitte, d. h., faßten und hoben seine Hände und verabschiedeten uns.

Von allen Mtemi ist Mintinginia der einzige, welcher sich stets gleichmäßig freundschaftlich gegen Europäer erweist, ohne Hongo zu verlangen. Ein oft geringfügiges Freundschaftsgeschenk genügt ihm. Nun sagte er uns, wenn wir zurückkehrten, möchten wir ihm doch zwei Gefäße bringen, in denen er im Kriege und auf der Jagd Wasser transportiren könne, da er diesmal sehr durch Durst gelitten. Mintinginia ist gegen 50 Jahre alt, aber noch jugendlich rüstig. Er marschirt stets der erste in den Kampf, ist ein guter Schütze, von seinen Leuten geliebt und gefürchtet. Eine europäische Macht könnte sich seiner bedienen, um ohne großen Aufwand in Unyamuezi festen Fuß zu fassen. Gelänge es, einen Nachfolger für Mirambo zu finden, der wegen seiner Macht überall gefürchtet wäre und dem ein Europäer rathend und belehrend zur Seite stände, so wäre viel für den Frieden im Lande zwischen Tanganyika, Tabora und dem Nyanza geschehen, die Straßen wären auf's neue sicher und wir Missionare könnten ohne Störung an der Umgestaltung des Landes arbeiten. Von allen Wanyamuezi-Fürsten scheint mir Mintinginia der einzige, bei welchem ein solcher Versuch Aussicht auf Erfolg hätte. Die Anwesenheit einer kleinen, von Europäern commandirten Truppe würde ihm solches Ansehen verschaffen, daß sein Name überall zur Aufrechthaltung der Ordnung genügte, und auf der andern Seite wäre der Europäer nicht im Verdacht, „das Land fressen zu wollen“. Ein solcher Posten ist zwar wenig anziehend für einen Europäer, würde aber vielen Segen stiften. Usongo ist leicht wellenförmig, wie ein großer Theil von Unyamuezi abgeholzt und verhältnißmäßig gesund.

Bei unserer Rückkehr finden wir, daß drei unserer Wakumbi aus Furcht vor den Wahumba ausgerissen waren, doch haben wir genügend Leute, um sie zu ersetzen. Die armen Schelme denken an nichts; nun haben sie umsonst eine Last von Nyanza hierher getragen, gegen 250 Kilometer weit.



III. Von Usongo nach Ikungu. Stanley u. Emin Pascha.

14. October. Von Usongo nach Niyawa, 4 St.; von Niyawa nach Usungwizi, 3 St.

Wir brechen ein viertel vor 6 auf und gehen nach Ikuru, wo wir den Mtemi und das von Niyawa gestellte Contingent bereits marschfertig finden. Mintinginia schenkt uns zehn Ziegen und Hämmel, welche er selbst auf dem Pfade vor sich hertreibt; etwaige Flüchtlinge fängt er wieder ein, wobei wir seine für sein Alter noch recht große Beweglichkeit bewundern. Er ist sehr guter Laune und scheint trotz seinen häufigen Kriegen gutmüthiger Natur zu sein. Er begleitet uns so gegen 10 Minuten, gibt dann seine Befehle, unsern Führer betreffend, und wünscht uns gute Reise und glückliche Rückkehr.

Wir marschiren dann 3½ Stunden südsüdöstlich durch den Busch, begleitet von den heimkehrenden Leuten von Niyawa, nach diesem Districte. Er steht ebenfalls unter Mintinginia und soll ein dortiger Manangua, Dorf-Häuptling, uns begleiten und als Führer bis Ikungu dienen.

Als wir uns Niyawa näherten, wurden wir mit einem heftigen Gewehrfeuer, Victoria-Schießen, empfangen, welchem unsere siegreichen Krieger antworteten. Da sie indessen vergaßen, die Kugeln aus den auf dem Kampfplatze geladenen Gewehren zu ziehen, so jagte deren Pfeifen unsern Usukuma-Kriegern einen heillosen Schreck ein, wir mußten in einer gedeckten Stellung abwarten, bis das verdächtige Pfeifen aufgehört, d. h. sämmtliche Gewehre abgeschossen waren, dann erst wagten es unsere Leute, den Weg nach dem Hauptorte „Ikuru" fortzusetzen, in dessen Nähe wir uns unter mächtigen Baobabs niederließen, um das seltsame Schauspiel des Empfanges der Krieger zu betrachten.

Zahlreiche Frauenschaaren, festlich mit rothen Tüchern geschmückt, nahten sich aus allen Dörfern den geschlossen marschirenden Kriegern, und diese mit hellem Siegesruf umringend, suchte jede den Mann, Vater oder Sohn, dessen Hände sie mit einem gellenden le le le aufhoben und den sie dann nach Hause geleiteten, wo eine gute Mahlzeit, Pombe und Tanz ihrer warteten. Vor dem Thore des Hauptortes hielt sich Gori, die erste der Frauen Mintinginia's in Niyawa (er hat überall welche), umringt von der ganzen weiblichen Bevölkerung des Dorfes. Als der Manangua, der Stellvertreter Mintinginia's, nahte, wurde er stürmisch begrüßt und in's Dorf geleitet. Wir gingen ebenfalls nach einem Tembe, dem des Mzimu, der Zufluchtsstätte flüchtiger Sklaven, um von

dem dortigen Manangua unsern versprochenen Führer zu verlangen. Er ließ denselben sofort rufen und bewirthete uns mit Pombe.

Da inzwischen die Empfangs-Feierlichkeit in Ikuru vorbei war, begaben wir uns dahin, um Gori zu begrüßen, eine etwas weniger dicke, jüngere Dame als Gori von Usongo. Wir fanden sie in fröhlichem Geplauder mit den zum Theil tanzenden Weibern; da gab es keine Thränen zu trocknen, wie man dies nach einem selbst siegreichen Kriege denken sollte. All' die theuern gefährdeten Häupter waren lorbeerbeladen zurückgekehrt. Nur ein Ruga-Ruga Mintinginia's war gefallen, die Masai, welche die größte Last des Streites getragen, hatten zwei Mann verloren. Bei der Gori mußten wir, wohl oder übel, uns bequemen, einen mächtigen Topf übrigens bei der großen Mittagshitze recht erfrischenden Pombes zu trinken, welchem sofort für Jeden eine beträchtliche Kürbißflasche süßer Milch folgte. Wir entledigten uns unserer Gastpflicht so gut es ging, als ein furchtbarer gegen den Boden gerichteter Flintenschuß uns in eine dichte Staub- und Rauch-Wolke einhüllte. Unser Führer zeigte uns so seine Ankunft an. Wir verabreden den Aufbruch für 2 Uhr und gehen zu unsern Leuten zurück. Diese bereiteten ihre Mahlzeit, wir hatten solches nicht nöthig, obwohl wir seit 1/26 Uhr auf den Beinen waren und es Mittag geworden war. Der frische, sehr mehlhaltige Pombe und die große Menge süßer Milch hatten uns vollständig gesättigt.

Wir warteten bis 1/22 Uhr auf unsern Führer, während eine große Menge Krieger meine Büchse musterten, doch Keiner wagte, darum zu bitten. Mintinginia hatte sie am Morgen, ohne einen Wunsch auszudrücken, betrachtet, und deshalb wagte Keiner zu thun, was der Häuptling unterlassen hatte. Der Führer erklärte uns, es sei einzig die Furcht vor seinem Herrn, die ihn bestimme, uns schon heute nach Usungwizi zu geleiten, da er erst am Morgen nach Hause gekommen sei. Wir hatten Mintinginia gesagt, wir wollten Usungwizi noch heute erreichen, und dieser hatte gemessenen Befehl gegeben, uns noch heute dahin und dann in vier weitern Tagen nach Ikungu zu bringen. Da der uns führende Manangua sich schon geweigert hatte, Stanley zu geleiten, wobei er als Entschuldigung vorgab, seine Gegenwart im Kriege sei nöthig, durfte er es jetzt nicht mehr wagen, Mintinginia's Befehl zuwider zu handeln. So brachen wir denn um 2 Uhr auf und bogen südöstlich von der großen Karawanenstraße Nyanza-Tabora ab, um auf kürzerm Wege als durch Unyanyembe den Mgunda Mkali zu erreichen. Niyawa ist noch ziemlich bevölkert und besitzt in den kleinen Einsenkungen genügend Wasser. Die Bevölkerung ist etwas weniger kriegslustig als die von Usongo.

Nach einer halben Stunde erreichen wir Pero, die Grenze. Man ist dort beschäftigt, schonungslos den Wald von gutem Nutzholz niederzuschlagen

und zu brennen. In fünf Jahren wird Niyawa eben so arm an Brennholz sein wie Usongo. Hochwald findet sich in ganz Unyamuezi, wenigstens so weit als ich es sah, nirgends mehr vor. Der Neger brennt die großen guten Bäume nieder, um auf dem kräftigen Waldboden Mutama zu bauen. Ist dieser Boden nach 10 bis 15 Jahren „alt geworden", so kommt ein anderes Waldstück an die Reihe, während das erste sich mit einem dichten Dornbusch bekleidet, in dem die größern, bessern, langsamer wachsenden Nutzhölzer nicht aufkommen können.

Wir erreichen Usungwizi gegen 5 Uhr und lagern im ersten Tembe, den wir treffen. Unsere Träger hatten allmälig, so wie der Raum zwischen ihnen und den Wahumbas sich vergrößerte, wieder Muth gefaßt. Am Abend waren sie guter Laune, tanzten und sangen ein von Mwa Kilala, einem aus der Bande, für die Gelegenheit erfundenes Lied: „Wir haben die Thüre geschlossen, unser Haus bestellt, Frauen und Freunden Lebewohl gesagt; wir gehen zur Küste, um die Glocken von Bagamoyo zu hören und die Männer des weißen Sultans zu sehen, der die Küste gefressen. Der Weg ist lang und Ruga-Ruga im Busch, doch wir fürchten uns nicht. Der Herr gibt uns Nahrung, so bleiben wir stark, und des Meisters Büchse schießet gar scharf. Drum seid muthig, Bukumbi, und freuet euch sehr, wir gehen zur Küste, die Glocken zu hören und die Männer zu sehen des großen Sultans, der die Küste gefressen." Wie lange sie so gesungen, weiß ich nicht. Die nicht unangenehme, etwas einförmige, stets sich wiederholende Melodie hatte uns rasch eingeschläfert.

15. October. Von Usungwizi nach Kitambalale, 3½ Std.

Man sagt uns, der Weg sei lang und ein großes Pori zu passiren. So brechen wir schon 5¼ Uhr auf. Ungefähr eine Stunde lang schreiten wir durch Mutama-Felder und sehen eine Anzahl ziemlich großer Dörfer, die uns einen Schluß auf die Bevölkerung ziehen lassen. Dann betreten wir den Wald, dessen Rand natürlich muthwillig verwüstet ist. Nur die unförmlichen Baobabs finden Gnade vor diesem Vandalismus. Etwas weiter finden wir stellenweise schönes Holz, Mininga und Mkora, doch wenn ich „Wald" sage, darf man sich nicht tropischen Urwald vorstellen. Die ziemlich klar gepflanzten Bäume haben selten einen Stamm von über sechs Meter Höhe, und Kronen über 15 Meter sind, wenn man die nutzlosen Baobabs abrechnet (nutzlos mit Rücksicht auf's Holz), fast nirgends zu sehen. Der Boden ist mit nun vertrocknetem Grase bedeckt. Man kann überall in solchem Walde herumgehen, ohne durch Schlingpflanzen gehindert zu sein, wie ich dies z. B. im Walde von Masamba am untern Congo oder in den Wäldern am französischen Congo-Ufer bei Kwamouth fand, wo Stämme bis zu 20 Meter sich

überall vorfinden, deren Kronen durch ein wahres Lianennetz ineinander gewoben sind.

Nach $3^1/_2$ Stunden südöstlichen Marsches erreichen wir Kitambalale, dessen Mtemi Mwana ntombolo die Oberherrschaft Mintinginia's nicht mehr anerkennt; Usungwizi dagegen steht noch unter Usongo. Die Ikuru von Kitambalale wird durch einen großen Tembe gebildet, außerdem bestehen noch einige andere Dörfer, doch sind Lebensmittel nur wenig zu haben. Mwana ntombolo ist ein großer Nimrod, namentlich Elephantenjäger, er geht morgen auf Jagd und macht heute Dawa, Zauber, für einen guten Erfolg. Wir hören, daß Stanley hier einen Tag rastete, er schlief außerdem noch in Niyawa, so daß wir bereits zwei Tage von den fünfen Vorsprung eingeholt haben, und ihm nur mehr drei bleiben. Wir senden ihm Boten nach, um ihn in Ikungu von unserer Ankunft zu benachrichtigen.

Bei einem Besuche im Dorfe fand ich einen Weber an seiner Arbeit. Der Webstuhl, welchen man vereinzelt in Unyamuezi findet, bestand aus vier in die Erde gerammten Pfählen, zwischen denen die Kette gespannt war. Diese war mit Kuhmist auf den zwei Querstäben festgeklebt, die untere Fadenreihe wurde durch die obere in die Höhe gezogen, um den Einschlag mit einer langen Gerte hindurch zu schieben. Dieser wurde alsdann mit einer dünnen Latte gegen das schon Gewebte angedrückt. Der Weber verfertigt so etwas langsam einen groben Baumwollenstoff von 2 Meter Länge und 1,20 Meter Breite.

Wie auf der ganzen Straße, findet sich unter der Erdschicht (Laterit und Humus) nur Granit, das Wasser ist milchartig gefärbt und in einzelnen Brunnen bitter.

16. October. Von Kitambalale nach Mtoni $3^1/_2$ Std.; von Mtoni zum Mto Mapiringa, 4 St.

Um 5 Uhr 25 Minuten verlassen wir Kitambalale, dessen Bevölkerung zwar nicht sehr zuvorkommend gewesen ist, aber auch der Karawane nicht lästig fällt. Nach kurzer Zeit betreten wir auf's neue das Pori. Der Neger hat noch nicht alles zerstören können, wir finden stellenweise hohes Holz, unter welchem die grünen Mkorabäume hervorstechen. Alles andere ist blattlos. Nach $3^1/_2$ Stunden ostsüdöstlichen Marsches durch wellenförmiges nach Nordosten abfallendes Land erreichen wir eine Thaleinsenkung, in welcher wir etwas Wasser und ein Stanley'sches Lager finden. Namentlich die letzte Bemerkung freute uns, denn so hatten wir wieder einen Tag eingeholt. Wir bleiben bis $11^1/_4$ Uhr, um unsern Leuten Zeit zum Abkochen zu lassen, dann brechen wir auf's neue auf und erreichen um 1 Uhr 40 Min. eine hübsche kleine fruchtbare Ebene, von Granitblöcken umgeben wie eine natürliche Festung. Dort saßen

früher die Wanabihi, ein Wanyamuezi-Stamm, von welchem sich ein Theil noch etwas nördlich von unserer Straße befindet, und dem auch Kitambalale angehört. Wir ruhen uns etwas aus unter einem herrlichen Baume mit mächtiger Krone und tiefem Schatten, dem schönsten Baume, den ich seit dem See gesehen. Einer unserer Leute erzählt uns, wie die frühern Bewohner dieses Flecken Landes von dem Vater Sike's, des Mtemi von Unyanyembe, angegriffen und verjagt wurden, worauf sie sich einige Meilen nördlich wieder anbauten.

Nach kurzer Rast folgen wir einer Granithügelkette südlich durch unangenehmen dornigen Busch, welcher dort überall zu finden ist, wo das Land früher angebaut war. Um 3³/₄ Uhr erreichen wir das Flußbett „Mapiringa", was Höhlen bedeutet, jedoch konnte ich deren nicht entdecken, auch unser Führer wußte mir keinen Aufschluß zu geben. Dagegen legte er mir sehr an's Herz, ja nicht auf die zahlreichen Paviane, welche die Granit-Hügel und -Felsen bevölkern, zu schießen, da es die Wächter des Wassers seien und, wenn ich sie verjage, das Wasser unfehlbar austrockne. Ein Pavian ist eben kein Leckerbissen, so machte es mir keine Mühe, seiner Bitte zu willfahren. Am Flusse fanden wir einen ganzen Palmenhain (Borassus), eine Palmenart, welche sechs bis acht Meter über der Erde eine bedeutende Anschwellung zeigt und alsdann wieder auf die normale Dicke abfallend, einen 10 bis 15 Meter hohen Stamm hervorbringt. Wir graben im Flußbette an derselben Stelle wie Stanley und finden genügendes, aber nicht gutes Wasser; doch „das schlechteste Wasser ist das, welches man nicht hat, denn das kann man absolut gar nicht trinken". Die Bestätigung dieses arabischen Sprüchwortes findet man hier zu Lande, wenn man, wie wir, am Ende der trockenen Jahreszeit reist.

Wir hatten fast acht Stunden marschirt, so dauerte es nicht sehr lange, bis wir unsere Ruhestätte aufsuchten. Doch wenn wir glaubten ruhig schlafen zu können, so hatten wir ohne die Landesbewohner gerechnet. Eine Affenheerde begann den Reigen, daran schloß sich alsbald das widerliche Geheul zweier Leoparden, und gegen 10 Uhr ertönte ein dumpfes Gebrüll, noch weit entfernt, welches unsere Esel und Ziegen erzittern machte. Der Wüstenkönig nahte heran. Immer näher kam das furchtbare Gebrüll, von anderer Seite erschallte Antwort, und gegen Mitternacht konnten wir ein ganzes Löwenconcert bewundern. Eine Anzahl dieser Bestien hatte sich im Flußbett versammelt, da, wo wir nur 80—100 Schritte vom Zelte entfernt Wasser gegraben hatten, andere trieben sich, durch unsere Esel und Ziegen angelockt, um's Lager herum, doch unsere mächtigen Feuer hielten sie in Respect. Als das Gebrüll zu toll wurde, schoß ich in der Richtung nach dem Wasser, was für einen Augen-

blick Ruhe schaffte, doch begann es alsbald wieder. Eine zweite, tiefer gerichtete Kugel mußte den Thiermajestäten doch etwas zu nahe gekommen sein, denn das Gebrüll verstummte für zehn Minuten, worauf wir es nur mehr aus weiter Ferne hörten und noch einige Stunden schlafen konnten. Auch unsere Esel, die sich unter einen Dornbusch verkrochen hatten, faßten wieder Muth, doch wagten sie die ganze Nacht nicht, ihr gewöhnliches Geschrei anzustimmen.

17. Oct. Vom Mto Mapiringa zum Mto Mwala, 5½ Std.

Vor Sonnenaufgang brechen wir auf und marschiren alsdann 5½ Stunden südöstlich durch die bisweilen offene, bisweilen mit dornigem Akaziengestrüpp bedeckte Ibembele-Ebene. Diese Ebene erstreckt sich nordwärts bis in die Gegend von Uthia und bildet mit der Mayonga-Ebene ein Ganzes. In der Regenzeit steht sie wie diese letztere unter Wasser und ist kaum passirbar, da die Ibembele entwässernden Flüsse Mapiringa und Mwala ein nur sehr schwaches Gefälle haben. Am Mapiringa finden wir in der Nähe des Stanley'schen Lagers ein frisches, mit Palmblättern bedecktes Grab, das einer dort gestorbenen Sudanfrau. Wir erreichen den Mwala gegen 11½ Uhr, jedoch auf einer andern, kürzern Straße als die Stanley'sche. Am Mwala finden sich noch zahlreichere Dumpalmen, welche hier und dort wahre Dickichte bilden, in welche nicht einzudringen ist. Zahlreiche Antilopenheerden beleben die Gegend um den Mwala (kleinere Arten, namentlich Pala und Swala).

Am Morgen zeigten sich an einer Wasserlache zehn Löwen den eingeborenen Jägern, die sich fast beständig dort aufhalten. Von diesen Jägern hörten wir auch, Stanley habe etwas südlich von uns gelagert, am Fuße der Hügelreihe, der wir, uns nördlich von ihr haltend, seit Mapiringa gefolgt waren, in einigen Kilometer Entfernung, während der Stanley'sche Weg näher ihrem Fuße entlang führt.

Am Nachmittag ging ich etwas aus und schoß eine Pala nieder, doch kam sie wieder auf, und da der zweite Schuß versagte, entkam sie. Mardiani, ein Zanzibarite, war auch ausgegangen; er kam athemlos zu mir gelaufen und erzählte, er habe in einem nahen Palmendickicht sieben Löwen schlafend gefunden, drei große und vier kleine. Der leichtsinnige, mit einem Grasgewehr bewaffnete Bursche versuchte auf 30 Schritte darauf zu schießen, doch seine schon alten Patronen hatten gelitten und ein erster und ein zweiter Schuß versagte, worauf ein alter, durch den Schlag des Schlosses aufgeweckter Löwe sich aufrichtete und durch sein dumpfes Knurren den Störer in die Flucht jagte; dann schlief er ruhig weiter. Der außerordentliche Wildreichthum dieser Gegend bietet diesen Raubthieren genügende Jagdbeute, sie sind stets gesättigt und darum am

Tage wenig gefürchtet. Immerhin stellte ich die Verfolgung der verwundeten Antilope ein, um vor einbrechender Dunkelheit zum Lager zu kommen.

18. October. Vom Mto Mwala nach Ikungu Kuikuru, 8 Std.

Am frühen Morgen sind wir schon auf dem Marsche durch die mit Migongwabusch bewachsene Ibembele-Ebene. Der von der südlichen Hügelreihe herabkommende Mwala hat eigentlich gar kein bestimmtes Bett; wir passiren rasch nach einander in dem gestern erwähnten Palmendickicht eine Anzahl Gräben, durch welche sein Wasser abfließt. In dem Akazienbusche spaziert eine Anzahl Giraffen herum, welche über die niedrigen Kronen hinweg zu uns herüberschauen, ohne daß ein guter Schuß anzubringen wäre. Ihr Körper ist verdeckt. Aber selbst im günstigsten Falle würde eine lange Verzögerung erfolgen. Nach 3 ½ stündigem Marsche südsüdöstlich finden wir die große Straße, die wir gestern verlassen; wir hatten kurz vorher eine stundenlange, völlig offene Grasebene, die zahlreiche Wildspuren, namentlich von Büffeln zeigt, passirt. Es ist Ueberschwemmungsgebiet, darum wohl macht die Karawanenstraße den südlichen Umweg über höheres Terrain.

Als wir wieder den Busch erreichen, erklärt uns unser Führer, er dürfe nicht weiter mitgehen, da die Leute von Ikungu den Untergebenen Mintinginia's feindlich seien. Die Straße sei zudem sehr leicht zu finden, da man nur dem Pfade zu folgen brauche bis zu einer Gabelung desselben, der südliche Weg sei der richtige. Wir verabschieden ihn und gehen im Busche weiter. Das Land wird alsbald wellenförmig, hier und da finden wir den Busch niedergeschlagen, um zu cultiviren, und um ½ 11 erreichen wir den ersten Tembe von Ikungu, ein ärmliches Dorf mit wenig Wasser und Lebensmitteln. Nach zwei weitern Stunden durch kahle Mutamafelder, auf denen nur Baobabs geblieben sind, erreichen wir ein großes verpallisadirtes, auf einer leichten Anhöhe gelegenes Dorf, die Ikuru. In einer Bodensenkung finden sich zahlreiche Brunnen mit weißgefärbtem Wasser, an denen man eben die Ochsen- und Ziegenheerden tränkt. Zu dem Zwecke sind mehrere Meter lange und ein ½ Meter breite Rinnen aus Thonerde gebaut, welche mit dem aus den Brunnen geschöpften Wasser angefüllt werden. Besitzer kleinerer Heerden und einiger Ziegen begnügen sich mit einem kleinen Quadrat aus ½ Meter langen Planken, die mit Thon wasserdicht gemacht sind.

Man sagt uns, Stanley lagere heute an der andern Ikuru, einer andern Residenzstadt; einzelne Mtemis haben mehrere, der von Uyui rühmt sich, vier zu haben. So setzen wir unsern Marsch am Fuße der Hügelreihe, die wir seit gestern zur Rechten hatten, fort, durchschreiten einige sandige Bachbette, nun alle trocken, die von dieser Hügelreihe kommen, und erreichen nach 1 ½ Stunde das Stanley'sche Lager, ganz

in der Nähe des Platzes, wo wir letztes Jahr Ende October lagerten, ungefähr 300 Schritte nordöstlich von großen, unregelmäßig gebauten und deshalb wenig vertheidigungsfähigen Tembe. Eine Euphorbienhecke sollte ihn wohl sicher schützen, doch nun ist dieselbe überall durchbrochen und Lücken von über 50 Meter Breite darin. Nahe dem Dorfe hat man einige Dumpalmen gelassen, welche als Merkzeichen dienen. Wasser ist reichlich vorhanden und mehrere kleine Lachen machen die Mühe, Becken zu bauen, überflüssig. Einige derselben sind zum Waschen bestimmt.

Von Ikungu war ich letztes Jahr westlich nach Uyui gegangen über die erwähnte Hügelreihe. Der Weg dahin ist schlecht, es sind ungefähr 25 Wegestunden bis Pero Uyui, in denen man nur ein Mal sicher ist, Wasser zu finden; in einem Bachbette, welches wohl den Oberlauf des Mkwala bilden mag, neun Stunden von Ikungu, finden sich viele große, tiefe Lachen mit Trinkwasser, in dem sich viele kleine Fische aufhalten. Als wir von dort Mittags aufbrachen, dachten wir am folgenden Tage Wasser zu finden, doch die Brunnen waren trocken, so mußten wir am Abend wieder aufbrechen und erreichten, die ganze schwarze Nacht hindurch marschirend, erst gegen 4 Uhr Morgens die ersten Brunnen von Uyui. Viele Träger kamen damals erst am Abend nach.

Wir finden in Ikungu eine Bande Tipo Tips, die uns einige sehr entstellte Nachrichten von der Küste gibt. Buschiri sei geschlagen in Bagamoyo, aber siegreich in Mpwapwa und andern Plätzen, und dergleichen mehr. Doch ist es unmöglich, deren Aussagen zu controliren.

Ikungu ist gut bevölkert, die Tembe sind zwar nicht sehr zahlreich, aber groß und von Menschen angefüllt. Es ist eine handeltreibende Bevölkerung, Kaufleute und Jäger, welche, selbst viel reisend, gegen Fremde zuvorkommend sind. Wir erfuhren rasch die Ursache der Feindschaft mit Mintinginia. Dessen Verbündete, die Masai, haben kürzlich einen großen Theil der Ochsenheerden weggetrieben, wofür Mintinginia freilich nichts kann, es waren nicht seine Masai, sondern ein anderer Stamm, aber man machte ihn trotzdem dafür verantwortlich.

Am Abend sendet uns Herr Stanley einen Ochsen; seine in Nera erbeutete Rindviehheerde ist zwar schon etwas zusammengeschmolzen, doch mag sie wohl bis in die Nähe der Küste reichen. Dieser Angriff der Neraleute war ein glücklicher Zufall, die Lebensmittelfrage wurde dadurch bedeutend vereinfacht. Wir besuchen Herrn Stanley, der sich uns gegenüber sehr liebenswürdig zeigt und guter Laune ist. Dr. Emin Pascha ist in seine wissenschaftlichen Beobachtungen und Sammlungen vertieft, ein sehr einfacher Mann, jetzt nur mehr der Wissenschaft lebend, etwas orientalisch, bedeutender Sprachkenner, von Stanley's energischem Charakter grundverschieden.

IV. Die Stanley'sche Expedition. Durch den Mgunda mkali (bösen Wald).

19. October. Wir bleiben in Ikungu. Herr Stanley gibt diesen Ruhetag zum Theil, um unsere ermüdeten Träger etwas verschnaufen zu lassen und Gelegenheit zu bieten, die Lebensmittel für den Mgunda-mkali aufzukaufen. Wir verbringen den Tag unter Plaudereien mit den Herren der Expedition rc., die uns unseres schnellen Marsches wegen beglückwünschen. In zwölf Tagen hatten wir beinahe ein Drittel des Weges vom Nyanza zur Küste zurückgelegt. Gleichförmig weiter marschirend, müßten wir in einem Monat die Küste erreichen, jedoch ist es besser für die Träger, etwas langsamer zu gehen.

20. October. Von Ikungu Kuikuru bis zum Mto Mizanzi, 7 St.

Wir brechen etwas spät auf; Herr Stanley ist bereits seit einer halben Stunde mit der Karawane abmarschirt, doch es ist heute Sonntag und unser Aufbruch verzögert sich etwas, da wir uns verschlafen haben und nicht ohne hl. Messe marschiren wollen. Indessen hat das Einholen keine Schwierigkeit. Der große Weiber- und Kindertroß marschirt nur langsam, und nach einer Stunde bereits sind wir nicht mehr die letzten. Kurz ehe wir den Mgunda mkali betreten, gehen wir an der Stelle vorbei, wo wir voriges Jahr am 28. October gelagert hatten. Der Wald ist dort etwas gelichtet, Ikungu vergrößert sich auch nach dieser Seite. Der Mgunda mkali (böse Wald) bedeckt die Bodenerhebung, welche Ugogo von Unyamuezi scheidet. Er bildet zugleich die Wasserscheide zwischen dem indischen Ocean, dem Nyanza und Tanganika. Stellt sich aber Jemand darunter einen richtigen Wald vor, so täuscht er sich gründlich, es ist bloß niedriges Buschwerk, Dornhecken, dazwischen offene Grasebenen. Seinen übeln Beinamen erhielt er von den Karawanen. Fünf Tage lang sind keine Dörfer an der Straße zu finden und demgemäß sind keine Lebensmittel dort aufzutreiben, sowie Wasser selten. Nur vereinzelte Jäger durchstreifen diese Einöde, und hier und da abseits der Straße hat Raubgesindel seine Hütten gebaut. Darum wird auch stets vor dem Betreten dieser gefährlichen Zone den Trägern eingeschärft, sich gut mit Wasser zu versehen, damit haushälterisch umzugehen und recht geschlossen zu marschiren, um einem angreifenden Feinde widerstehen zu können. Das wird denn auch hoch und theuer versprochen, doch nur wenig beobachtet. Schon in der ersten Marschstunde sehen wir Leute ihre Krüge leeren, und Nachzügler bleiben zurück. Für diese letztern

hat Herr Stanley Sorge getroffen, eine Compagnie Wangwana schließt den Zug unter dem Commando von Lieutenant Stairs oder Capitain Nelson, welche in dieser unangenehmen Arbeit abwechseln; was aber das Wasser angeht, so hängt dies stets vom Träger selbst ab, und da macht man die sonderbare Beobachtung, daß die Leute, wenn sie wissen, wir kommen am Abend zum Wasser, wenig trinken; heißt es aber, heute schlafen wir im Pori ohne Wasser, dann ist man ziemlich sicher, daß schon halbwegs die Hälfte der Leute ihr Wasser getrunken hat.

An der Spitze der Karawane marschirt Stanley mit zwei Compagnien Wangwana, dann folgt Dr. Emin Pascha mit seinen Leuten und dem Troß ägyptischer Schreiber und Kaufleute. Die ganze Karawane zählt gegen 600 Seelen, darunter 180 Wangwana in drei Compagnien, 70—80 Wanyamuezi-Träger, den Rest bilden die Leute von Wadelai, ein buntes Gemisch: ein Jude von Tunis, Apotheker von Wadelai, ein griechischer Kaufmann, ägyptische Offiziere, koptische Schreiber, Soldaten aus der Sudanprovinz, von denen die höherstehenden einen Troß von Sklaven, Weibern und Kindern mitführen, alle mit massenhaftem Plunder beladen, mit durchlöcherten kupfernen Kaffeekannen, großen Wasserbecken, leeren Conservebüchsen, kleinen Stühlen, Matten, Kisten und einer sonstigen Masse unbrauchbaren Zeuges.

Außerdem sind wir eine ganze Anzahl Europäer. Stanley mit fünf Offizieren, und einem Bedienten, Emin Pascha, Casati, wir Beide, ein so buntes Gemisch aller Stämme von Africa und Wazungu, europäischer Nationen: Engländer, Americaner, Italiener, Franzosen, Deutsche, Griechen, Türken, daß die Eingeborenen vor Schreck und Staunen sich kaum fassen können. Alles dieses marschirt zusammen unter der rothen Flagge und dem Halbmond des Islam, die Stanley vorangetragen wird. Es wäre wohl den Europäern entschieden angenehmer, wenn Stanley die englische oder americanische Fahne führte, jedoch ist ihm dies verboten.

Im Busch angelangt, beginnt man sich beim Nachtrab, den wir inzwischen eingeholt, zu drängen, der Eine will vor den Andern laufen, wobei sich besonders die nubischen Weiber hervorthun, als hätten sie erst heute den Marsch begonnen; so kommt man im dichten Buschwerk, wo der Pfad oft durch Aeste und Dornen behindert ist, nur noch langsamer fort, als dies bei einer gewöhnlichen Karawane der Fall ist. Dazwischen drängt sich die noch gegen 80 Köpfe zählende Ochsenheerde, deren Treiber durch einen schwarzen Capitain, einen hübsch und stark gebauten Sudanesen, commandirt werden.

Wir benutzen einige freie Stellen, um, durch's Gras marschirend, an dem Troß vorbei zu kommen, was bei einigen Nubierinnen ein Zetergeschrei hervorruft, woran wir uns freilich wenig stören. Nach einer

Stunde Waldmarsch treffen wir einen dicht am Pfade stehenden Baobab, in dessen Schatten ich letztes Jahr etwas fieberisch mich ausgeruht.

Bald darauf stoßen wir auf ein felsiges Bachbett, das nach Nordosten fließt, trocken, und nach einem im Ganzen dreiundeinhalbstündigem Marsche verlassen wir die große Karawanenstraße, die uns bis hierher oft südöstlich geführt, und schlagen einen nordöstlichen Seitenpfad ein. Im verflossenen Jahre nämlich waren wir von der Hauptstraße ebenfalls nach Norden abgewichen, wo wir schönes Wasser gefunden hatten, was ich Herrn Stanley mitgetheilt hatte; auf der Hauptstraße findet sich kein Wasser während 14 Stunden, während durch diese Quelle auf dem Seitenpfade der wasserlose Weg auf 11 Stunden reducirt wird, was für eine so viele Kranke mit sich führende Karawane von großer Bedeutung ist. Da der Kirangozi Stanley's auch dieser Meinung war, schlugen wir diesen nördlichen Pfad ein, den übrigens die Karawanen einzig aus Furcht vor den Masai, welche bisweilen in der Nähe sind, vermeiden.

Wir folgen eine Zeit lang dem trockenen Bachbette, wenden uns dann östlich und machen gegen Mittag eine Stunde Halt, worauf wir noch zwei weitere Stunden marschiren bis zu einem nach Norden fließenden, natürlich trockenen Bache, den man Mto Mizanzi (Palmenfluß) nennt, denn an seinen Ufern finden sich zahlreiche Dumpalmen.

Kurz vor diesem Flusse hatten wir auch letztes Jahr gelagert; ich kam fiebernd um sechs Uhr des Abends an und verschlief das Fieber während der Nacht ohne Zelt, die Zelte waren zurückgeblieben. Ein Gleiches schien auch heute zu drohen. Unsere Leute dachten wohl, in der großen Karawane nach Gutdünken handeln zu können. Da es überall welche gab, die am Wege saßen, ahmten sie dieselben nach, und wir, die wir um drei Uhr an Ort und Stelle waren, mußten, da die Wasserträger ebenfalls zurück waren, in der glühenden Sonne durstig stehen. Ein Offizier Stanley's, glücklicher als wir, lud uns zu einer Tasse Thee; dadurch etwas gestärkt, ging ich anderthalb Stunden rückwärts und fand unsere Leute, unter einem Baume sitzend, gemüthlich essend und plaudernd. Doch in weniger als einer Stunde waren sie, durch Gras und Dornen laufend, im Lager angekommen, wo sie dem P. Girault die deutlichen Merkmale zeigten, daß der Bwana auch bisweilen kali (böse) werden könne. Ein Mann sagte mir, es seien noch Andere zurück; so gab ich die Verfolgung der ersten auf und marschirte noch eine halbe Stunde weiter zurück, wo ich denn den Rest in dieselbe angenehme Beschäftigung vertieft fand wie die ersten, woraus ich sie etwas unsanft riß und sie vor mir her trieb. Da es gerade kein angenehmes Ding für sie war, die Letzten zu sein und von mir eingeholt zu werden, so liefen sie wie die ersten quer durch den Busch, um mir zu entkommen, mit solcher Ge-

schwindigkeit, trotz ihren Lasten, daß ich ermüdet das Nachlaufen aufgab und ihnen nur noch zurief, sich ja zu eilen, da sie sonst sehen würden, was es koste, mich nach siebenstündigem Marsche noch drei weitere Stunden zwecklos laufen zu lassen.

Als ich bei anbrechender Nacht zum Lager kam, fand ich Zelt und Bett aufgeschlagen, und das Wasser brodelte in den Töpfen, jedoch die Kaffeekanne war verschwunden. Ein Mann hatte sie, vielleicht aus Rache, mitgenommen, um Wasser zu suchen, und brachte sie um neun Uhr leer zurück. Die Leute hatten in einer Stunde Entfernung Wasser gefunden, aber der Taugenichts hatte für uns keines mitgebracht. Dafür mußte er es am frühen Morgen zur Strafe für seinen Frevel herbeischaffen. Als ich dann am Abend meiner Gewohnheit gemäß die braven Bukumbi an ihren Feuern besuchte, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei, bat mich Munyamburu, nicht mehr so kali zu werden wie heute, sie wollten schon gutwillig an der Stelle der Karawane marschiren, die wir ihnen anwiesen.

Ich glaube, diese eine Lection hat ihnen die eben erst sich offenbarende Lust am Zurückbleiben im Entstehen genommen. Bis hierher waren wir nach dem Gutdünken der Träger marschirt, Halt machend, wenn es ihnen gefiel, und nur darauf sehend, daß wir den festgesetzten Punkt überhaupt erreichten. Nun geht dies nicht mehr, wir können keine Störung in der Karawane hervorrufen. Wir beschließen, vor den Sudanesen zu marschiren, damit unsere Leute das gute Beispiel der Wangwana sehen, die geschlossen Stanley folgen, und nicht die schlecht marschirenden Nubier, Türken 2c. Aber todtmüde hat mich das überzählige Laufen doch gemacht, so daß ich nicht zu schlafen fürchte, was Fieber im Gefolge hätte. Ich nehme darum Chloral.

21. October. Vom Mto Mizanzi bis zum Lager an der Quelle, $2^1/_2$ Std.

Wir brechen nach sechs Uhr auf. Es ist zwar Sitte bei den Eingeborenen, früher aufzubrechen, besonders wenn Wassermangel herrscht, um das Gehen in der Sonnenhitze wenn möglich zu vermeiden, doch weicht Herr Stanley nur ungern von seiner Gewohnheit ab, und die Leute drängen auch nicht sehr; sie wissen, der Marsch ist kurz, und viele von ihnen hatten Wasser gefunden da, wo im verflossenen Jahre durchaus nichts aufzutreiben war.

Wir halten uns südöstlich und finden nach einer Stunde ein felsiges Wasserbett, in welchem sich in einzelnen tiefen Löchern noch Wasser findet zur Freude derjenigen, die gestern Abend kein Wasser bekommen hatten. Wir folgen eine Zeit lang diesem nach Norden gehenden Bache, überschreiten dann noch mehrere andere ähnliche Läufe, alle trocken, und

steigen etwas aufwärts durch einen allmälig lichter und höher werdenden Busch, welcher größtentheils aus noch nicht grünen Miumbabäumen (in Blattform und äußerm Ansehen der Esche ähnlich und darum bisweilen africanische Esche genannt, aber Papilionacee) besteht.

Um acht ein halb Uhr, nach zwei ein viertelstündigem Marsche, finden wir eine Quelle mit reichlichem Wasser, das unter einem Felsen hervortritt und dann einen kleinen Sumpf bildet. Meine gestern gefaßte Ansicht, daß dieses Jahr wasserreicher sei als das letzte, wenigstens für einige Stellen, fand sich bestätigt. Da, wo im verflossenen Jahre nur üppige Gräser für die Feuchtigkeit sprachen (man fand nur in einzelnen Löchern Wasser), befindet sich jetzt eine kleine Wasserfläche, auf die sich die Träger stürzen. Wir halten uns indessen nicht auf, sondern gehen nach einer Viertelstunde weiter, wo sich letztes Jahr eine hübsche Quelle mit klarem, frischem Wasser befand. Doch kaum traute ich meinen Augen: ich sah nur schwarzen Schlamm; Elephanten, Rhinoceros, Büffel und anderes Wild hatten diese Stelle zur Tränke und zum Bade ausersehen und ihr noch in letzter Nacht einen Besuch gemacht.

Während die Leute an der Stelle, wo die Quelle aus dem Felsboden tritt, sich um Wasser bemühten, ging ich an die Seite des Sumpfes. Mein Gedächtniß hatte mir die Stelle genau bewahrt: dort dicht am Schlamm befindet sich im Felsen ein etwa 25 Centimeter im Durchmesser haltendes, rundes, ein Meter tiefes Loch, aus welchem eine andere weniger wasserreiche Quelle aufsprudelt, von der ich aber wußte, daß sie nicht verdorben werden konnte. Ich ließ den Boden umher reinigen, und nachdem das dadurch schmutzig gewordene Wasser ausgeschöpft war, hatten wir schönes, klares, völlig geschmackloses Wasser, wie wir es bisher noch nicht gefunden. Im letzten Jahre war das Wild hier weniger ungestört, Elephantenjäger hatten dort ihre Anstandsplätze auf Bäumen und in die Erde gebaut, und das Wild hatte so nicht lange Zeit, sich im Wasser zu suhlen. Im nahen Busche — diese Quelle befindet sich in ziemlich offenem Lande mit vereinzeltem Buschwerk und mehrern Dumpalmen — hatten diese Jäger eine Hütte aus Baumstämmen gebaut und diese durch einen ungeheuern Wall von Dornen gegen nächtliche Angriffe wilder Thiere gesichert. An der Quelle selbst sahen wir auf den vereinzelten stärkern Bäumen kleine Kanzeln aus Baumstämmen sowie Erdlöcher mit Schirmen aus Palmblättern und zum Theil auch damit bedeckt, alles durch Dornwälle gegen unwillkommenen Besuch von Löwen und Leoparden oder etwa verwundeten Elephanten und Büffeln geschützt, denn der nächtliche Anstand, bei dem man keine Feuer unterhalten darf, hat hier im Lande, wo es von Löwen wimmelt, auch seine Schattenseiten. Die Vorsicht dieser Jäger, sich durch gute Boma's gegen Ueber-

fall ihrer vierbeinigen Jagdcollegen zu schützen, ist darum eine sehr angebrachte. In diesem Jahre sind die Anstandsplätze in schlechtem Zustande, die Jäger kommen nicht mehr hierhin und so können die Thiere sich ungestört im Wasser wälzen und die Quelle zerstampfen. Dies ist eine Folge des Masai-Einfalles in Ikungu. Da diese die Ochsen von Ikungu raubten, nimmt man an, sie seien in der Nähe, und die Jäger von Ikungu wagen sich nicht mehr zu dieser Quelle, welche das ganze Jahr Wasser führt, dadurch aber nicht nur das Wild, sondern auch die Masai anzieht, wenn in deren Heimath das Wasser selten wird. Dies ist wohl auch der Grund dafür, daß diese Gegend nicht bevölkert ist; denn so hübsches, reichliches Wasser müßte unbedingt eine bedeutende Volksmasse anziehen, wenn die herrschende Unsicherheit nicht im Wege stände.

22. October. Von der Quelle bis zum Mto Mizanzi, $2^1/_2$ Std.

Trotz dem großen Wildreichthum dieser Gegend benutzt Niemand von der Karawane die Gelegenheit, ein Stück Wild am Abend zu erlegen. Auf eine Anfrage meinerseits erfolgte seitens der Engländer immer die Antwort: wir haben keine Jagdgewehre mehr, und dies hat seine Richtigkeit. In den schwierigen Verhältnissen zwischen dem Aruwimi und Albert Nyanza waren die Gewehre allmälig darauf gegangen. Stanley's letztes Gewehr wurde dem König von Nkole (Usongora, westlich von Uganda) zum Geschenk gemacht. Uebrigens scheinen diese Herren durchaus keine so wüthende Sportsmen zu sein, wie man im Allgemeinen die in Africa reisenden Engländer schildert; nur der, auf der Rückkehr vom Aruwimilager von Yambuya, in der Bangala-Station verstorbene Naturalist Jameson soll ein hervorragender Jäger gewesen sein. Allein auszugehen, gefiel mir auch nicht.

In der Nacht bot unser Lager einen zauberhaften Anblick, da wegen ungebetener Nachbarschaft überall große Feuer unterhalten wurden, welche ganz eigenthümliche Lichtreflexe im Buschwerk und in den Palmenkronen hervorriefen. Wenn diese Feuer uns die wilden Thiere abhielten, so bildeten sie beim hohen, trockenen Grase, in dem wir lagerten, aber auch eine recht ernste Gefahr, durch Feuer das Lager zu vernichten, da noch recht bedeutende Pulvervorräthe vorhanden sind. Deswegen wurden auch überall Wachen ausgestellt, um einen nicht unwahrscheinlichen Grasbrand im Entstehen zu unterdrücken. Denn viele von den Aegyptern sind in dieser Beziehung von einer ungemeinen Sorglosigkeit.

Die Nacht verging indessen ohne jede Störung und am Morgen brachen wir zur gewöhnlichen Stunde auf. Wir haben nicht mehr nöthig, unsere Leute nach ihrem Platze zu bringen, sie gehen voraus und fallen dann an der angewiesenen Stelle in die Karawane ein. Wir marschiren zwei und eine halbe Stunde südöstlich durch eine, anfangs nur dorniges

Gebüsch aufweisende Ebene. Dann zeigen sich sehr zahlreiche Dumpalmen, die an der Quelle nur vereinzelt vorkamen, und nachdem wir die große Karawanenstraße, die wir vorgestern verlassen, wieder erreicht hatten, folgen wir ihr noch eine halbe Stunde bis zum Bache, den man mir wieder Mto Mizanzi nennt, welchen Namen ich auch letztes Jahr gehört hatte. Wir überschreiten sein mit hohem, grünem Grase und Schilf angefülltes Bett und lagern auf seinem östlichen Ufer. Es geht von Süden nach Norden. Als ich nach dem Wasser ging, fand ich auf's neue bestätigt, was ich vermuthet: das Jahr ist wasserreicher. Im verflossenen Jahre fanden wir in den Vertiefungen des Bettes nur Schlamm, aber kein Wasser; unsere durstigen Träger — wir hatten sechs Stunden marschirt — suchten darin vergebens nach Wasser, sie fanden nur dickflüssigen Schlamm, bis wir, mit Hacken und Picken bewaffnet, uns selbst an die Arbeit machten und auf einer etwas erhöhten und deshalb nicht schlammigen Stelle unter dem Gelächter der Schwarzen den Sand wegarbeiteten. Die guten Leute bemitleideten uns, als sie uns einen ganzen Fuß höher anfangen sahen als die Stelle, wo sie nur Schlamm bekamen, und als wir auf Gestein stießen (Raseneisenstein denke ich), verhinderte ihr Durst einen Heiterkeitsausbruch durchaus nicht, besonders da sie sahen, daß wir die Partie gar nicht aufgaben, sondern ernsthaft versicherten, hier sei gutes Wasser. Wie machten sie aber Augen, als wir das wenig widerstandsfähige Gestein mit kräftigen Schlägen durchbrochen hatten und aus der darunter liegenden Kiesschicht ein frisches, klares Wasser aufsprudelte! Man besah uns mit scheuen Blicken: „Das sind ausgelernte Zaubermeister," hieß es, und Niemand wagte, vom Wasser zu schöpfen. Selbst ein in der Karawane befindlicher Araber, — die Araber stehen hier zu Lande rücksichtlich des Aberglaubens auf einer keinesfalls höhern Stufe als die Neger — frug ganz demüthig, ob er wohl von unserm Wasser trinken dürfe, worauf sich denn auch die Wanyamuezi daran wagten.

Da ich mir damals die Stelle gut gemerkt hatte, ging ich wieder hin, um von der gethanen Arbeit zu profitiren; es war jedoch überflüssig. In den Vertiefungen befand sich offenes Wasser in Menge, so daß man nicht zu graben brauchte, und es genügte, dort schöpfen zu lassen, wo der beschwerliche Abstieg die Schwarzen abschreckte, in's Wasser zu gehen und es zu trüben. Hat man kein fließendes Wasser, so ist es für den Weißen immer gerathen, das Wasser überwachen zu lassen, damit die Träger sich nicht darin baden und man, statt Wasser, nur mehr Schmutz findet.

Auch hier am Flusse zeigen sich zahlreiche Wildspuren. Einige Zansibariten gehen aus und bringen am Mittage mächtige Fleischstücke zurück; es war ihnen gelungen, eine Giraffe zu erlegen. Nach Negerart,

wie richtige Wilde, Wachenzi, haben die sich für höher haltenden Wangwana das Thier nicht zuerst abgehäutet, sondern einfach in Stücke geschnitten, so daß man nicht einmal ein zu einem Gürtel ausreichendes Hautstück bekommen kann. Giraffen sind noch häufig, ihre Haut würde sich recht gut zu Sohlleder verarbeiten lassen.

Bei unserm vielen Verkehr mit den Offizieren der Expedition dringt doch manches durch, was klar legt, welches die Zwecke der Expedition waren. Dem äußern Anschein nach ist sie ja gelungen und wird demgemäß auch in Europa gefeiert werden; in Wirklichkeit aber sind die Helden der Expedition recht unzufrieden mit den Resultaten und gestehen heute hier dies auch ein. „Eine Masse Leute ist gestorben, bedeutende Mittel aufgewendet worden, $2^1/_2$ Jahre haben wir im Elend gelebt, und was erreicht? Wir bringen eine Anzahl unnützer, verfaulter ägyptischer Schreiber, Juden, Griechen und Türken aus dem Innern, die uns nicht einmal dafür danken; Casati selbst war der Mühe nicht werth, er ist ja Mchenzi geworden, und der Pascha ist zwar ein Ehrenmann, aber doch nur Mann der Wissenschaft." Man hatte darauf gerechnet, in Dr. Emin Pascha einen Soldaten zu finden an der Spitze von 2000 disciplinirten Leuten, dem man bloß Munition zu bringen brauche, um sich der äquatorialen Provinz für England zu versichern und sich mit Hülfe seiner Bayonnette einen Weg nach Mombassa zu eröffnen. Nun, da dies nicht gelungen ist, ist man unzufrieden. Dr. Emin Pascha selbst ist Menschenkenner genug, um sich über die wahren Motive der Expedition keine Illusionen zu machen.

Diese Märsche durchs „Pori" sind ja für die Träger unangenehm, aber wir Europäer haben Ruhe, man ist nicht stets durch eine aufdringliche Menschenmenge belästigt, und der Wassermangel ist auf unserer Straße gar nicht so drückend, wie auf dem Wege von Tura nach Muhalala, auf dem man nur einmal in jetziger Jahreszeit Wasser finden soll, so daß man den ganzen Mgunda mkali in drei Tagemärschen durchgehen muß, was freilich sehr beschwerlich ist und den Namen Mgunda mkali rechtfertigt. Auf unserer Straße hat er aber nichts Schreckliches, man findet keine Dörfer, doch hat man sich vorher mit Lebensmitteln für fünf Tage versehen. Wasser hat man ebenfalls, und ist man etwas gut bewaffnet, so hat man bei einiger Vorsicht auch nichts von Räubern zu fürchten.

23. October. Vom Mto Mizanzi bis Makomera, $6^3/_4$ Std.

Wir brechen um 6 Uhr auf und marschiren aufs neue südöstlich durch die nur von wenigem dornigem Akaziengestrüpp bestandene Ebene, steigen jedoch beständig langsam auf. Um 9 Uhr sehe ich nördlich vier große Dumpalmen vereinzelt stehen, die mir schon letztes

Jahr aufgefallen waren, und wir betreten dann dichtes Buschwerk, welches den Marsch etwas behindert und in dem wir bis beinahe 1 Uhr marschiren. Dann haben wir vor uns offenes Land und lagern bei den Brunnen von Makomera. Der Europäer staunt, wenn er diese drei Brunnen sieht. Sehr regelrecht sind sie wie durch Europäerhand bis auf eine Tiefe von 20 Meter durchs Gestein gegraben und erreichen eine unterirdisch fließende Wassernappe. Nach den Aussagen der Leute soll man beim Schöpfen die Strömung fühlen. Ich frug bei meiner Herreise Herrn Stokes, ob vielleicht Portugiesen bis hierher gedrungen seien, doch verneinte er es, die Brunnen seien von einem Eingeborenen gegraben, der noch jetzt in Ugogo lebe und den er dort gesehen, und das Wasser sei so tief, daß er keinen Boden gefunden, als er, um einen darin verlorenen Eimer zu suchen, sich hinabgelassen habe. Man zieht das Wasser in Gefäßen in die Höhe; wir hatten eine Ochsenhaut in Riemen geschnitten um die Eimer hinabzulassen, und bekamen sehr klares, frisches, aber etwas salziges Wasser. Von der Expedition wurden Zeltstricke, Packleinen der Tragesel 2c. unter die Leute vertheilt, um Wasser heraufziehen zu können. Die Träger lieben diese Brunnen nicht, sie sagen, das Wasser sei nicht bequem, und da sie ihre Gefäße schlecht an der Leine befestigen, so verlieren sie deren viele, kupferne Töpfe, in den Brunnen. Vor meinen Augen blieben in kurzer Zeit fünf kupferne Töpfe darin zurück.

Seitwärts sieht man noch die runden, flachen Vertiefungen, die zum Ochsentränken dienten, denn dieses Land war noch vor kurzer Zeit bevölkert. Stokes sagte mir, er habe hier vor neun Jahren schwere Hongo zahlen müssen und deshalb während einiger Jahre diese bequeme Straße verlassen, dann habe er diese Dörfer zerstört gefunden. Eben so versichern uns unsere Leute. Hier saßen früher Wataturu, reich an Mutama und Heerden, welche die Karawanen sehr brandschatzten, da es außer ihren Brunnen kein Wasser gab und die Karawanen so in ihrer Hand waren; dann brachen die Wahumba (Masai) in's Land, trieben die Heerden weg und zerstörten die Tembe. Die Bewohner flüchteten nordwestlich oder nach Ugogo. Nun zeigen nur mehr diese drei Brunnen an, daß hier früher Bewohner waren, das dornige Gestrüpp wächst auf den frühern Mutamafeldern, und nach 30 Jahren, wenn inzwischen sich nicht ein anderer Stamm hier niedergelassen hat, werden die Brunnen irgend einem wohlthätigen Mzimu (Geist) zugeschrieben und in eine Legende verwoben werden, welche ein Mnyamuezi als historische Thatsache dem Weißen erzählt. Staunenswerth ist es immerhin, wie ein Neger mit seinen unzureichenden Mitteln eine solche Arbeit ausführen konnte. Ein einziger Mann grub die drei Brunnen mit Negerhacken, die Erde und Steine wurden in Kürbisschalen herausgezogen, und das Ganze so regel-

mäßig, daß man annehmen müßte, er sei bei Europäern in die Schule gegangen, und doch soll es ein Eingeborener, ein Mchenzi, kein Mgwana gewesen sein, ein Zeichen, daß die Noth bisweilen den Neger auch zu energischem Sichaufraffen und zur Ausdauer im begonnenen Werke bringen kann, und wenn die Noth dies kann, warum nicht auch die durch die göttliche Gnade befruchtete Unterweisung?

Am Abend suche ich zur Breitebestimmung einige Sternbeobachtungen zu machen, doch resultatlos, da der Wind mir immer die Laterne ausbläst. Ich denke die Breite ist annähernd 5° 37′ südlich, Länge ungefähr 32° 40′ östl. Paris.

24. October. Von Makomera nach Matongo, $6^3/_4$ Std.

Heute werden wir wahrscheinlich nirgendwo Wasser finden. Jedermann führt darum so viel mit sich, als er eben nur kann. Wir brechen wie gewöhnlich etwas nach Sonnenaufgang auf und gehen östlich durch das noch deutliche Spuren früherer Cultur tragende flache Land. Nach einer Stunde finden wir Temberește, etwas später viele zerstörte Tembes, die frühern Wohnungen der Wataturu. Zum Theil stehen sie noch aufrecht und wären rasch wieder in bewohnbaren Zustand gesetzt. Bei einigen ist der Lehm aus den Wänden gefallen und das Dach durchlöchert; bei andern stehen bloß mehr die Pfosten, welche das Dach getragen, und bezeichnen den Grundriß des Tembe. An den Brunnen selbst im Busch sollen Spuren von drei Tembes sein; hier sind Ruinen dicht am Wege von vielleicht 20 Tembes; was noch im Busche steckt, ist nicht zu constatiren, aber was wir sehen, genügt, um uns zu überzeugen, daß die Bevölkerung eine zahlreiche war.

Die Wataturu sind hauptsächlich, wie ihre Stammesgenossen, die Wanyaturu südöstlich von Nyanza, Heerdenzüchter; dieselben stehen im Rufe, noch ziemlich wild und unzugänglich zu sein, aber gegen die steten Angriffe der Masai konnten sie sich nicht behaupten. In Unyanyembe sieht man viele, da man sie als Ochsenhirten besonders schätzt. Als Lohn überläßt man ihnen die Milch von 3 bis 4 Kühen und dafür hüten sie die Heerden und vertheidigen sie recht muthig gegen Raubthiere. Ein Löwe warf sich eines Tages in unsere Heerde und faßte eine Kuh an der Nase, der Hirt (Mnyaturu) schleuderte auf ihn seine erste, dann seine zweite und letzte Lanze, ohne zu treffen, dann seinen Schild und Stock schwingend drang er ohne andere Waffe auf den Löwen ein, welcher durch diesen energischen Angriff erschreckt das Weite suchte. Der brave Mnyaturu pfiff seine Heerde auf's neue zusammen, raffte seine zwei Lanzen auf und folgte dann ruhig den weidenden Kühen, als ob nichts geschehen wäre. Erst als man ihn am Abend frug, warum die Kuh blute, er-

innerte er sich des Löwen und konnte nicht begreifen, weshalb man ihm eine Belohnung gab.

Um 8 Uhr sehen wir die letzten Tembereste und betreten auf's neue niedrigen dichten Busch, in dem wir langsam aufsteigend südöstlich gehen. Etwas vor 10 Uhr erreichen wir die Wasserscheide, ein kleines Plateau, auf dem sich ein nun trockener Teich mit Korkstroh angefüllt befindet. Teich heißt in Kiswaheli Ziwa, die Stelle natürlich Ziwani. In der Regenzeit soll er einen Abfluß nach Norden haben, was dem Terrainbild entspräche, da das Land nordwestlich abzufallen scheint. Im verflossenen Jahre am gleichen Tage lagerte ich auch hier. Unsere Träger gingen damals nördlich nach Wasser suchen. Sicherlich hat er keinen Abfluß nach Süden. Er ist übrigens recht unbedeutend, einige Hectare höchstens mit vielleicht 1$^{1}/_{2}$ Meter Wasser in der Regenzeit, dann verwandelt er sich in einen Sumpf und während 6 Monaten ist er völlig trocken, wie alle diese „Seen", denen man in Mgunda mkali begegnet. Die verschiedenen „Ziwa" sind alle in der trockenen Zeit völlig trocken, und kein einziges der nördlich fließenden Wasserbette führt Wasser nach dem Nyanza, außer in der Regenzeit. Alle auf der Karte mehr oder weniger dick bezeichneten „Flüsse" sind während des größten Theiles des Jahres trocken und fallen in die Klasse der Wadi in der algierischen Sahara. Vom Nyanza bis hierher haben wir nicht einen Tropfen fließendes Wasser gefunden. Tchaya mit den übrigen Ziwa (Seen) sind trocken, dürften also kaum als die südlichsten Quellseen des Nils angesehen werden. Es sind Moräste, deren überflüssiges Wasser während der Regenzeit nördlich fließt und wo man von Juli bis December verdurstet. Selbst in der Regenzeit können diese Wasserbette nur wenig Wasser führen, da sie dafür zu unbedeutend sind, zu wenig tief und breit. Die flache Beschaffenheit des Landes gestattet übrigens keinen raschen Abfluß; das Land ist alsdann versumpft und die Feuchtigkeit verdampft später, ohne daß sich Bäche bildeten.

Wegestrecke Barom. 637 mm. Von Ziwani steigen wir langsam noch vielleicht 200 Meter, dann gehen wir ebenso langsam bergab, wir betreten das Gebiet des indischen Oceans. Diese Wasserscheide ist fast unmerkbar, kein einziger hervortretender Höhenzug bezeichnet dieselbe und doch ist sie eine der wichtigsten von Africa, die Scheide zwischen dem indischen Ocean, dem Nyanza und Tanganyika, d. h. dem Nil und Congo. Wir gehen bis $^{1}/_{2}$1 Uhr, d. h. im Ganzen beinahe 6$^{1}/_{2}$ Stunden im dichten unangenehmen Buschwerk. Erst am Schlusse des Marsches wird der Busch etwas höher und wir lagern bei Matongo, bei Ruinen, einem zerstörten Dorfe. Unsere Leute finden in kurzer Entfernung Wasser, zwar nicht gut, aber doch trinkbar. Andere gehen bis nach Kabarata,

von dem wir bloß mehr eine Stunde entfernt sind, und das wir wohl noch hätten erreichen können. Um 3 Uhr war die Karawane bereits vollzählig im Lager. Barom. 641,5, wir sind also gegen 50 Meter abgestiegen. Diese Ruinen sprechen auf's neue dafür, daß bei geordneten Zuständen und Sicherheit des Landes der Mgunda mkali sich bald wieder bevölkern würde, denn das Land bietet dieselben Mittel wie Unyamuezi, und Wasser ist ebenfalls zu haben.

25. October. Von Matonga bis Kabarata, 1 Std.

Wir steigen noch eine Stunde langsam südöstlich ab durch lichten Busch und erreichen alsdann Kabarata, ein Dorf, welches noch zum Mgunda mkali gerechnet wird. Vor dem Dorfe sehen wir auf einer Stange einen Menschenkopf und einen Zeuglappen, wahrscheinlich ein warnendes Beispiel für Diebe. Der Tembe ist nicht sehr umfangreich aber ziemlich bevölkert und hat Lebensmittel mehr, als ich glaubte. Einsam im Busche liegend haben sich die Leute auf Kriegsfuß gesetzt und ihren Tembe mit 5 bis 6 Meter hohen Thürmen aus Holzgeflecht mit Lehmverkleidung verstärkt. Die sonst gewöhnlich verschlossenen kleinen runden Schießlöcher sind hier offen. Es befindet sich hier nur eine Wasserstelle. Der Chef hatte im verflossenen Jahre vor unserer Ankunft dieselbe verschüttet und ließ nur eine kleine Stelle frei. Als er hörte, wir wollten abmarschiren, ließ er die Quelle noch vor unsern Augen wieder aufgraben. Heute ist er sehr höflich gegen Herrn Stanley und versichert ihm, die Weißen seien seine besten Freunde, wie es den in zahlreichen Pyramiden stehenden Gewehren gegenüber überhaupt nicht anders sein konnte. Die Bevölkerung ist eine durch Zufall oder Unglück zusammen gewürfelte. Der Stamm soll durch Watatury gebildet worden sein, Ueberbleibsel der frühern Niederlassungen von Mikonera. Ihnen schlossen sich Wagogo und Wanyamuezi an, letztere hauptsächlich von Karawanen zurückgelassene Träger oder Deserteure. Auch einer der Leute, die sich uns in Shinyanga angeschlossen hatten, ist krank und entschließt sich, hier zu bleiben. Die Sprache jedoch ist bereits Kigogo, und Kinyamuezi wird nur mehr wenig verstanden.

Herr Stanley vertheilt auf's neue Schlachtochsen unter die Leute, damit sie sich von den Strapazen des Mgunda mkali erholen können, doch auf unserer Straße sind diese Strapazen nichts Außergewöhnliches. Von hier, Kabarata, führt ein directer Weg nach Usukuma durch das Wanyaturugebiet, Itura, welchen Weg ein Msukuma (Händler), Mterekesa, benutzt. Man sagt, er erreiche von hier aus in acht Tagen mit der Karawane Uthia in Usukuma, nordöstlich von Shinyanga; von da bis nach Bukumbi sind es nur mehr acht Tage, der Weg würde dadurch um acht Tage mindestens verkürzt, jedoch soll man sehr durch Wassermangel

leiden und die Eingeborenen wenig zugänglich sein. Mterekesa führt gewöhnlich über 1000 Leute mit sich, so daß er sich den Durchmarsch erzwingen kann, was er gegebenenfalls auch thut. Er ist jetzt an der Küste; er wurde in Usukuma in einem Gefechte wegen des Durchmarsches verwundet, aber wieder hergestellt, und schlug sich durch Buschiri's Banden glücklich durch nach Bagamoyo. Wir lagern in seinem Lager, wo noch zahlreiche Bomas für die großen Heerden Zeugniß ablegen, die er nach der Küste getrieben. Ochsen, Esel, Ziegen, Hämmel bilden nämlich ebensolche Handelsartikel für die Küste, als Elfenbein. Diese Thiere sind sehr billig in Usukuma: ein Ochse 6 Hacken = 6 Mark, und an der Küste wird gewöhnlich das Vier- bis Achtfache dafür bezahlt. Der Transport kostet so gut wie nichts, wenn man Elfenbein mit sich führt, da alsdann immer eine Anzahl Träger leer mitlaufen, um die Stoffe nach dem Innern zu bringen. Man marschirt am Ende der Regenzeit, recht langsam, nach Wanyamuezi-Art, die Thiere haben vollauf zu fressen und Wasser überall und kommen fett an der Küste an, wo sich dafür stets Abnehmer finden, da die Stadt Zansibar und all' die vielen Europäer, Araber und Indier frisches Fleisch wollen. Stirbt ein Thier auf dem Wege, so dient es den Wasukuma zur Nahrung, die schon von Hause aus an kein anderes Rindfleisch gewohnt sind, als an solches von gefallenen Thieren.

V. Durch Ugogo nach Mwapwa.

26. October. Von Kabarata nach Muhalala, 4³/₄ Std.

Am frühen Morgen beredet ein Taugenichts aus Kabarata unsern sonst recht gewissenhaften Ziegenhirten — wir haben nämlich noch zehn Ziegen oder Hämmel — vorauszugehen, so sei er nicht durch die Karawane belästigt. Der Bursche folgt dem Rathe und eine Anzahl Sudanesen marschirt mit ihm vor Stanley weg. Die Karawane folgt in einigen hundert Meter Entfernung. Der anfangs ziemlich gelichtete Busch wird allmälig dichter, und als wir ungefähr eine Stunde marschirt waren, hören wir Lärm an der Spitze. Bald darauf erscheint unser Ziegenführer, aber ohne Ziegen, ganz untröstlich, und erzählt uns, eine Räuberbande sei plötzlich aus dem Busche gebrochen, habe Lanzen und Pfeile auf ihn und die mit ihm gehenden sudanesischen Weiber und Kinder geschleudert, und die Ziegen alle weggetrieben. Zwei oder drei mit Gewehren Bewaffnete hatten nicht geladen, und ehe dies geschehen war, seien die Ziegen schon verschwunden gewesen. Weiber und Kinder seien geflohen und er auch. Ein Knabe hatte einen Pfeil-

schuß in den Arm bekommen, doch ohne Bedeutung. Man vermuthet, es seien Leute von Munye Mtwana gewesen, die den kecken Streich ausgeführt, doch die landeskundigen Wangwana und Wanyamuezi behaupten, dies sei nicht der Fall. Munye Mtwana's Leute seien alle mit Gewehren bewaffnet, während diese Bande nur Lanzen und Bogen führte, es seien Leute von Kabarata gewesen, was auch damit stimmt, daß ein Mann aus Kabarata den Ziegentreiber zum Vorausgehen überredete. Das Resultat ist übrigens das gleiche; wer immer unsere Ziegen essen mag, wir sind es nicht. Dieser Verlust ist uns ziemlich empfindlich, da man in Ugogo sich nur schwer verproviantiren kann.

Munye Mtwana ist ein Mgwana, welcher sich im Mgunda mkali angesiedelt hat und nun seit 10 Jahren, durch verlaufenes Gesindel verstärkt, die Karawanen im Mgunda mkali brandschatzt oder ausraubt. Er unterwarf sich eine Anzahl Wagogo-Dörfer bei Mdaburu und machte sich den Arabern, seinen Todfeinden, so furchtbar, daß die Straße von Mdaburu überhaupt nicht mehr begangen wird, „der Weg ist gestorben". Gegen Europäer benahm er sich im Allgemeinen freundlich; die Missionare, welche von 1880—82 in Mdaburu lebten, standen mit ihm auf gutem Fuße und hatten sich nicht über ihn zu beklagen, sie wohnten selbst eine Zeit lang in seinem Tembe; arabische Karawanen dagegen mußten sich durch schwere Hongo ihren ungestörten Durchmarsch durch den Mgunda mkali erkaufen, weshalb sie diese Straße vermieden. Daß seine Leute aber so weit nach Norden kommen, ist immerhin zweifelhaft, ebenso daß sie eine weiße Karawane angreifen, da Munye Mtwana dies nicht will und schon mehrmals gestohlenes Gut zurückerstattete. Jedoch seine Raubgenossen gehorchen ihm nicht immer. Ein Knabe von Pascha's Leuten ist verschwunden. Er war beim Ueberfall der Ziegen, floh, fiel über eine Wurzel und kam nicht in's Lager, wahrscheinlich wurde er durch die Räuber getödtet.

Dies Ereigniß des Ziegendiebstahls bildet den Unterhaltungsstoff für den Rest des beinahe fünfstündigen Marsches bis Muhalala. Wir steigen fast beständig ab in südwestlicher Richtung im Busche, halbwegs durchschreiten wir eine lange, aber wenig breite offene Grasebene und folgen dann einer niedrigen Hügelreihe (Granit), bis wir um 10½ Uhr steil in das Becken von Muhalala, den ersten Ugogo-District, absteigen. Muhalala scheint ein altes Seebecken zu sein, es ist ringsum von Hügeln umgeben und nur nach Südosten gestattet eine Einsenkung den Abfluß des Wassers. Als Reste kann man noch zwei Teiche annehmen, die etwas östlich von unserm Lager sind. Wasser ist häufig dicht an der Erdoberfläche, und so hat sich hier eine zahlreiche Bevölkerung zusammen-

gefunden, man sagt, es seien hier 58 Tembe, deren Bewohner zwar nicht alle reine Wagogo sind, aber Wagogo-Charakter haben.

Die Wagogo sind ein aufdringliches, freches Volk, dessen man sich kaum erwehren kann, und dabei recht schmutzig; sie färben ihre Stoffe, wenn sie solche tragen und sich nicht mit einer an der Schulter aufgehängten Ziegenhaut begnügen, rothbraun, ebenso ihre Haut und Haare, die Ohrläppchen sind unförmlich vergrößert, und alles Mögliche steckt darin, Holzscheibchen, Eisen, Ringe, Tabak, Pfeife rc. Ihre Bewaffnung besteht aus einem an den Rändern nach außen gebogenen, in der Mitte etwas zusammengezogenen länglichen Schilde (80 : 40 Centimeter) aus Ochsenhaut ohne Farben, weniger gut gearbeitet als die Masaischilde, einer Lanze von verschiedenem Stile, von der Masai- bis zur Küsten-Lanze, Bogen und einigen Pfeilen. Sie sind sehr volksstark und darum reich; in Folge dessen auch unverschämt. Sie haben die böse Gewohnheit, von durchziehenden Karawanen große Hongo zu fordern, weshalb sich die Karawanen zusammen vereinigen, um nur einen Hongo zu zahlen, der dann für jede einzelne weniger empfindlich ist. Die Karawanen sind in ihrer Hand, denn die Träger weigern sich, aufzubrechen, so lange der Hongo nicht geregelt ist, zudem besetzen die Wagogo die Brunnen und verhindern das Wasserholen. Das Land ist recht unangenehm, vollständig abgeholzt, ein beständiger starker Wind wirbelt zur jetzigen Jahreszeit mächtige Sandwolken auf, welche für die Augen sehr unangenehm sind.

27. October. Der Manangua von Muhalala verlangt einen Hongo, den Herr Stanley heute regeln wird. Er gibt heute Ruhetag, um den Leuten Gelegenheit zu geben, die Strapazen des M'gunda mkali etwas zu verwinden. Wir erhalten am Morgen Besuch von einigen Leuten von Mingiriti (zwischen Nindo und Samui), welche P. Girault kennen. Dieselben gehen in's Masailand zur Elephantenjagd. Sie erzählen, es gebe einen bedeutend kürzern Weg nach Usukuma. Derselbe führe nach der nur zwei Tagemärsche entfernten Araber-Colonie Irangi, von da fünf Tage nach Ntusu und acht weitere Tage nach Bukumbi. Die Araber-Colonie Irangi sei so bedeutend wie Tabora, man baue dort Reis und Weizen, und ein Araber sei Mtemi. Ntusu liege in der Salzebene Irasa, die mit der Ibembele-Ebene identisch sei, die Balangi-Leute von Irangi seien keine Wataturu, sondern von ihnen verschieden. Zur Irasa-Ebene käme man von weit und breit, um Salz zu suchen, und dieses bilde einen Haupt-Handelsartikel. Die Araber von Irangi sendeten Karawanen in die Gegenden östlich vom Nyanza, um Elfenbein zu holen, sie hätten mit den Masaifürsten Freundschaft geschlossen und wären so unbehelligt.

In Muhalala ist die Bevölkerung sehr gemischt, man findet namentlich viele Wataturu; der District steht unter Mukenge von Nyangwira, aber der Districtschef verlangt trotzdem Hongo. Stanley sendet ihm 16 Dotis, womit er nicht zufrieden ist; aber die kategorische Antwort: „Willst du sie nicht, so sende sie zurück, ich und meine Leute sind bereit", mit einem beredten Fingerzeig auf die Gewehrpyramiden, stimmt den habgierigen Manangua sofort um, er verlangt nichts weiter.

In Muhalala liegt auch noch eine nach Tabora bestimmte Karawane. Die Leute sagen anfänglich, es sei eine Wanyamuezi-Karawane, dann erfahren wir aber, daß sie an Araber adressirt ist. Der Führer ist ein Mnyamuezi aus Unyanyembe, aber sie ist von Wangwana escortirt. Dieselben erzählen uns, sie seien sehr rasch marschirt, da hinter ihnen her viele Deutsche mit einer großen Zahl Soldaten kämen, die mehrere Wanyamuezi-Karawanen nach Mpwapwa geleiteten. Die Deutschen hätten die Wahehe und Wangoni in ihren Sold genommen und Buschiri sei geflüchtet. Dann hören wir das gerade Gegentheil, Buschiri habe mit den Wahehe und Wangoni die Deutschen geschlagen 2c. In der Karawane befinden sich auch einige Leute Tipo Tipo's; wir fragen die Offiziere, was sie von Tipo Tipo dächten; man antwortet, er sei ein Verräther, und Stanley werde wohl seine Güter in Zansibar mit Beschlag belegen lassen. Muhalala 5° 48′ 30″ südl. Br.

28. October. Von Muhalala nach Itibwe, 4 Std.

Obwohl am verflossenen Abend die Wachen verstärkt worden waren, wurden in der Nacht doch zwei Remingtongewehre gestohlen und zwar Gewehre der Posten. Auf die Wangwana kann man sich nicht viel verlassen. Schläft der Herr, so daß sie dessen unerwarteten Besuch nicht zu fürchten haben, so schlafen die Posten so ziemlich alle auch. Wir gehen an zwei Teichen vorbei, den Resten des frühern Sees, wo sich zahlreiche Wasservögel tummeln, und steigen dann langsam östlich aus dem Becken von Muhalala auf die Höhe. Der Busch, den wir betreten, besteht größtentheils aus Miumbobäumen, die in frischem Grün prangen; es ist der erste grüne Busch, den wir seit dem Nyanza sehen. Hier und da ist er gelichtet und man sieht einzelne kleine Tembes. Der Anfang des Marsches ist im grünen Busche recht angenehm, dann betreten wir bebautes Land. Die Gegend wird allmälig offener und wir erreichen nach 2 1/2 Stunden Kilimantindi, einen kleinen District, den hauptsächlich aus Uthia kriegshalber geflüchtete Wanyamuezi bewohnen. Der Granit tritt hier wieder überall offen zu Tage, dazwischen finden sich sehr schöne Erzadern, die jetzt nicht mehr abgebaut werden, früher waren hier Schmiede. Zahlreiche kleine Schluchten durchziehen das Land.

Um $8^3/_4$ Uhr stehen wir am Rande der Höhe und sehen vor uns die weite Ugogo-Ebene sich ausdehnen. Dieselbe ist strichweise völlig abgeholzt, hier und da weite buschige Flächen, aber alles dürr und trocken, kein grüner Baum ist darin zu entdecken. Hierin werden wir acht Tage lang marschiren müssen. Die kleinen wellenförmigen Höhenzüge verschwinden von unserm Standpunkte aus; die Höhe, auf welcher wir stehen, zieht sich in einem mächtigen Halbkreise von Süden nach Norden und scheint im Nordosten am blauen Horizont sich mit den Bergketten zu vereinigen, die das innere Plateau gegen die Küstenebene östlich abschließen. Der Südosten ist offen bis zum Horizonte.

Der Abstieg in die Ebene ist ziemlich steil und mühevoll, der Pfad voller Steine und Felsblöcke. In der Ebene passiren wir am Bergfuße ein Bachbett, Simbaluma, welches die Wasser nach Süden ableitet. Zahlreiche Tembe sprechen für eine dichte Bevölkerung. Dann durchwandern wir noch einen kleinen dornigen Busch und lagern bei einem, Itibwe genannten Dorfe. Der District scheint mir nach dem Flusse Simbaluma benannt zu sein. Hier sind wir unter reinen Wagogo; der District steht ebenfalls unter Mukenge von Nyangwira und man verlangt keinen Hongo. Dafür wird aber plötzlich das Verbot erlassen, uns Lebensmittel in's Lager zu bringen und Wasser zu schöpfen. Das erstere Verbot hat den Vortheil, uns wenigstens auf einige Zeit von den lästigen Wagogo zu befreien, denn ein Häuptling jagt zu unserer größten Freude alle aus dem Lager; die auf Stoff begierigen Wagogo verkaufen doch, wenn sie etwas haben, trotz dem Verbot, und am Abend waren wir wieder durch die gaffende und lärmende Volksmenge belästigt. Ernster war das Verbot des Wasserschöpfens; doch Herr Stanley sandte eine Anzahl Bewaffneter mit Gewehr und Munition zu den Brunnen, und vor dieser Demonstration zogen sich die den Zutritt verwehrenden Wagogo weislich zurück. Sie verlangten nur, daß man nicht das Wasser nehme, welches sie in ihre Trinkrinnen für ihre Ochsen und Kühe gegossen hatten, und hierin waren sie in ihrem Rechte. Ein ähnliches war schon in Muhalala vorgefallen, wo einzelne Wagogo Frauen und Kinder beim Wasserschöpfen mit ihren Lanzen bedroht, aber beim Erscheinen der Gewehre das Weite gesucht hatten.

Wir haben zwar unsere Zelte in den Schutz mächtiger Baobabs gestellt, aber trotzdem haben wir viel von dem Winde und Staube zu leiden. Ugogo ist hierdurch berüchtigt; in dieser abgeholzten Ebene steigert sich der Wind zu ungemeiner Stärke, und kleine Wirbel, die sich überall bilden, führen ungeheuere Sandmassen mit sich, so daß hier das gewöhnliche Maß von Sand und Staub, welches ein Mensch verschlucken soll, bedeutend erhöht wird. In allem, was man ißt, ist Sand, und durch

das beständige Krachen zwischen den Zähnen wird das Essen dem Menschen völlig verleidet. In der guten Jahreszeit, wenn die Mutamafelder noch nicht abgeerntet sind, mag es etwas besser sein.

Ugogo bringt augenblicklich nichts hervor als Mutama und einige schlechte Kürbisse; keine Bataten, Erdnüsse, Maniok oder sonstige Nährpflanzen werden angebaut, nur Mutama und Heerden; wovon diese in der trockenen Jahreszeit leben, ist ein Räthsel, die Leute sagen, sie fressen Sand. Man treibt dieselben in den Busch, wo sie hier und da noch etwas dürres Gras finden, doch stellenweise ist der Boden unter dem Buschwerk auch so abgeweidet, daß man selbst keine Graswurzeln mehr sieht. Gras für unsere Esel zu finden, ist unmöglich, dieselben leben ausschließlich von Mutama und kauen dazwischen die Mutamastengel, welche man zum Brennen zusammensuchte, denn auch Brennholz ist in den bevölkerten Districten nicht zu haben.

29. October. Von Itibwe nach Nyangwira, 4 Stunden.

Unser Weg führt uns weiter durch die überall angebaute Ebene mit zahlreichen Tembes. Nyangwira ist der bevölkertste District von Ugogo, und Mukenge der mächtigste unter den Wagogo-Fürsten; es ist ein alter blinder Mann, sein Sohn soll den Weißen sehr gewogen sein. Nach einer Stunde überschreiten wir das trockene Bett des Nyamgogo, welchen die Wangwana Mto Mizanzi nennen, Palmenfluß, denn das Land ist sehr reich an einer Fächerpalme, Hyphaenenart. Das Bett ist heute völlig trocken; im letzten Jahre hatten wir hier gelagert und zahlreiche Tümpel in demselben gefunden.

Vom Flusse marschirten wir noch $3\,^1/_4$ Stunden beständig in der Ebene, deren Eintönigkeit nur durch die obengenannten Palmengruppen unterbrochen wird, und lagerten in der Nähe der fürstlichen Residenz, in einem Palmenhaine. Vor uns hatten wir ebenfalls eine ganz nackte Ebene, die schönste Stelle, die man sich für Cavaleriemanöver denken kann, hier und da Tembes. In der Ebene spazieren zahlreiche Schaaren von Königskranichen umher, an die man aber nur schwer herankommen kann.

Bald kommen auch Boten von Mukenge, sie sagen: „Ihr habt kein Elfenbein, keine Hacken, welchen Hongo könnt ihr zahlen? Brecht einen alten Tembe ab und bringt das Holz zum Mtemi, das sei euer Hongo," ein Vorschlag, der natürlich zurückgewiesen wurde. Karawanen aus dem Innern zahlen gewöhnlich als Hongo einige Hacken, die man in Usukuma billig hat. Ugogo producirt kein Eisen. Herr Stanley sandte einige Stoffe und man wurde auch schließlich handelseinig, da einerseits Mukenge Gewaltmaßregeln gegen eine so gut bewaffnete Karawane, deren Führer gegebenen Falls die Waffen zu gebrauchen weiß, scheute, und

anderseits Herr Stanley wegen einiger Dotis Zeuge nicht das Leben des einen oder andern seiner Leute auf's Spiel setzen wollte. Zudem bildet die große Schaar Schwacher und Kranker, Weiber und Kinder einen recht schwachen Punkt bei einem Angriffe. Aber dauern kann dieses Hongosystem doch nicht, früh oder spät muß hier eingeschritten und geordnet werden. Unsere Träger haben alle große Quantitäten Tabak, die sie hier gut verkaufen wollen, denn die Wagogo lieben zwar sehr Tabak, bauen aber keinen; doch der Wanyamuezi-Tabak ist nicht nach ihrem Geschmack; so machen unsere Leute nur mittelmäßige Geschäfte. Die Wagogo ziehen den Usagara-Tabak in Lohkuchen ähnlichen Broden vor, da diese sich leichter zu Schnupftabak zerreiben lassen als die geflochtenen runden Scheiben der Wasukuma. Die von der Küste kommenden Karawanen kaufen in Usagara große Tabakmengen, welche sie hier mit Nutzen verkaufen.

30. October. Von Nyangwira bis Kintingu, 2 St.

Die Wagogo sind recht diebische Leute, doch haben sie uns heute nichts stehlen können. Unser Marsch führt uns nordöstlich, wir verlassen die Straße der arabischen Karawanen, welche östlich führt durch dicht bevölkerte Districte, wo darum auch großer Hongo erhoben wird, den Stanley vermeiden will; auf unserer nur von Stokes und den Eingeborenen betretenen Straße gibt es nur wenig Bevölkerung, aber auch keine Hongos. Stanley hat noch Ochsen von Nera, so daß die Lebensmittelfrage vereinfacht ist. Nach zweistündigem Marsche, an der Grenze von Nyangwira, d. h. am Busche, erklärt der Führer, weiter vorn sei kein Wasser mehr, wiewohl ich genau weiß, daß man im Bubu stets Wasser findet, und so lagern wir dicht am und im Busche bei den letzten Tembes von Nyangwira, einer Kintingu genannten Oertlichkeit.

Unserer Gewohnheit gemäß begrüßen wir Herr Stanley bei unserer Ankunft; er sitzt, seine Pfeife rauchend, unter einem Baume und überwacht das Aufschlagen seines Zeltes. Ist dieses aufgeschlagen, so verschwindet er darin und erscheint erst nach Sonnenuntergang. Ich glaube, er redigirt seine Noten, denn so oft ich zu ihm in's Zelt ging, fand ich ihn stets vor einem mächtigen Buche sitzen. Die neugierige Welt wird bei Stanley's Ankunft in Europa nicht lange auf eine hochinteressante Lectüre zu warten haben; ich denke, die Reisebeschreibung ist fertig, wenn wir zur Küste kommen, denn Herr Stanley hat jetzt, wo man in geordneten Verhältnissen auf bekanntem Wege marschirt, sich nur wenig um die Karawane zu kümmern, das besorgen die Offiziere.

Ist Herr Stanley guter Laune, so sind diese Minuten, die wir mit ihm während des Zeltaufschlagens verplaudern, die interessantesten des ganzen Tages. Er erzählt dann Zug auf Zug aus seinem viel bewegten Leben mit einem Feuer und einer Anschaulichkeit im Ausdruck, daß man gar

nicht bemerkt, wie gebrochenes Französisch er spricht. Dann gibt er seine Anschauungen über africanische Colonisation und Missionsthätigkeit. Heute ist er über die Wagogo aufgebracht, die ihn Hongo bezahlen ließen. „Wäre es im Anfang der Reise gewesen, ich hätte ihnen bleiernen Hongo gegeben. Wir haben 153 Scharmützel gehabt und sind so etwas Philosoph geworden. Aber ich wünschte, noch ein Mal hierher zu kommen mit dem Auftrage, die Straße zu ordnen. In einem Monat wäre es geschehen und ein Kind könnte passiren. Dann siedelten sich Kaufleute an der Straße an und man könnte passiren. Daß man etwas dem Häuptling zahlt, ist in der Ordnung, aber dies Wagogovolk plündert bloß, man hat nicht einmal Wasser, und der Häuptling ist trotz dem Hongo für nichts verantwortlich. Seine Leute stehlen im Lager, berauben und tödten die Nachzügler, da muß eingeschritten werden." Dann spricht er über die Mission von Uganda: „Das Land ist dafür mehr werth als ganz Africa zusammen, ich sah nirgends ein ähnliches Streben bei der Bevölkerung, unterrichtet zu werden. Man thäte klug, all' seine Leute und Mittel auf dieses Land zu concentriren, von dort aus wird das Christenthum in die andern Länder wie von einem Sterne ausstrahlen." Dann sind die Zelte aufgeschlagen und Herr Stanley verschwindet.

31. October. Von Kintingu bis zum Flusse Bubu, 2½ Std.

In der verflossenen Nacht sind Herrn Stanley drei Gewehre gestohlen worden, in Folge dessen er schon am frühen Morgen übeler Laune ist. „Hätte ich nicht alle die Weiber und Kranken, ich würde mich keinen Augenblick bedenken, die Wagogo würden die Gewehre theuer bezahlen, ich begänne das Gefecht augenblicklich," und ich glaube das recht gern. Wir brechen 5¾ Uhr auf und betreten den Busch. Nach einer halben Stunde hören wir einen Karawanen-Tambour, und bald darauf begegnen wir einer großen Karawane, die von der Küste nach Unyui zieht. Die Leute marschiren gut geschlossen. Aber was ist denn das? Ein langer Bengel legt die Hand an die Schläfe und sagt: „Guten Morjen," dann Andere ebenfalls, dann kommt eine Schaar von Weibern, die alle, militairisch grüßend, „guten Morjen" sagen. „Kerl, wo hast du das gelernt?" frug ich einen. „In Bagamoyo". „Bist du denn Deutscher?" „Alles mtaki (Deutsche)" und zur Bekräftigung ließ er ein kräftiges „Ja" erschallen. Etwas nachher ein anderer Tambour, es sind Leute von Urambo, die alle, militairisch grüßend, „guten Morjen" sagen, Männer und Kinder, aber ganz besonders die Weiber. Wir halten einen Führer an und fragen um Aufschluß. „Wir sind Deutsche," sagte er, „wir haben mit den Deutschen in Bagamoyo gefochten und Bagamoyo schöner wieder aufgebaut, als es war. Jetzt ist alles deutsch, den Arabern hat

man bloß noch die Köpfe abzuschneiden; die Araber von Bagamoyo sind kaput (Warabu wa Bagamoyo kaput)."

Wir gehen weiter, als mir ein deutsches Repetirgewehr in die Augen fällt. Da der Träger sich verdächtig benimmt, nehme ich es weg als gestohlen; doch bald darauf kommt der wirkliche Eigenthümer und zeigt mir ein Billet: „Der Mnyamuezi Kingu hat sich gut betragen, Wißmann", dazu Patronenpackete. So stelle ich es ihm zurück. Die ihn begleitenden Wanyamuezi waren erstaunt über die Wirkung eines kleinen Zettels. Kingu erzählte mir, daß Herr Hauptmann Wißmann mit ihnen bis Mpwapwa gekommen sei und dort einen Boma gebaut habe, worin er Weiße und Soldaten zurückgelassen.

Diese Begegnung der Karawane hat unsern Marsch sehr aufgehalten, denn der Pfad ist im Busch so schmal, daß zwei Träger nur mit Mühe und Vorsicht an einander vorbei könnnen. Wir erreichen den Bubu um acht ein halb Uhr. Es ist ein tief eingeschnittenes, zehn Meter breites Bachbett, das in der Regenzeit die Wasser südlich (zum Rufidschi) führt. Nun ist es trocken; doch beim Graben im Sande fanden die Leute alsbald Wasser, wie wir auch im vorigen Jahre gefunden hatten. Weiter nördlich soll er fließendes Wasser haben. Unsere Uebergangsstelle liegt annähernd 5° 54' südlich.

Gegen Mittag kommen Courriere von der Küste. Dieselben waren auf der andern Straße nach Nyangwira gekommen und uns gefolgt. Wir erhalten so Nachrichten über die dortigen Vorgänge. Buschiri ist geschlagen und die Karawanen verkehren, geleitet von den deutschen Soldaten. Wißmann kam nach Mpwapwa, wo Buschiri die deutsche Station zerstört hatte, und baut dort ein Fort, doch ist er selbst wieder zur Küste zurückgekehrt. Er ließ dort drei Weiße mit hundert Soldaten und einem Offizier, der Emin Pascha zur Küste führen solle. Die Courriere gehen am Abend weiter nach dem Nyanza. Am Bubu sieht man noch einige Palmen, Hyphaenen.

1. November. Vom Bubu nach Magombia, $5^1/_2$ Std.

Heute ist Allerheiligen, doch die Oertlichkeit gestattet uns keinen Aufenthalt, Sonn- oder Festtag — die Karawane muß vorwärts, die Märsche sind durch die Verhältnisse vorgeschrieben, kaum daß man noch Zeit zur h. Messe hat. Wir müssen unsern Festtag noch in dunkeler Nacht feiern, dann beginnt der Tumult des Aufbruches und bei Sonnenaufgang zeigt ein schriller, dreifach wiederholter Pfiff des Chefs, Herrn Stanley's, an, daß Jeder seine Stelle in der Karawane einzunehmen und zu marschiren hat. Herr Stanley hält strenge Mannszucht und seine Leute kennen ihn. Kaum ist der letzte Pfiff verklungen, so stehen auch schon Alle marschbereit mit ihren Lasten auf der Schulter im Pfade; Herr Stanley zündet

seine kurze Pfeife an und, mit einem langen Stabe bewaffnet, geht er an der Spitze der Karawane, gefolgt von einem kleinen Jungen mit dem Sonnenschirm, seinem Diener mit der Winchesterbüchse und einem Mgwana, der den Esel führt. Dann folgt die Karawane. Nach ein bis zwei Stunden besteigt Herr Stanley seinen Esel und das Marschtempo wird alsdann sehr beschleunigt, jedoch Nachzügler unter Stanley's Leuten gibt es nicht. Müssen die Leute auch traben, die zwei Compagnieen Stanley's bleiben stets geschlossen. Anders sieht es freilich bei den Sudanesen aus. Diese werden durch die an der Queue marschirende dritte Compagnie vorwärts gedrängt.

Die Gegend vom Bubu bis Magombia, fünf und eine halbe Stunde, trägt vielfach Spuren frühern Anbaues, hier und da findet man noch Reste früherer Tembes, indessen kann ich nicht feststellen, ob kriegshalber die Leute geflohen, oder aber verzogen sind, weil der Boden durch den Anbau alt geworden ist.

Ich verplaudere den größten Theil des Weges mit Emin Pascha, der gar kein Geheimniß über die eigentlichen Expeditionszwecke macht. Wie soll ein geriebener schottischer Kaufmann auf ein Mal auf die Idee verfallen, bedeutende Summen aufzuwenden, um einen ägyptischen Beamten, den er bisher vielleicht nicht ein Mal dem Namen nach kannte, herauszuholen? Diese Expedition galt nicht so sehr dem Dr. Emin Pascha, als seiner Provinz und seinem Elfenbein. Wären die Verhältnisse geblieben, wie sie waren, so hätten die in Wadelai liegenden 4000 Centner Elfenbein die Expeditionskosten reichlich gedeckt und außerdem noch einen Fonds für mehrere Jahre geliefert. Zwischenzeitlich hätte Emin Pascha neues Elfenbein gesammelt, man hätte so eine hübsche Provinz ganz kostenlos annectirt und Mittel daraus gezogen, sie mit Mombassa in Verbindung zu setzen. Wenn man Emin Pascha verproviantirte, sollte er auch seinen Einfluß und seine Landeskenntnisse in den Dienst seiner Befreier stellen, und das Ganze wäre dann eine wohlgelungene kaufmännische Speculation geworden. „Ich bin den Herren ja recht dankbar für das, was sie für mich gethan haben," schloß Dr. Emin Pascha, „aber der Endzweck der Expedition war mir bereits klar geworden, als ich mit Stanley meine erste Unterredung hatte. Machte er mir auch keine directen Vorschläge, so fühlte ich doch sofort heraus, daß etwas Anderes dahinterstecke, als der einfache Wunsch, ein paar ägyptische Beamte heimzuholen."

Inzwischen betreten wir offenes Land und sehen vereinzelte Tembes; wir lagern in Magombia, das ebenfalls noch unter dem Einflusse des Mtemi von Nyangwira steht. Doch ist der Stamm zu wenig volkreich, um Hongo erpressen zu können. Wasser gibt es genug hier in etwa

drei Meter tiefen Löchern, doch Lebensmittel nur wenige, immerhin mehr als letztes Jahr, wo die Träger nur schlechte Kürbisse auftreiben konnten, welche Krankheiten hervorriefen. Am Nachmittag fällt ein leichter Regen; sollte es der Anfang der kleinen Regenzeit sein, die hier in die Monate November und December fällt, aber auch oft ausbleibt? Magombia liegt auf einer leichten Erhöhung, die sich von Kitingu aus als ein niedriger Höhenzug darstellt, aber man steigt ganz unmerklich.

2. November. In Magombia gibt Herr Stanley den Leuten Fleisch und einen Rasttag, da hier immerhin noch etwas mehr Lebensmittel sind, als weiter vorn. In Folge der wiederholten Gewehrdiebstähle sind die Wachen jetzt etwas pflichttreuer und kommt nichts abhanden. Ugogo ist verrufen wegen der zahlreichen Diebstähle. Die Wanyamuezi-Häuptlinge lassen ja auch Hongo zahlen, aber dafür schaffen sie auch gestohlenes Gut, wenn möglich, zurück, wovon bei den Wagogo keine Rede ist (Mayombia 5° 5' südl. Br.).

3. November. Von Mayombia bis zum Lager im Pori, 6 Std.

Seit Nyangwira waren wir nordöstlich marschirt, heute dagegen halten wir uns südöstlich. Wir steigen von der Anhöhe in ein Thal, in welchem ein Granitkegel sich bis zum Niveau der Anhöhe erhebt, und marschiren über leicht wellenförmiges Land, stets im Busch, bis wir um neun Uhr in eine weite, mit Dornen und Akazien bestandene Ebene absteigen. Dieselbe ist in der Regenzeit jedenfalls unter Wasser, ein großer Sumpf. Im Norden haben wir eine hohe Bergkette, die sich bis Osten zieht. Dahinter liegt, wie man uns erzählt, die Arabercolonie Sandauzi, und etwas weiter Irangi. Der Weg dahin führt von Mpwapwa nach Matako, das wir morgen erreichen, und dann nordwestlich während einiger Tage durch wasserloses Pori. Eine Karawane von Matako nach Irangi braucht acht Tage, was mit dem stimmt, was man uns in Muhalala sagte.

Beständig im Busche marschirend, treffen wir noch auf drei andere trockene Teiche, aber viel kleiner, alle natürlich „Ziwani" geheißen, und lagern um Mittag dem Pfade entlang im dichten Busch. Glücklicherweise gibt es keine Gefahr hier, bei einer Ueberrumpelung wären wir sonst in einer sehr unangenehmen Lage. Jedermann war darauf vorbereitet, daß man kein Wasser fände, aber die Mehrzahl hatte ihr Wasser getrunken. Im Lager angekommen, gingen ganze Schaaren Wasser suchen, ohne Tauschwaaren natürlich. Ich kannte das Land und gab einem Manne, der für uns Wasser holen wollte, Tabak und Stoff. Er war der Einzige, der mit Wasser zurückkam; ein Theil der Andern, Weiber und Kinder, blieben bei den Brunnen, wo man nur sehr langsam Wasser bekommen kann, eine halbe Stunde für ein Liter. Grübe man zwei

Fuß tiefer, so hätte man Wasser genug; doch daran denkt Niemand. Die Wagogo benutzen dies. Sie verbieten die wasserreichen Brunnen, und so sind die Träger gezwungen, Wasser zu kaufen. Im verflossenen Jahre mußten wir in Matako Wasser zum Preise von 20—25 Pfennig pro Liter kaufen. Gewöhnlich zahlt man Tabak für Wasser, doch lagerte bei uns die Karawane von Mterekeza, was mit unserer Karawane (von Stokes) über 2000 Menschen ausmachte. Die Nachfrage war demgemäß sehr bedeutend und die Wagogo wurden unverschämt. Sie verweigerten, Tabak anzunehmen und verlangten Stoffe. Mterekeza's Leute begannen damit zu zahlen, am andern Morgen waren ihm drei Lasten Stoff und zwei Gewehre gestohlen, ich glaube fast, von den Leuten unserer Karawane, die sich so für die Vertheuerung des Wassers schadlos hielten.

Emin Pascha ist etwas leidend, wir bieten ihm Wein an, den wir für die heilige Messe haben, doch er bringt ihn zurück, ohne nur gekostet zu haben. „Ich werde ihn eines Tages für einen Kranken wiederfordern; bis dahin bitte ich, ihn mir aufzuheben." Ein Räthsel ist es mir, wie der Mann leben und die Reise aushalten kann. Des Morgens eine türkische Tasse Kaffee ohne jede Zukost, dann folgt der Marsch, während dessen er freilich nicht vom Esel steigt; im Lager wird es dann oft Abend, ehe seine Leute ihm etwas zurecht gemacht haben; bisher habe ich in Africa noch keinen Europäer gesehen, der mit so Wenigem ausgekommen wäre. Auf der andern Seite hält er sehr an seinem Tisch und Stuhl, ohne die er nicht arbeiten könne. Seine Zeit gehört der Wissenschaft, der Rest derselben seiner kleinen Tochter, die er wie seinen Augapfel behütet. Dieselbe wird ihm stets im Hamak vorangetragen, so daß er den Hamak trotz seinem schlechten Gesicht überwachen kann.

4. November. Vom Porilager bis Njasa, 4 Std.

Am Morgen erreichen wir nach etwas mehr als einstündigem Marsche im Busche eine offene Grasebene, die in der Regenzeit jedenfalls unter Wasser steht, und eine Stunde weiter die fast ganz trockenen Brunnen von Matako, wo wir voriges Jahr gelagert hatten. Matako besteht aus nur wenigen, zum Theil verlassenen Tembes. Hier zweigt sich die Straße nach Irangi ab. Wir verlassen auch die Waldstraße, denn da wir in Matako kein Wasser haben und auf der Waldstraße auch 9 weitere Stunden keines finden würden, sind wir gezwungen, uns südlicher zu halten, um Dörfer und damit Wasser zu finden. Wir passiren eine flache, ostwestlich verlaufende Terrainwelle und erreichen gegen 10 Uhr die Tembes von Njasa, bei denen wir lagern. Wasser ist hier genug vorhanden, zwar nicht von bester Qualität. Das Land ist hier nur wenig bebaut, die Tembes sind klein; dagegen haben die Bewohner recht zahlreiche Heerden, ein Zeichen, daß doch noch ziemlich

Volk in der Umgegend sein muß; denn sonst würden ihnen die Heerden gestohlen, wenn sie nämlich nicht stark genug wären, dieselben zu vertheidigen. Lebensmittel dagegen sind nur schwer aufzutreiben, und die Wagogo verlangen unverschämte Preise. Vom Hongo freilich, den kleine Karawanen hier zahlen müssen, weshalb diese den wasserlosen Waldweg wählen, wagen die Herren nicht direct zu sprechen; sie sagen nur, sie hätten Mtereketa zum Hongo gezwungen, was einfach gelogen ist, und der Rath, es dann auch einmal bei Stanley zu versuchen, wurde wohlweislich nicht befolgt.

5. November. Von Njasa bis Ipara, 3 Std.

Wir steigen von unserer Höhe durch zum Theil angebautes, zum Theil mit Migongwa-Bäumen (kleine, dornige Akazien-Art mit sehr hartem Holz) bestandenes Land hinab in eine weite Grasebene, in der zahlreiche Haufen von Kalksinter unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Diese Ebene war anscheinend früher unter Wasser. Kalk findet man nur selten in Inner-Africa; hier liegen die Sintertrümmer überall zerstreut. Hier und da stößt man auf Haufen, welche wahrscheinlich aus Aberglauben von den Karawanen gebildet worden sind. Man findet oft solche Sand-, Holz- und Steinhaufen am Wege, und jeder Träger hat Sorge, etwas darauf zu werfen: einen Stein, ein Stück Holz oder auch nur im Vorbeigehen mit dem Fuße etwas Sand. Dann steigen wir wieder langsam auf einen andern Höhenzug und lagern auf der Höhe bei einem Ipara genannten Dorfe, das ebenfalls nur aus wenigen Tembes besteht, nach dreistündigem Marsche.

Von unserer Höhe übersieht man eine weite Landstrecke. Oestlich von uns vom Norden bis zum Osten ist der Horizont durch eine hohe Bergkette begrenzt, die wir schon seit Magombia im Nordosten sahen und der wir uns langsam näherten. Im Süden läuft ein anderer aber weniger geschlossener Höhenzug, der sich anscheinend mit dem erstern im Osten vereinigt und von dem aus kleinere Vorhöhen nordöstlich bis zu uns laufen. Die Höhe von Ipara selbst bildet einen leichten Ausläufer. Das Land scheint nordöstlich abzufallen bis zum Fuße jener nordöstlichen Bergkette. Wo dann die Wasser hinkommen, weiß ich nicht. Ich erinnere mich wohl eines Bachbettes an der Marenga mkali, hatte jedoch nicht constatirt, ob dies Bachbett die Wasser aus oder in die Marenga mkali leitet.

6. November. Von Ipara nach Msanga, 4 Std.

Wir gehen östlich und nähern uns beständig der hohen Bergkette, die das innere Plateau gegen die Küste begrenzt. Bald marschiren wir im Busche, bald in ziemlich offener Grasebene, bis wir nach vierstündigem Marsche den District von Msanga erreichen und an dessen

südöstlicher Grenze lagern. Wir sind nur mehr eine halbe Stunde vom Fuße jener Bergzüge entfernt, die, mit Nebel bedeckt, uns einen Anblick bieten, wie wir ihn schon lange nicht mehr genossen. Leider sind dieselben jetzt noch dürr und verbrannt. Wasser ist wohl auch nicht viel auf dieser Seite zu haben, wenigstens bleiben unsere Leute stundenlang aus, aber immerhin ist das Auge erfreut über die Abwechselung. Msanga ist der bevölkertste District, den wir seit Nyangwira getroffen, wir hatten die volkreichen Districte alle südlich gelassen. Man sagte mir, es seien hier 44 Tembes.

Die Msangaleute sind unter allen Wagogo als die diebischsten berüchtigt, und das will viel heißen. Dieselben kommen denn auch in's Lager, um zu sehen und — kaum trauen wir unsern Ohren — um Hongo zu verlangen, was sie seit vier bis fünf Jahren nicht mehr bei Weißen wagten. Damals kam hier ein deutscher Kaufmann durch, der in Tabora Elfenbein zu kaufen versucht hatte. Er hatte eine wohlbewaffnete zahlreiche Escorte und wenig Güter. Als man ihm Hongo abverlangte und er ihn verweigerte, da er nichts habe, griffen ihn die Msangaleute an, wurden jedoch von den Askari zurückgeworfen, und der Deutsche, dann zum Angriff übergehend, stürmte einen Tembe, in dem er sich festsetzte und ruhig abwartete. Lebensmittel fand er genug im Tembe, das Wasser war so nahe, daß die Wagogo nicht hindern konnten, zu schöpfen, da man das Loch unter Feuer halten konnte; dies wurde den Leuten so bedenklich, daß sie zu unterhandeln anfingen und, anstatt Hongo zu bekommen, Ochsen und Elfenbein zahlten, damit der gefährliche Weiße nur wieder abziehe. Stanley's Wangwana riefen dies Ereigniß den Msangaleuten in's Gedächtniß zurück und ließen durchfühlen, daß man es ebenso und noch schlimmer machen könne. Die Lehre hatte genügt, man sprach nicht mehr von Hongo. Uebrigens hätten sie besser gethan, nach ihren Heerden zu sehen, als im Lager herum zu lungern, denn eine Masaibande war aus dem nahen Gebirge hervorgebrochen und hatte eine Anzahl Kühe als gute Prise weggetrieben. Diese Berge sind von Masaistämmen bewohnt, und Mintinginia soll aus der Nähe von hier seine Wahumba nach Usongo haben kommen lassen.

7. November. Da Lebensmittel hier etwas häufiger sind, bleiben wir einen Tag, den ich theilweise zur Längenbestimmung verwende. Im verflossenen Jahr hatten wir eine Stunde weiter nördlich gelagert und in der Nacht sehr streng gewacht, von da waren wir durch den Wald marschirt. Gestohlen wurde uns nichts, ebensowenig auch letzte Nacht. Am Abend gehen einige unserer Bukumbi zu einem Tembe und kommen erst in der Nacht lachend mit einer Ziege zurück. Sie erzählen uns eine sonderbare Geschichte. Jeder Negerstamm macht Zauber, um Regen und Mutama-

Ernte zu bekommen, aber kein Zauberer ist angesehen in seinem Dorfe. Zu solch wichtigen Dingen wie Regen und gute Ernte sucht man Zauberer von weit her, und einer unserer Träger behauptete, darin Meister zu sein, was natürlich die übrigen bestätigten. Man verlangte, er solle Regen machen für sofort; aber der Kerl war schlau genug. „Dazu muß ich mehrere Tage haben, und morgen muß ich fort, ich bedauere sehr.“ Aber eine gute Mutama-Ernte, dafür konnte er Dawa machen gegen den Preis einer Ziege. Der Handel wurde geschlossen, etwas Hocuspocus gemacht, die Ziege nach dem Lager gebracht und sofort aufgegessen unter großer Heiterkeit der Bukumbi, die sich über den gelungenen Streich freuten. Und zu Hause suchen dieselben Leute von weither gegen schwere Bezahlung Zauberer, um gute Mutama-Ernten hervorzuzaubern und den verschlossenen Himmel zu öffnen! Kiganga, der Mtemi von Bukumbi, hat als Regenmacher großen Ruf, trotzdem sendet er jedes Jahr zu einem andern Zauberer, um diese Wohlthat seinen Unterthanen zu verschaffen. Betrogene Betrüger! Bei alledem hängen diese Leute fester an dem Glauben an die Zauberer, als man glauben sollte, wenn man den Betrug so offen sieht. Wie oft verlangt man von uns, wir sollten Regen machen! Hier kann nur langjährige Belehrung helfen und die göttliche Gnade muß damit Hand in Hand gehen, um die niedrige Anschauungsweise zu corrigiren und sie auf Gott hinzuweisen, der ihnen zeitliches Wohl mit ewiger Seligkeit geben kann.

8. November. Von Msanga bis Niagalu, 2¼ Std.

Von unserm Lager bis zum Eingange der Marenga mkali haben wir nur einen kurzen Marsch. Wir erreichen nach einer Stunde Masweyu, ein neues Dorf; das Waldland ist erst neu angerodet, die Tembe versteckt im Buschwerk. Vor fünf bis sechs Jahren war hier noch alles Pori, heute ist es ein ziemlich angebauter District, nur die Baumstümpfe in den Mutamafeldern deuten an, daß vor einigen Jahren erst der Busch niedergeschlagen wurde. Wir passiren ein nordöstlich führendes Bachbett, welches in ein bedeutenderes östlich führendes mündet, folgen eine Zeitlang diesem bis zur Grenze des angebauten Landes und lagern nach 2¼ Stunden im Thale unter mächtigen Schirm-Akazien. Es ist ein enges Thal, durch welches sich die Wasser des nordöstlichen Ugogobeckens einen Weg in die Marenga mkali und dann südlich gesucht haben; im Bache selbst ist noch hier und da eine etwas salzige Wasserader. Der District führt wohl nach dem Bache den Namen Niagalu, welcher Namen besonders die hohen Berge, die wir nun nördlich haben, umfaßt. Er ist von Masai bewohnt unter dem Häuptling Ngaru, dem Freunde Mintinginia's. Ngaru wohnt in Kisongo; es waren seine Leute, die vorgestern die Heerden von Msanga wegtrieben. Kurz nach unserer Ankunft

im Lager erschien eine etwa 150 Mann starke Masaibande mit Schild und Speer, aber die Führer hielten strenge Mannszucht. Ohne ein Wort zu sagen oder einen Schritt den Pfad zu verlassen, gingen die Masai schnellen Schrittes im Gänsemarsch am Lager vorbei. Wahrscheinlich gilt es diesmal den Ochsen eines andern Ugogostammes.

Hier stehen wir am Rande der bei den Karawanen übel berüchtigten Marenga mkali, d. h. in Kinyamuezi Bitterwasser; dasselbe will auch Chunyu sagen, was man auf einzelnen Karten als Dorf eingetragen sieht. Chunyu, bitteres Wasser, ist überall, und jeder Lagerplatz in diesem District heißt Chunyu. Jedoch ist es nicht bloß der Mangel an Wasser, der die Marenga mkali verrufen macht; selten kommt eine Karawane durch, ohne von Masaibanden angegriffen zu werden. Wie groß die Entfernung auf der südlichen Straße ist, weiß ich nicht; auf unserer Straße haben wir von hier aus einen starken, aber doch nicht schrecklichen Tagemarsch vor uns, um Wasser zu erreichen; wir haben ähnliche und stärkere Märsche anstandslos zurückgelegt. Aber trotzdem ruft der Satz „Marenga mkali morgen" bei fast allen Leuten ein leichtes Gruseln hervor.

Als ich im nahen Busche herumstrich, um für Emin Pascha einige Vögel zu schießen, brach ich zufällig einen jungen, blattlosen Zweig eines einem wilden Apfelbaume ähnlichen Busches ab. Meine Hände rochen stark nach Terpentinöl. Bei näherer Untersuchung fand ich, daß der Saft dieses Busches sehr fettig ist und stark nach Terpentin riecht. Da weder Blätter noch Blüthen vorhanden, konnte man nichts bestimmen. Die Waswaheli nennen ihn Mtuitui und kauen die jungen Triebe bei Brustleiden, was etwa auf Theerbehandlung herauskäme. Derselbe findet sich überall vom Nyanza bis hierher, aber dieser Terpentingehalt fiel mir heute zum ersten Male auf, wo der Busch im Safte steht.

9. November. Von Niagalu durch Marenga mkali bis Kambi, 6¾ Std.

Der Marenga mkali zu Liebe sind wir heute sehr frühe auf den Beinen. Um 5 Uhr schon ist die ganze Karawane in Marsch. Wir folgen eine Zeitlang dem engen Thale, in dem wir gelagert, und betreten dann die Ebene, nachdem wir den gestern erwähnten Bach überschritten hatten; er fließt südlich, und die ganze Marenga mkali scheint südlich abzufallen. Im Norden begleitet uns durch die Ebene eine niedrige Hügelreihe, die sich dann im Bogen südlich wendet, so daß wir gezwungen sind, sie zu überschreiten. Unser Marsch führt uns südöstlich. Auf der Höhe angekommen, sehen wir die zweite Kette der Küstenrandgebirge, die Usagaraberge, an deren Fuße wir heute lagern sollen. Dieselben erheben sich zu bedeutender Höhe, sind wild romantisch zerklüftet,

aber jetzt ganz trocken und sonnenverbrannt. Allmälig nähern wir uns diesen Gebirgen, gehen dann an einem hohen zweigipfeligen Kegel vorbei und lagern 11 3/4 Uhr an dessen Fuß, durch einen kleinen Kegel gegen den starken Ostwind geschützt.

Auffallend ist bei diesem Gebirge die vorherrschende Kegelform; man sieht eine ganze Anzahl solcher Kegel dem Gebirgszuge vorgelagert oder frei in der Ebene. Einer erhebt sich sicher gegen 800 Meter über die Ebene. Ich bin zu wenig Geolog, um hier unterscheiden zu können, dem Laien scheinen diese Berge vulcanischer Natur zu sein. Zwischen unserm Lager und den hohen nordwest-südöstlich gerichteten Bergzügen haben wir die wegen des starken, dort beständig herrschenden Windes übel bekannte Ebene von Kambi, ziemlich gut bevölkert. Die Tembes liegen fast alle am Fuße der Bergkette, von welcher eine Anzahl Quellen niederrieseln, deren Wasser sich indeß nach kurzem Laufe verliert.

Die Bevölkerung ist eine gemischte. Es sind namentlich Wagogo, aber wir finden auch einige Wanyamuezi und namentlich Masai, die ihre Heerden hier zur Tränke führen. Herr Stanley hat noch eine Anzahl Ochsen. Als wir kurze Zeit im Lager waren, kam der damit beauftragte sudanesische Offizier, ein strammer, hübscher Neger, und meldete, 60 bis 70 Masai wären plötzlich in die Karawane eingebrochen und hätten versucht, die Ochsen wegzutreiben. Auf seine, des Offiziers, Warnung, die Heerde in Ruhe zu lassen, hätten die Masai nicht geachtet, sondern versucht, sie in den Busch zu bringen, worauf er mit seinen Leuten auf dieselben gefeuert habe. Zwei seien todt geblieben, die Andern geflohen. Die Bedeckung der Ochsenheerde beträgt zehn bis zwölf Mann, welche so einen Masai-Angriff zurückschlugen. Die Tapferkeit dieser weit und breit gefürchteten Masai beruht auf der Feigheit ihrer Gegner. Wanyamuezi und selbst Wangwana hätten bei dem unerwarteten Angriff die Flucht ergriffen und die Ochsen wären verloren gewesen. Die zerlumpten, aber furchtlosen Sudanesen feuerten und die in der Uebermacht befindlichen Masai suchten sofort das Weite, ohne einen Kampf zu wagen, aus dem sie jedenfalls als Sieger hervorgegangen wären, aber nicht ohne eine Anzahl Leute zu verlieren. Unsere durch den scharfen Marsch — denn wir waren sehr schnell gegangen, da Herr Stanley gesagt hatte, er passire die Marenga mkali in sechs Stunden — ermüdeten Leute holten das erste beste Wasser, was ziemlich salzhaltig war; gegenüber in den Bergen befindet sich sehr gutes Wasser, aber die Entfernung mag 1 1/2—2 Stunden betragen.

10. November. Von Kambi nach Mpwapwa, 4 1/2 Std.

„Heute kommen wir nach Mpwapwa," rufen am frühen Morgen die Träger, denn Mpwapwa bildet eine Etappe auf dem Marsche vom

Innern zur Küste. Das unangenehme Ugogo endet mit der verrufenen Marenga mkali, und in Mpwapwa gibt es Lebensmittel und Ruhetag. Uns selbst ist Mpwapwa nicht gleichgültig, denn dort werden wir endlich genaue Nachrichten über die Vorgänge an der Küste und in Europa erhalten. Darum läßt sich auch Niemand antreiben, und lange vor dem entscheidenden Pfiffe ist schon der größte Theil der Karawane auf dem Marsch. Wir durchwandern die Ebene von Kambi und überschreiten mehrere trockene Bachbette, die das Wasser der Regenzeit von der vor uns liegenden Bergkette südöstlich führen; dann beginnen wir anzusteigen, zuerst langsam, an einem Masailager vorbei. Dort hat eine Anzahl Masai sich zwischen mächtigen Granitblöcken verschanzt und die zusammengeraubten Rindviehheerden in Sicherheit gebracht. Wahrscheinlich waren es auch Leute aus diesem Lager, die gestern den kecken Angriff auf das Rindvieh unserer Karawane ausführten.

Dann steigen wir steil an über Kalkboden und erreichen nach zwei Stunden die Paßhöhe. Der Gebirgszug, den wir übersteigen, scheint sich im Süden in die Ebene zu verflachen, so daß man dort, ohne zu steigen, von Mpwapwa in die Marenga mkali gelangen kann. Ganz fern im Süden sehen wir im blauen Duft andere ostwestlich ziehende Höhen. Der Abstieg in die Ebene geht rasch vor sich. Links von uns im Gebirge liegt die englische Missionsstation Kisokwe, die von Buschiri nicht belästigt worden war. Einmal in der Ebene, folgen wir in ostsüdöstlicher Richtung dem Höhenzuge zur Linken. Das Land ist theilweise angebaut, theilweise marschiren wir unter hohen Schirm-Akazien. Der Boden ist Laterit, in den die Regenwasser tiefe, unangenehm zu passirende Schluchten gerissen haben.

Aus einem Busche hervortretend, sehen wir auf einer leichten Anhöhe in der Ebene die deutsche Flagge und lagern wir nach 4½ stündigem Marsche unter großen Sykomoren am Bache von Mpwapwa, dem ersten fließenden Wasser, das ich (die Gießbäche in der Regenzeit ausgenommen) sehe, seitdem ich denselben Bach im verflossenen Jahre überschritten habe. Auch dieser Bach verliert sich nach einigen hundert Schritten im Sande der Ebene; geht man dagegen in der Schlucht, aus welcher er hervorbricht, aufwärts, so findet man, daß er weiter oben stets wasserreicher wird, und nach einer halben Stunde steht man an einem Bache, der ein klares, frisches Wasser, angenehm rauschend, über die Granitblöcke führt. Hierher können die Ochsen nicht kommen, etwas weiter unten ist der Bach von den Heerden sehr verunreinigt und muß so Krankheiten hervorrufen. Zudem nimmt die Wassermenge ab und der Salzgeschmack zu.

Am Austritt dieses Baches in die Ebene liegen auf einem Bergvorsprung die Ruinen der frühern deutschen Station, die von Buschiri zerstört wurde, wobei ein Deutscher, Herr Nielsen, getödtet wurde; Herr Giese entkam und erreichte die Küste. Ein Kreuz bezeichnet die Stelle des Grabes. R. I. P. Im verflossenen Jahre hatte ich mit diesen Herren angenehme Stunden verlebt, man dachte noch nicht an die Gefahr, die Nachricht vom Aufstande war noch nicht hierher gekommen. Bei der Anlage dieser Station scheint eine der alten Burgen als Modell gedient zu haben, während das neue deutsche Fort nach modernen Anschauungen gebaut ist. Mitten in der Ebene ist eine von allen Seiten sanft ansteigende Anhöhe, auf welcher Herr Wißmann aus Granitstücken eine dicke, zwei Meter hohe trockene Mauer aufführen ließ, die ein Quadrat von etwa 40 Meter Seitenlänge umschließt. Auf einer Bastion steht, die ganze Ebene beherrschend, das früher in der alten Station befindliche und von einem Häuptling aufbewahrte kleine Geschütz. Im Schutze der Mauer sind die Hütten der 100 Sudanesen oder Sulusoldaten und die Zelte der drei Europäer, welche diese Truppe befehligen. Der Commandant liegt so eben schwer an Dysenterie erkrankt in einer primitiv erbauten Erdhütte. Die ganze Einrichtung trägt den Charakter des Provisorischen, aber militairisch ist sie völlig sicher. Sie beherrscht weit umher die Ebene, die dicke Mauer bietet völligen Schutz und ist zudem durch einen breiten Wall aus dornigem Akaziengebüsch, dessen einziger Eingang Nachts geschlossen wird, völlig unangreifbar. Da auf Schußweite das Land offen ist, so ist ein Heranschleichen unmöglich. Nur eines fehlt: Wasser. Man nimmt das Wasser aus dem etwa 500 Meter entfernten Bache, aber an dieser Stelle ist der Bach durch die Heerden so verunreinigt, daß nothwendigerweise Dysenterie erfolgen muß; diesem Wasser schreibe ich die Dysenterie-Anfälle zu, die in Mpwapwa vorkamen.

Herr Lieutenant Schmidt, Chef in der Wißmann'schen Expedition, war von Herrn Reichscommissar Wißmann in Mpwapwa zurückgelassen worden, um Emin Pascha als Führer und Begleiter zu dienen; von ihm erfuhr ich, daß man nur mehr abgekochtes Wasser trinke, aber er leidet auch an dysenterie-ähnlichen Anfällen. Ich glaube, es ist für den Gesundheitszustand unumgänglich nöthig, daß in Mpwapwa ein Brunnen gegraben werde, um die Garnison mit gutem Wasser zu versorgen. Herr Giese hatte einen nun verschütteten Brunnen im Thale für seine Leute gegraben, für sich ließ er das Wasser von einer Quelle weit in der Schlucht holen, so hatte er nicht nöthig, das verunreinigte Bachwasser zu trinken. Dafür habe ich auch nicht gehört, daß er sich über Dysenterie beklagt hätte.

Der Posten von Mpwapwa ist wichtig als Etappe nach dem Innern. Jetzt vermeiden ja arabische Karawanen, die fast alle Sklaven mitführen, Mpwapwa. Sie ziehen vor, zwei Tage lang durch wasserloses Gebirgsland zu marschiren, um Mpwapwa zu vermeiden. Sind aber ein Mal die Verhältnisse an der Küste völlig geordnet und die Deutschen bis Unyanyembe vorgedrungen, dann kann man diese Karawanen zwingen, an jedem deutschen Posten ihre Papiere revidiren zu lassen. Das Umgehen von Mpwapwa muß verhindert werden, denn wie viele arme Leute, Träger und namentlich Sklaven, finden den Tod auf diesen unwegsamen Gebirgspfaden in wasserloser Einöde! Mpwapwa war vor zehn Jahren noch wenig bevölkert, heute ist die ganze weite Ebene bis zu den südlichen Höhen abgeholzt und zahlreiche Tembes sind darin errichtet. Die Bevölkerung besteht größtentheils aus Wagogo, die aber nicht so unverschämt wie im eigentlichen Ugogo sind. An der Grenze wird der Busch noch beständig gelichtet. Hier ist auch eine englische Missionsstation, die ebenfalls von Buschiri ausgeraubt wurde. Herr Schmidt erzählt uns, ein wahrscheinlich mit Buschiri unter einer Decke steckender Häuptling habe die Wachen der deutschen Station betrunken gemacht, so sei Buschiri unangefochten in's Haus gekommen und habe Herrn Nielsen getödtet. Herr Giese flüchtete durch's Fenster zu den Eingeborenen. Einige seiner Leute feuerten und Buschiri floh ebenfalls mit Verlust seines Esels. Längere Zeit nachher erst kam Buschiri zum zweiten Male und zerstörte die verlassene Niederlassung [1].

11. November [2]. Mpwapwa. Heute haben wir Ruhetag. Ich gehe nach dem Fort, um Deutsch zu plaudern. Der Stationschef ist schwer an Dysenterie erkrankt; Dr. Emin Pascha mit Dr. Parke, dem Arzte der Expedition, haben ihn in Pflege genommen. Diese in Mpwapwa allzu häufige Dysenterie wird wohl einzig durch das schlechte Wasser verursacht; hier müßte möglichst schnell Abhülfe geschaffen werden. Wenn irgend ein Leser dieser Zeilen nach Africa verschlagen wird, dann wird vielleicht dieses africanische Recept von Nutzen sein können: Bei leichtem Anfalle beginnender Dysenterie ein Liter Wasser mit 20—25 Tropfen Carbol-

---

[1] Dieser Ueberfall fand am 28. Juni statt. Durch die Schüsse waren auch die Bewohner des nicht weit entfernten Dorfes Mpwapwa wach geworden und machten sich mit 40 Mausergewehren, mit welchen Giese sie bewaffnet hatte, gegen Buschiri auf. Dieser mußte sich nach Verlust mehrerer Leute zurückziehen. Nachdem Lieutenant Giese bis zum 2. Mai versteckt gelegen, um seine von den Dornen zerrissenen Füße zu heilen, trat er von nur zwei Askaris begleitet den Rückweg zur Küste an, die er glücklich in Bagamoyo erreichte.

[2] Die folgenden Tage (11.—17. Nov.) sind nachträglich beigeschrieben. Daraus erklären sich ein paar kleine Wiederholungen.

säure innerhalb 24 Stunden allmälig getrunken, wird den Anfall **heilen**, wenn nicht am ersten, dann am zweiten Tage durch **Wiederholung**; ist der Anfall schwerer, so verdoppele man die Carbolsäure und gebe drei Behalteklystiere täglich von dieser Mischung (à $^1/_4$—$^1/_3$ Liter). Wir haben viele Missionare in Africa verloren, aber Dank diesem **Recepte** bis heute keinen einzigen an Dysenterie. Da man wegen des **schlechten** Wassers öfters solchen Anfällen ausgesetzt ist, so möchte ich wohl **jedem** Reisenden rathen, zu dem absolut Unentbehrlichen eine **Chlysogange** zu rechnen. Dieselbe wird ihm außer diesem Dysenteriefalle noch gute Dienste leisten, da sie in vielen Fällen eine ganze Anzahl **Pillen** und sonstiger Mittel unnöthig macht.

Am Abend kommen die Sulus der Garnison, um einen **Kriegstanz** aufzuführen, der unsere braven Wasukuma mit Grausen erfüllt; die **Sulus** stehen im Kreise, in der Mitte führt der eine oder andere derselben Scheinkämpfe auf mit einem unsichtbaren Feinde unter den tollsten Sprüngen, welche eine ungemeine Körperbeweglichkeit beweisen; je nach der Kampfesart wechselt der Gesang der Runde; bald springt ein mit einem Stocke bewaffneter Neger hervor, und die Stöße seiner unsichtbaren Gegner in geschickten Sprüngen vermeidend, durchbohrt er einen nach dem andern, dann folgt ein anderer schlangengleich mit angelegtem Gewehr und großer Geschwindigkeit über die Erde hingleitend; ein anderer fordert seinen Gegner mit einem mächtigen Säbel heraus, ihm mit nicht mißzuverstehender Miene das Kopfabschneiden vorhersagend, was er denn auch nach kurzem Gefechte unter dem Beifallsjubel der Umstehenden ausführt; dann springt ein stämmiger Bursche mit gezogenem kurzem Seitengewehr aus den Reihen, und hin und herspringend entledigt er sich unter heftigem Zischen, was von Allen im Tacte nachgeahmt wird, seiner unsichtbaren Gegner, wobei er öfters auf der Erde rollend einen Kampf vorstellt, wie man ihn in Coopers letztem Mohicaner beschrieben findet. Am Schlusse naht er dem P. Girault und streichelt ihm den Bart, die höchste Freundschaftsbezeugung, die sagen soll: ich bin dein Freund, deinen Feinden schneide ich allen die Köpfe ab. Unsere Wasukuma konnten nur „Wangoni“ hervorbringen, sie erkannten in den Sulusoldaten die bei ihnen so sehr gefürchteten Wangoni, oder, wie Andere sagen, Watuta, welche wirklich Anfang der 60er Jahre von Süden her in das Unyamuezigebiet eingefallen sind und von Raub und Krieg leben. Mirambo freilich hat sie beinahe ausgerottet. Nach beendetem Kriegsspiel, als die schrecklichen „Wanguni“ sich wieder in Reihen gesetzt und in militairischer Ordnung nach dem Fort abmarschirt waren, sagten die Wasukuma: „Nun glauben wir, daß die Weißen stärker sind als wir, denn wo es nur Teufel auf der Erde gibt, wissen sie dieselben zu bändigen, unterrichten sie dazu noch

in der Kampfesart der Weißen und hetzen sie dann auf ihre Feinde. Mit hundert solcher Wangoni könnt ihr hingehen, wohin ihr wollt."

12. November. Da der Zustand des Herrn von Medem ein sehr kritischer ist, bleibt Herr Stanley noch einen zweiten Tag, um demselben weitere ärztliche Pflege angedeihen zu lassen. Die Eingeborenen von Mpwapwa haben sich vollständig dem deutschen Einflusse unterworfen. Auf den Befehl des Herrn Chef Schmidt von der Wißmanntruppe organisirt sich beim Fort unter Aufsicht der deutschen Soldaten ein Markt, bei welchem beide Theile sich gut stehen, und erscheinen die Häuptlinge, um über des Landes Wohl und Wehe zu berathen. Anders verhält es sich mit den Karawanen. Die Karawanen der Eingeborenen, welche Elfenbein, Tabak, Mutama ꝛc. mit sich führen, gehen über den bessern Weg von Mpwapwa. Arabische Karawanen dagegen, welche jetzt meistens von Wanyamuezi geleitet werden, um ihren Ursprung zu verbergen, vermeiden Mpwapwa, da sie meistens Sklaven mit sich führen. In dieser Weise freilich würde der Posten von Mpwapwa bald seinen Zweck verfehlen. Doch hoffen wir, ist's noch nicht aller Tage Abend. Wenn eines Tages eine Postenkette von den Seen bis zur Küste besteht, und alle Karawanen an der Küste confiscirt werden, wenn sie nicht bei jedem Posten ihre Papiere revidiren lassen, werden die Herren Araber auch ihre Karawanen auf der vorgeschriebenen Straße marschiren lassen und die Stationen nicht mehr vermeiden. In Mpwapwa bleiben, wäre auf halbem Wege einhalten.

Am Abend, wir lagen schon zu Bett, hörte ich mich mit Namen rufen. „Wer ist da?" Emin Pascha. Ah, sofort springe ich auf und öffne das Zelt. Was gab es? Eines Tags war der Pascha unwohl. Ich gab ihm eine Flasche von unserm Meßwein, er nahm sie an und gab sie mir wieder zum Aufbewahren, da er keinen Platz habe. Heute kommt er sie für den kranken Lieutenant von Medem zurückfordern. Dies scheint mir recht bezeichnend für seinen Charakter. Aushalten, leiden, um Andere zu erleichtern: hierin liegt vielleicht auch das Geheimniß, daß er sich so lange im Sudan halten konnte, nichts für sich selbst verlangend, stets dem Dienste der Andern lebend.

VI. Von Mpwapwa zur Küste.

13. November. Von Mpwapwa nach Tubugwe 4½ Stunden.

Herr Chef Schmidt, welcher die Karawane durch das deutsche Gebiet führen soll, war schon zeitig aufgebrochen. Wir folgen gegen 6 Uhr mit dem Gros, gehen eine Zeitlang am Fuße der in nordwestsüdöstlicher Richtung verlaufenden Bergkette entlang an den Ruinen

der frühern von Buschiri zerstörten englischen Mission vorbei und ersteigen dann diese Bergkette, um in nordöstlicher Richtung in das Thal von Tubugwe abzusteigen. Auf der Paßhöhe durchwandern wir einen hübschen Miumbowald, in welchem sich zahlreiche nutzbare Hölzer, Mininga und Mikora, befinden. Die Miumbobäume sind ganz behängt mit einer Bartflechte, Uthia barbata, sagte mir der Pascha. Wir gingen ungefähr zwei Stunden auf der Kammhöhe und stiegen dann sehr steil ab auf demselben Pfade, auf dem ich vor länger als einem Jahre aufgeklommen war. Wir ärgerten uns bei diesem Abstiege gründlich über einen baumlangen ägyptischen Offizier, der hier, wo alle abstiegen, um den Eseln das Gehen zu ermöglichen, auf seinem mächtig hohen Sattel thronen blieb und das arme Thier zwang, ihn bergab zu tragen.

Im Thale angelangt, lassen wir die mir bekannte Mombohastraße links und biegen rechts ab, um nach kurzer Zeit unser Lager unter großen Schirm-Akazien aufzuschlagen, südlich von einem kleinen, kegelförmigen Hügel. Letztes Jahr hatten wir nördlich gelagert. Herr Schmidt hatte die Freundlichkeit gehabt, für uns einen Baum besetzen zu lassen, so daß wir unser Zelt im Schatten aufschlagen konnten. Wir hatten 4½ Stunden Weges zurückgelegt. Im verflossenen Jahre hatte ich bemerkt, daß nahe bei unserm Lager nördlich jenes kleinen Bergkegels ein hübscher Bach entspringe. Am Nachmittage ging ich dies Mal wieder zur Stelle und sah, was ich bisher noch nie in Africa gesehen. Die Eingeborenen haben den Bach abgedämmt und so Rieselfelder geschaffen, auf welchen sie das ganze Jahr hindurch Mais und Bataten ernten, ohne von den hübschen Bananenpflanzungen zu sprechen. Die letzten Jahre waren sehr regenarm, die Mutama-Ernte also schlecht, und da Noth erfinderisch macht, in Africa sowohl wie in Europa, so kamen sie auf die kluge Idee, das Wasser, das bisher unbenutzt thalabwärts floß, zu Berieselungen zu benutzen. Die Thalsohle ist durchzogen von vielen kleinen Gräben, welche das kostbare Wasser in die Felder führen, auf welchen gegenwärtig, am Ende der dürren Jahreszeit, Mais in allen Vegetationsstadien, sowie Bataten herrlich gedeihen. Eine Hungersnoth ist damit unmöglich gemacht.

Das Thal von Tubugwe gehört geographisch wohl zu Usagara, aber die eingewanderten Wagogo haben die frühere Bevölkerung fast ganz verdrängt und bilden die Ueberzahl. Etwas nördlich, auf der Mombohastraße, findet man nach einem Tagemarsch schon die Masai, welche in jetziger trockener Jahreszeit dorthin mit ihren Heerden kommen, um Wasser und Weide in dem Gebirgslande zu finden. In der Regenzeit ziehen sie weiter nördlich, zur Freude der Karawanen, denn sie stehen im Rufe, es mit Mein und Dein nicht sehr genau zu nehmen.

14. November. Von Tubugwe nach Dambi, 3½ Stunden.

Das Thal von Tubugwe, in welchem wir in südöstlicher Richtung marschiren, macht den Eindruck zunehmender Fruchtbarkeit, ist aber nur wenig angebaut, da die Bevölkerung durch Wahehe- und Masai-Einfälle verscheucht worden ist. Hier und da verrathen Bananenpflanzungen in der Thalsohle die Nähe der Menschen, doch die Dörfer sind im Busche versteckt. Wir marschiren bald durch über mannhohes Gras, bald durch hohen Busch, erreichen nach zwei Stunden ein auf einem Hügel gelegenes Dorf, in dessen Nähe wir einen zweiten kleinen Bach passiren, welcher der rechts, südlich gelegenen Thalsohle zufließt und ebenfalls zu Berieselungen verwendet ist. Etwas weiter treffen wir den Dambibach, bei einer Mlale genannten Oertlichkeit, und lagern nach 3½stündigem Marsche unter einigen hübschen Bäumen, wo wir noch die Hütten vorfinden, welche sich die Wißmann'schen Soldaten gebaut hatten. Der Dambibach fließt ebenfalls südlich in den bei Tubugwe entspringenden Bach, um dann die Mkondokwa zu verstärken. Die Berghöhen sind noch alle dürr, dagegen in dem feuchtern Thal wird das Auge durch das frische Grün der Gräser und Baumkronen erquickt. Das Lager bietet einen so hübschen Anblick, daß ich auf Herrn Stanley's Wunsch eine Photographie davon aufnehme, welche aber leider mißglückt, da die Platten zu alt waren und durch die Feuchtigkeit gelitten hatten. Das Wasser hat zahlreiches Wild herbeigelockt, überall trifft man auf Büffel- und Antilopenspuren, aber Erfolg hatte kein einziger der ausgerückten Jäger, da die bestellten eingeborenen Führer nicht gekommen waren. Ein Schwarzer sah einen Löwen, hütete sich aber, zu schießen.

15. November. Von Dambi zum Kidetefluß, 4½ Stunden.

Zur gewöhnlichen Zeit, etwas vor 6 Uhr, waren wir auf dem Marsche durch dürres buschiges Bergland, wo der dichte niedrige Dornbusch so ziemlich alle Fernsicht abschließt. Rechts südlich haben wir das Thal; wir marschiren 4½ Stunden über die Vorhöhen der hohen Bergkette, jenseits welcher die Straße nach Momboya (nördlich) führt (Tubugwe-Mlale-Lubeho-Mombοya) und erreichen dann offenes Land und zerstörte Dörfer im Thale. In tiefem Bette fließt hier der Kidetebach der Mkondokwa nach Süden zu, ein schönes, klares Wasser, der stärkste Wasserlauf, den wir bisher passirt. Wir durchwaten ihn und lagern an seinem linken Ufer. Bewohner scheinen keine mehr hier zu sein.

Vor kurzer Zeit waren die südlich wohnenden Wahehe eingebrochen, haben die Heerden geraubt und die Tembe zerstört. Die Bewohner sind geflüchtet. Unsere Leute suchen in den rauchgeschwärzten Ruinen und auf den verlassenen Feldern, und finden noch ziemliche Mengen von Mutama, Bohnen und sonstigen Lebensmitteln. Der Wahehe-Einfall hat also erst

in diesem Jahre zur Erntezeit stattgefunden. Diese Wahehe bilden den Schrecken von Usagara. Den Masai ähnlich haben sie große Heerden und unternehmen jährlich Raubzüge in die benachbarten schwächern Stämme. Diese fortgesetzten Einfälle sind es, welche Usagara nicht zu dem werden lassen, was es sein könnte, reich an Heerden und Lebensmitteln. Aengstlich verbergen die wenigen Bewohner ihre Hütten im dichten Busche und wagen nur kleine Strecken anzubauen, um nicht die Beutegier der Nachbaren zu reizen. Aus demselben Grunde haben die Wasagara fast gar keine Heerden, nur wenige Ziegen und keine Ochsen. Wenn der deutsche Einfluß ein Mal so stark geworden ist, daß diese Einfälle verhindert und bestraft werden können, wird dieses Bergland sich wieder bevölkern und reich werden. Man erzählt, daß früher zahlreiche Dörfer oben im Gebirge bestanden, reich an Heerden, welche bei dem reichlichen Wasser und steter Weide prächtig gediehen, doch nun sind sie fast alle verschwunden. Der District von Momboya macht davon eine Ausnahme. Dort unterhielt der Sultan von Zansibar eine kleine Garnison, welche die Räuberbanden abschreckte. Das Unglück dieser Stämme ist, daß sie so sehr zersplittert sind. Jedes Dorf handelt auf eigene Faust. Es ist keine Autorität da, welche sämmtliche Kräfte zusammenfaßte, um den Einfällen Trotz zu bieten, und so unterliegt ein Dorf nach dem andern.

16. November. Von Kidete nach Kirasa, 4 Stunden.

Herr Chef Schmidt hatte uns auf einen schlechten Weg vorbereitet und uns nicht getäuscht. Vier Stunden lang marschirten wir auf und ab über die Ausläufer des nördlichen Bergzuges durch zum Theil dichten Busch, zum Theil schönen Wald, der aber noch nicht zu grünen begonnen hatte. Wie früher, so waren auch hier die Miumbobäume mit Bartflechten behangen. Rechts hatten wir in einiger Entfernung das Thal des Kidete und der Mkondokwa, in welches wir endlich über einen sehr steilen Bergvorsprung hinabstiegen. Seit dem Wege von Palapala nach dem Mpozo am Congo habe ich solch schlechten Weg noch nicht gesehen. Mit Mühe nur konnten wir im Zickzack unsere Esel bergab bringen und selbst der lange Aegypter fand es gerathen, abzusteigen zur rechten Zeit, denn einen Augenblick später hing sein Sattel auf dem Kopfe des Esels. Und doch könnte man recht bequem in dem Thale marschiren, selbst ohne einen Umweg zu machen, aber die Negerpfade nehmen im Allgemeinen wenig Rücksicht auf Terrainschwierigkeiten und die Karawanen müssen den bestehenden Fußsteigen folgen.

Im Thale finden wir wieder rauchgeschwärzte Ruinen, Zeugen des Durchzugs der Wahehe, und unbestellte Felder. Der Thalgrund scheint sehr fruchtbar zu sein; wir sehen hier zum ersten Male die hohen, weißstämmigen Büttneriaceen und vereinzelte Fächerpalmen. Durch das Thal windet sich die Mkondokwa, ein starker Bach, dessen Wasser aber nicht

mehr so frisch ist wie das des Kidete, der wohl, nach dem Wasserreichthum zu schließen, einen Quellenarm, wenn nicht den Oberlauf der Mkondokwa bildet. In Africa wechseln die Wasserläufe den Namen oft von Tag zu Tag. Wir lagern an einer Kirasa genannten Oertlichkeit, am Ufer der Mkondokwa unter Schirm-Akazien und Büttneriaceen.

In der Umgebung des Lagers befinden sich zahlreiche Wildgruben, weshalb man beim Gehen etwas vorsichtig sein muß. Diese Gruben sind an der Oeffnung 2 1/2 Meter lang und über ein Meter breit, verengen sich aber allmälig und haben in der Tiefe von 3—4 Meter eine Erweiterung, so daß das hineingefallene Wild nicht in die Höhe springen kann. Die ausgeworfene Erde wird sorgfältig geebnet und Grube und Umgebung mit dürren Aesten und Laub bedeckt. Solche Gruben werden namentlich an den Stellen angelegt, wo der dichte Busch das Durchbrechen des Wildes verhindert und nur einzelne Ausgänge vorhanden sind, die durch diese Gruben abgesperrt werden. Durch umgehauene Bäume und Dornbüsche wird die Waldlisière noch unwegsamer gemacht, um das Wild zu zwingen, durch die gelassenen Oeffnungen zu gehen, wenn es durch die zahlreichen Treiber aufgescheucht wird, oder friedlich zum Wasser zieht. Außerdem weiß der Neger recht geschickt Schlagbäume und Schlingen zu stellen, um sich so seiner Beute zu bemächtigen.

17. November. Von Kirasa nach Munye Usagara, 2 1/2 St.

Mit dem gestrigen Abstiege hat sich das Klima fühlbar verändert, die Hitze ist drückender und in der Nacht bleibt es schwül, wie wir es noch nicht gehabt haben. Am frühen Morgen schon sind wir auf dem Marsche durch das reizende Mkondokwathal, dessen Bergabhänge etwas unterhalb Kirasa in frisches Grün gekleidet sind, aus welchem die weißen Stämme der hohen Büttneriaceen hervorleuchten. Der Uebergang vom Dürren zum Grünen ist überraschend. In Kirasa sind die Bäume noch dürr, eine halbe Stunde weiter grün. Nach zweistündigem Marsche im engen Thale erreichen wir eine Erweiterung, eine Vereinigung zweier Thäler. Der Simbabach fließt hier in die Mkondokwa und nach einer halben Stunde lagern wir im ziemlich bevölkerten Districte von Munye Usagara. Hier sind wir unter den Wasagara. Die Tembeform der Dörfer hat aufgehört. Dieselben bestehen hier aus einer Anzahl runder Hütten mit kegelförmigem Dache, oft ohne jede Umzäunung, auf den niedrigen Bergvorsprüngen bisweilen reizend gelegen. Das Thal ist von ausnehmender Fruchtbarkeit, der bebauungsfähige Raum jedoch beschränkt, denn etwas weiter unten ziehen sich die Berge wieder zusammen. Die Bevölkerung ist freundlich, und scheint den Deutschen gewogen, von denen sie Schutz gegen Räuberbanden erhofft. Früher bestanden hier in der Nähe zwei Stationen der deutsch-ostafricanischen Gesellschaft, Simathal und Kiora,

sind indessen jetzt zerfallen. Zahlreiche kleine niedrige Bergvorsprünge bieten hier schöne Stellen zum Anlegen befestigter Plätze, doch der freundliche Charakter der Bevölkerung macht solches überflüssig.

Wir hören, daß Stanley hier einen Tag bleiben will und daß nur sechs Stunden von hier sich eine Mission der Väter vom hl. Geiste befindet. Wir suchen Emin Pascha zu bewegen, mit uns am Ruhetag dahin zu gehen, doch will er sich nicht von Stanley trennen. Herr Schmidt versichert uns, daß wir gefahrlos allein dahin gehen können, wiewohl diese Strecke die gefährlichste der ganzen Straße von Mpwapwa bis zur Küste sei, da man Kondoa, eine arabische Niederlassung, passiren muß. Ich laufe etwas im Thale herum, um Vögel zu schießen, und passire mehrere kleine Dörfer, in welchen ich überall freundlich und zutraulich empfangen wurde. Die in Nera von Stanley erbeuteten Ochsen sind nun alle verschwunden bis auf einen, zum Verdrusse unserer Leute, welche seit Ikungu wöchentlich einen erhalten hatten als Kitowelo, Zukost zu ihrer gewöhnlichen Mutama-Ration, welche wir ihnen täglich abmaßen. Herr Stanley hatte in Usukuma Schwierigkeiten bei der Träger-Anwerbung, nun hat Simatendele einen solchen Ruf, daß, käme er wieder, alle Wasukuma mit ihm gingen, um Fleisch zu bekommen.

18. November. Von Munye Usagara zur Missionsstation Longa, 6 Stunden.

Die Stanley'sche Karawane bleibt liegen, aber für uns ist die Nähe einer katholischen Mission und lieber Mitarbeiter im Weinberge des Herrn zu verführerisch, als daß wir uns entschließen könnten, den Ruhetag in Munye Usagara zuzubringen. Unsere Bukumbi machen keine Schwierigkeiten, so brechen wir 5½ Uhr auf und marschiren das Kondokwathal entlang, welches, wie bisher, sich nach Südost erstreckt. Nach einer Viertelstunde sehen wir rechts vom Wege die Ruinen einer von Buschiri verbrannten Station der deutschen Ostafricanischen Gesellschaft[1]). Dann durchwaten wir den kurz vorher durch den Simabach verstärkten Fluß und gehen auf dessen linkem Ufer bald durch die mit üppigem Schilfe bedeckte Thalsohle, bald über die Ausläufer des nördlichen Bergzuges. Die Gegend hat einen ganz andern Charakter; überall reiche Vegetation, in dem durchschnittlich 200 Meter breiten Thale drei bis vier Meter hohe Schilfgräser, üppige Bananen-Pflanzungen, dazwischen Mutamafelder, wo die dicken, über drei Meter langen umherliegenden Stengel deutlich für die Fruchtbarkeit des Bodens sprechen; hie und da Palmengruppen, immer zahlreicher werdend, dazwischen schlängelt sich die nun 10 Meter breite und 30 Centimeter tiefe Kondokwa, welche zusehends

---

[1]) Simathal.

an Größe zunimmt, ohne daß wir Zuflüsse bemerkten. Die bewaldeten Bergabhänge sind in frisches Grün gekleidet, aus welchem die weißgelben Stämme der Büttneriaceen hervorstechen. Der Pfad ist fast überall schön beschattet und der muntere Sang einer reichen Vogelwelt, verbunden mit der grünen Umgebung, bewirken, daß ich mich stellenweise in eines unserer rheinischen Seitenthäler versetzt glaube, durch welches ich an einem Junimorgen dahinwandere. Doch die runden Hütten auf den Bergvorsprüngen, mit bienenkorbähnlichem Dache, rufen mich bald wieder in die Wirklichkeit zurück. Früher war dieses reizende, fruchtbare Thal stärker bevölkert; räuberische Einfälle der Wahehe haben viele Dorfschaften zerstört, wie noch hier und da rauchgeschwärzte Ruinen bezeugen.

Nach zweistündigem Marsche erweitert sich das Thal, die Berge treten zurück und fallen sanft in die Kondoa-Ebene ab, die wir um 9 Uhr betreten. Ueberall hier ist das Land von ungemeiner Fruchtbarkeit, das üppige Unkraut auf den brachliegenden Feldern spricht deutlich für die Feuchtigkeit des Bodens; hier ist, wie nirgends ich noch gesehen, eine Stelle für Plantagenbau. Die Kondokwa bietet Wasser zur Berieselung, und so ist hier alles geboten, was zur Fruchtbarkeit eines Landes erforderlich ist. Dieses haben denn auch die Neger begriffen. Vom Nyanza bis hierher sah ich noch nicht eine so dicht bevölkerte Landesstrecke. Tausende von Hütten, in kleinen Dörfern von 10 bis 30 Feuern vereinigt, tauchen überall zwischen den grünen Bäumen auf. Hierhin flüchteten sich zahlreiche zurückgelassene Träger von Karawanen; alle Stämme zwischen dem Tanganyika Nyanza und der Küste sind hier vertreten, so daß man ein ganzes africanisches Sprachen-Babel hier zusammen hat. Doch ist Kiswaheli die allgemein anerkannte und gekannte Verkehrssprache.

Wir folgen einem nördlichen kürzern Pfade; die große Karawanenstraße führt an einer arabischen Niederlassung vorbei, von der aus 3 bis 4 Araber und gegen 30 Beludschen Handel mit dem Masai- und Wahehe-Lande, namentlich mit der Gegend von Irangi, treiben, und nebenbei eine Anzahl Verkaufsbuden für den Détailhandel eröffnet haben.

Das Einschreiten der deutschen Truppen an der Küste hat hier gute Früchte getragen. Dieses Volk ist nun sehr höflich gegen die Weißen; wo wir Bewaffneten begegnen, legen sie ihre Gewehre zum Zeichen der Unterwürfigkeit auf die Erde und stellen sich einige Schritte davon an der Seite des Pfades auf. Wir hatten anfangs einige Bedenken, mit unserer Karawane allein durch Kondoa zu gehen; doch Herr Schmidt versicherte uns: „die Leute fürchten sich mehr vor Ihnen als Sie vor den Leuten", und wir fanden dies völlig bestätigt. Die Deutschen sind entschieden die Herren der Situation. Bei einer vernünftigen Behand-

lung der Eingeborenen wird hier der arabische Einfluß in kürzester Zeit verschwunden sein, und nach allem, was wir hören, hat der Reichscommissar den guten Weg eingeschlagen: Milde gegen die friedliche eingeborene Bevölkerung, Zuvorkommen gegen Karawanen, welche sich den Gesetzen unterwerfen, unnachsichtliche Strenge gegen die Rädelsführer.

Um 10 Uhr betreten wir auf's neue lichten Wald, der jedoch überall sehr nutzvoll angebaut werden könnte; er bildet die Grenze zwischen Kondoa und dem Longadistricte Ferhani, nach dem vor einem Jahre verstorbenen Häuptling benannt. Um 11 Uhr finden wir die ersten Hütten und — kaum trauen wir unsern Augen — ein hohes Kreuz. Wir rufen einige Leute des Dorfes an, wer dies Kreuz gepflanzt habe; „wir selbst," antworten sie. Es waren Kinder der Mission von Bagamoyo, die hier in fruchtbarem Lande angesiedelt waren. Kreuze, Medaillen, Rosenkränze 2c., welche wir bei den Dorfbewohnern sahen, bestätigten uns unsere erste Vermuthung; das ganze Dorf ist christlich. Zwei Burschen laufen uns voraus, und nach einer guten Stunde erreichen wir die nördlich vom Karawanenwege, im Longathale auf einer kleinen Anhöhe, einem Bergvorsprung, reizend gelegene Mission der Patres vom h. Geiste. Vor Kondoa hatten wir uns östlich gewendet und waren in einer 1 Kilometer betragenden Entfernung vom Südfuße der Berge marschirt. Alsdann bogen wir nördlich nach der Mission ab, ein Umweg, den unsere Unkenntniß des Weges verschuldete.

Wie überall, fanden wir auch hier von den hochw. Patres die liebevollste Aufnahme, wir, unsere Kinder und Träger, die sich nicht genug verwundern können, daß ganz unbekannte Leute wie Kinder vom Hause empfangen werden. Am Abend hörten wir denn auch einen unserer Leute noch lauter als gewöhnlich singen: waha wa Kiyungu, waha wa nyambani, wir sind Kinder der Weißen, Kinder ihres Hauses. Eine solche Ruhestätte nach beschwerlicher, nun schon 6 Wochen dauernder Reise kann nicht genug geschätzt werden.

Wir statteten unsern ersten Besuch dem im Tabernakel verborgenen Gott ab, ein Glück, das wir lange entbehrt hatten, dann hörten wir die Neuigkeiten von Europa, von den Kämpfen an der Küste, wo eine kleine Truppe schwarzer Soldaten. unter deutscher Führung Buschiri eine blutige Niederlage beibrachte, von seinen 6000 Mann blieben 400 auf dem Kampfplatze, viele ertranken auf der Flucht im Kingani, und das alles trotz den Zaubermitteln, durch die sie sich unverwundbar gemacht[1]). Der Rest wurde zersprengt und zum Theil von der durch Räubereien aufgereizten

---

[1]) Diese Nachrichten beziehen sich auf den Kampf bei Bagamoyo am 19. October 1889, in welchem Baron von Gravenreuth die Mafiti schlug.

Wasaramo-Bevölkerung niedergemacht. Buschiri, der sich sehr vorsichtig im Hintertreffen gehalten, entkam. Er hatte im Juni und Juli lange Zeit in Kondoa verweilt, während er die passende Gelegenheit abwartete, um Mpwapwa zu überfallen, und sein Auftreten gegen die Missionare war so drohend, daß diese sich nach Monda in Uguru zurückzogen, von wo sie erst seit einem Monate wieder hier angelangt waren und ihr Haus noch vorfanden. Einige Hütten waren niedergebrannt worden, doch die Hauptsache geblieben. Affen hatten Fruchtbäume und Garten verwüstet.

19. November. Wir verbringen unsern Ruhetag in Longa. Am Mittag kommt Herr Schmidt von der Karawane, er ist von seiner Dysenterie durch unser alterprobtes Mittel, Karbolwasser-Klystiere (15 Tropfen Karbolsäure auf 1/2 Liter Wasser) geheilt worden. Wir begeben uns mit ihm zum Lager, um Stanley, Emin Pascha und die übrigen Herren zu begrüßen, welche alle von der hübschen Gegend entzückt sind. Usagara ist, mit Ugogo und Unyamuezi verglichen, ein wahres Paradies. Einige Herren besuchen die Mission, ich denke, sie haben sich nicht zu beklagen, vielleicht sind einige Vorurtheile geschwunden. Kingu, der Häuptling von Mrogoro, welcher auch hier nach Ferhani's Tod anerkannt ist, schickt seinen Bruder, einen stämmigen jungen Mann mit offenen Zügen, Kibwana (Kibwana kleiner Meister im Gegensatz zum Bwana Kubwa, dem großen Herrn, dem König, Beiname für dessen Bruder), um die Karawane zu führen und ihren Durchmarsch zu erleichtern. Kingu hat sich stets den Missionaren gewogen gezeigt und hierdurch erreicht, daß die Deutschen seinen Einfluß noch bedeutend verstärkten, durch Gewehre, eine kleine Kanone 2c., so daß er nun der einzige Chef von Bedeutung zwischen hier und der Küste ist. Nach Kibwana hat sich Buschiri zu Munye Heri[1]) nach Saadani geflüchtet, wohin sofort sieben deutsche Schiffe abgegangen seien; nach andern Nachrichten wurden beide bereits in Saadani angegriffen und völlig geschlagen, und sind auf der Flucht[2]). Am Abend

[1]) Ueber Bwana Heri sagt Wißmann in seinem Berichte vom 20. Januar 1890: „Vor acht Jahren hatte Bwana Heri die Truppe des Sultans Said Bargasch geschlagen. Er ist niemals besiegt worden; er erkannte die Oberhoheit des Sultans von Zansibar an, so weit es ihm paßte, und erhielt jährlich Geschenke vom Sultan. Er hat sich nie Wali, sondern stets Sultan von Useguha genannt."

[2]) Diese Gerüchte waren falsch. Nach dem Mafiti-Kampf bei Bagamoyo hatte sich Buschiri in's Innere geflüchtet, um die Wahehe gegen die Deutschen aufzureizen. Da Bwana Heri von Saadani aus Buschiri die Hand zum Bündnisse bot, beschloß Wißmann, energisch gegen Bwana Heri vorzugehen. Diese Action begann am 5. November. Sie umfaßte die Kämpfe bei Saadani und Pangani, die Einnahme und Befestigung von Mkwadja, die Verhandlungen mit Simbodja, dem größten Häuptlinge der Panganistraße, mit welchem Bwana Heri gemeinsame Sache machen wollte. Bald darauf, am 8. De-

kommt auch Dr. Emin Pascha in Begleitung Herrn Schmidt's und verbringt mit uns den Abend.

20. November. Von Longa nach Udehwa (Kwa Wasiri), 2³/₄ Std.

Der heutige Marsch nach Udehwa ist so kurz, daß wir uns mit dem Aufbruche gar nicht beeilen. Unsere Träger sind zwar sehr früh dem Befehle gemäß marschbereit, um 6 Uhr sehen wir die große Karawane abmarschiren, doch können wir uns nicht so rasch von unsern liebenswürdigen Mitbrüdern losreißen. Zudem war das Brod noch nicht aus dem Backofen und die guten Patres wollten nicht, daß wir ohne solches abreisen sollten. Die christliche Nächstenliebe ist selbst in ihrer Armuth stets zur Hülfe bereit. Etwas nach 8 Uhr ist alles in Ordnung, wir verabschieden uns von den zwei zurückbleibenden Missionaren und, mit neuem Proviant versehen, steigen wir in Begleitung des P. Superior in das Longathal hinab. Der P. Superior führt uns durch die ebene Thalsohle auf den Karawanenpfad, dann verabschieden wir uns auch von ihm „auf Wiedersehen“ und verfolgen unsere Straße in nordöstlicher Richtung.

Zu unserer Linken haben wir die Usagara-Berge, vor uns die große Ebene, welche sich zwischen diesen, den in blauer Ferne sichtbaren Mrogoro- und Nguru-Bergen ausdehnt. Wir gehen noch zwei Stunden in dieser sehr fruchtbaren, aber wenig angebauten Ebene bis Udehwa, einem nach dem gleichnamigen Bache benannten Districte, der durch Waziri, einen Untergebenen Kingu's von Mrogoro, regiert wird, in Folge dessen auch dieser District allgemein Ku Waziri genannt ist.

Diese Ebene, eine Fortsetzung der Kondokwa-Ebene, ist sehr gut durch eine Anzahl beständig Wasser führender Bäche, Kondokwa, Longa, Sima, Udehwa, bewässert, welche sich sämmtlich im Wami und der Makata vereinigen. Da jedoch in der Ebene selbst die Bäche nur wenig Gefälle haben, und leicht durch Schilf rc. verstopft werden, so verlieren

cember, wurde Buschiri von Lieutenant Schmidt von neuem geschlagen; er entkam, wurde aber von den Eingeborenen gefangen genommen, den Deutschen ausgeliefert und am 15. December hingerichtet. Jetzt wurde Bwana Heri der Hauptthort der aufständischen Bewegung. Er schlug am 25. December einen Angriff der Wißmann'schen Truppen zurück, wurde aber am 5. Januar von Wißmann selbst in dem befestigten Lager Mlembule angegriffen und in erbittertem Kampfe geschlagen. Bwana Heri selbst flüchtete in das Innere. (Bericht Wißmann's vom 20. Januar 1890.) P. Schynse berichtet in einem Briefe vom 3. März: „In dem letzten Kampfe wurde Abdallah, der Hauptanstifter, schwer verwundet und starb. Der alte Bwana Heri baute sich eine neue Boma, sehr schön gelegen, um mit Kanonen hineinzuschießen. Dort sammeln sich die Reste der Aufständischen. Man sagt, sie seien nun vollzählig darin. Diese Woche wird Wißmann mit seiner ganzen Macht ihn angreifen, um ihn zu vernichten. Gelingt dieser Schlag, so ist alles hier an der Küste beendet von Dar es Salam bis Pangani. Die Eingeborenen kommen zu Tausenden ihre Unterwerfung anbieten und Geschenke bringen.“

sie sich in der trockenen Jahreszeit, wie die Longa, in einem Sumpfe; in der Regenzeit ist das Land theilweise überschwemmt und wohl recht ungesund. Eine sachverständige Regulirung dieser kleinen Wasserläufe, welche jetzt fast jedes Jahr ihr Bett ändern (die Kondokwa z. B. floß früher bei der arabischen Niederlassung von Kondoa vorbei, jetzt ist sie weit davon entfernt), würde aus dieser Gegend einen tropischen Garten schaffen, da das reichliche Wasser in der trocknen Jahreszeit zu Berieselungen verwendet werden könnte, wenigstens an dem Austritt der Bäche in die Ebene. Das heutige Pori dieser Ebene wird größtentheils durch hochstämmige Bäume, Migongwa, Schirm-Akazien, Büttneriaceen, eine andere platanenähnliche Baumart mit röthlichem, nach Essig riechendem Holze, Fächerpalmen und andere Baumarten, die ich nicht kenne, gebildet; dazwischen befindet sich hier und da niedriges Buschwerk, größtentheils jedoch ist der Boden mit hohen Gräsern bedeckt, die nun alle niedergebrannt sind. Der eben frisch ausschlagende dichte Rasen bietet mit den zahlreichen grünen Baumgruppen den Anblick eines etwas vernachlässigten Parkes, doch die Villen fehlen, wenn man nicht die weit darin zerstreuten runden Negerhütten dafür ansehen will. Von Thierleben können wir nur wenig bemerken, dafür ist die Stunde zu spät, die Vogelwelt ist gut vertreten. Ueberall zeigen sich die ersten Blumen, die sich jedoch nicht zusammenfassen lassen in ein Bild wie die Wiese im Mai und Juni, sie sind weit von einander zerstreut, das Gras erstickt fast alles.

Wir erreichen das Lager gegen 11 Uhr und erhalten bald darauf Waziri's Besuch, der in Betreff der Mrima (Küsten)-Rebellen uns wiederholt, was wir schon gehört. Der Himmel ist den Tag über fast stets bewölkt und droht mit Regen, trotzdem ist die Temperatur am Mittag recht drückend. Das Klima hat sich seit den letzten fünf Märschen bedeutend geändert, es ist feucht geworden, was für uns, die wir aus dem sonnenverbrannten Unyamuezi und Ugogo kommen, sehr empfindlich ist. Wir sind den Tag über wie in einem Schwitzbade, und die Nächte sind ebenfalls viel weniger kühl geworden, was für unsern bis hierher ausgezeichneten Schlaf von nicht gutem Einflusse ist. Der Gesundheitszustand bleibt aber immer noch sehr gut. Am Abend erzählt uns ein Eingeborener, bei dem Gefechte in Saadani sei ein Sohn und die Lieblingsfrau Bwana Heri's gefangen worden, unvorsichtiger Weise habe man dessen Haus in Brand gesteckt durch Gewehr- und Kanonen-Schüsse, ehe man den großen Pulvervorrath daraus entfernt hatte, in Folge dessen viele Leute durch die Explosion ihr Leben verloren.

21. November. Von Udehwa zum Mkata, $5^2/_3$ Stunden.

Wir marschiren heute beinahe sechs Stunden ostnordöstlich durch die Ebene, welche in der ersten Zeit noch denselben fruchtbaren, park-

ähnlichen Charakter hat. Zahlreiche Gazellen- und Antilopen-Heerden bevölkern dieselbe. Nach einiger Zeit jedoch ändert sich der Anblick, die Bäume werden immer seltener und leichte, mit Palmen bestandene Sanddünen beweisen, daß wir uns auf Ueberschwemmungs-Gebiet befinden, von ganz ähnlicher Beschaffenheit wie die Mayonga-Ebene. Dann taucht vor uns ein geschlossener grüner Baumwall auf und um 11½ Uhr erreichen wir die dazwischen fließende Makata oder Mkata, den bedeutenden Quellfluß des Wami. Dieselbe fließt ziemlich schnell in ihrem tief eingeschnittenen Bette und hat an der Uebergangsstelle augenblicklich ungefähr zehn Meter Breite bei etwas über einen Meter Tiefe. Wir passiren sie auf den Schultern unserer Leute ohne Unfall. Eine früher vorhandene Lianenbrücke wurde vernachlässigt und ist jetzt in schlechtem, gefährlichem Zustande. Es wäre vielleicht angezeigt, dortselbst eine Brücke anzulegen und die benachbarten Dörfer, die alle unter Kingu stehen, zur Instandhaltung zu verpflichten gegen entsprechendes Brückengeld. Ist dieser Fluß nur ½ Meter höher wie heute, so bietet er bedeutende Schwierigkeit.

Wir lagern an dessen östlichem (rechten) Ufer in einer Einsenkung, welche wohl früher das eigentliche Flußbett gebildet hat. Herr Schmidt, der zeitig aufgebrochen war, konnte auf die Gazellenheerden zum Schusse kommen und streckte durch ein richtiges Schnellfeuer fünf Swala nieder. Die Leute wollten aber bloß drei nach dem Lager bringen. In der Nacht kommt eine kleine Karawane, welche Herr Hauptmann Wißmann der Stanley'schen Expedition entgegenschickte. So haben die reisemüden Offiziere einige Erfrischungen, an denen wir übrigens auch Theil haben durch die Freigebigkeit des Herrn Schmidt.

22. November. Von Mkata nach Mianzi, 3¾ Stunden.

Wir marschiren 3½ Stunde östlich durch die Mkata Ebene. Das Ueberschwemmungs-Gebiet hört bald auf, aber der zu Tage tretende Laterit hat durchaus nicht das fruchtbare Aussehen des Bodens von Kondoa. Wir lagern bei einem kleinen Dorfe, Mianzi, mit wenig Wasser. Ein starker Regen, dessen Wasser wir am Zelte auffangen, hilft uns aus der Klemme. Die Leute von Mianzi sind alle geflohen; man sagt, sie hätten gemeinschaftliche Sache mit Buschiri gemacht und fürchteten nun bestraft zu werden, zu ihrem Schaden, denn mehrere Wanyamuezi nahmen Hühner, Mutama ꝛc. aus dem Dorfe weg.

23. November. Von Mianzi bis Mrogoro, 4¼ Stunden.

Nach einem vierstündigen Marsche östlich über die Vorhöhen von Mrogoro, dann südlich in der Gerengere-Ebene erreichen wir Mrogoro, die Residenz Kingu's, des bedeutendsten Häuptlings zwischen der Küste

und Mpwapwa. Auf dem Wege hatten wir den Gerengere und Mrogoro zu durchwaten, zwei Bäche, die, von den Mrogoro-Bergen niederstürzend, sich bald vereinigen, um sich später in den Kingani zu ergießen. Eine Anzahl anderer kleiner Bäche stürzen noch in kleinen, in der Sonne leuchtenden Wasserfällen von den Felsabhängen des bis 2000 Meter hohen Bergzuges und gestatten, die Ebene zu bewässern. Das Gebirge ist grün bis auf die höchsten Spitzen.

Wir lagern in der Nähe von Mrogoro, nach dem Bache benannt, und statten Kingu einen Besuch ab. Es ist ein dicker, noch junger Mann, intelligent, aber heute krank. Sein Dorf ist mit einer von Schießscharten durchbrochenen, gut ausgeführten steinernen Mauer umgeben, abseits sind die Ruinen eines eben solchen Hauses. Die Wohnung Kingu's hat etwas europäischen Anstrich, da die Missionare ihm einige gelernte Maurer und Schreiner zur Verfügung gestellt hatten.

Von dort begeben wir uns zu der auf einem Bergvorsprung gelegenen Mission der Patres vom h. Geiste, wo wir natürlich auf's beste empfangen wurden. Diese Mission ist sehr schön gelegen, sie beherrscht die ganze Ebene bis zu den weit im Norden im Dunste kaum sichtbaren Nguru-Bergen, wo die Missionsstation Monda liegt. Ein kleiner Gießbach fließt in einer benachbarten Schlucht, von der aus eine Wasserleitung nach der Mission führt zum Haus- und Garten-Bedarf. In der Schlucht haben die unermüdlichen Missionare Bananen und Kaffee gepflanzt, auf dem Plateau Obstbäume und Cocos, Orangen, Guyaven, Mangos &c., darunter Blumenbeete. All' dieses wird von nur geringen Arbeitskräften unterhalten und vergrößert. Wo man Wasser hat, kann man Wunderdinge hier schaffen. Die Kapelle ist recht geräumig und durch ihr Zinkdach sehr reinlich zu halten. Emin Pascha sowohl wie die übrigen heraufgekommenen Herren können sich nicht genug verwundern.

24. November.

Wir verbringen den heutigen Ruhetag auf der Mission, um alles mit Muße anstaunen zu können. Doppelt angenehm für uns, daß heute Sonntag ist. Kingu kommt mit Herrn Schmidt, um die Sklavenfrage zu regeln. Seine Leute behaupten, sie seien nun alle frei, ihm gleich, und wollen nicht mehr arbeiten, selbst nicht an gemeinnützigen Bauten, Kriegsdienst &c.; doch begreift er bald, daß die Sklavenfrage nicht in dieser Weise aufgeworfen wurde, und geht befriedigt nach Hause. Es wäre ein großer Fehler, Freiheitsideen in ein Volk zu bringen, das dafür noch nicht reif ist; die daraus entstehende Ungebundenheit würde schlimme Folgen haben. Bei vielen Stämmen ist Sklave und Unterthan noch dasselbe und der Häuptling hat auf freie Leute nicht überall Einfluß.

Die Leute von Mrogoro scheinen einen Unterschied nicht zu kennen. Einige Herren von der Expedition kommen zur Mission und gehen staunend zurück.

25. November. Von der Mission nach Simba muene, 1¼ Std.

Die Karawane geht früh am Morgen nach Simba muene; wir folgen am Abend. Der Weg ist nur eine gute Stunde weit, hätte aber beinahe meinen Esel gekostet, der in ein Wasserloch fiel und nur halbtodt herausgeschafft werden konnte. Simba muene (Löwenkönigin) ist die Mutter von Kingu; sie ist die eigentliche Herrin des Landes, jedoch den Haupteinfluß hat Kingu. Es ist eine alte Frau, deren verstorbener Mann, ein kleiner Napoleon, weit und breit gefürchtet war. Das Dorf ist ebenfalls mit einer etwas verfallenen Steinmauer umgeben. Nach dem Tode des kriegerischen Fürsten sank der Einfluß der Königin rasch, doch der Sohn, Kingu, stellte denselben wieder her und ist hoch bei den Wasighua angesehen. Das Usighwaland beginnt an der Mkata und reicht bis in die Nähe der Küste.

26. November. Von Simba muene nach Mikese, 5 Std.

Wir marschiren fünf Stunden östlich über leicht hügeliges Land durch den grünen Busch. Nirgends sind Dörfer zu sehen und doch ist das Land ziemlich bevölkert. Die Hütten liegen in dichtem Buschwerk versteckt, da zu wenig Sicherheit im Lande herrscht. Dieser Mangel an Sicherheit ist auch wohl mehr noch als die Tsetse-Fliege der Grund für das Verschwinden der Heerden. Das Land eignete sich recht zur Viehzucht; da Reichthum aber die Räuber anzieht, so bleibt der Msigwa in seiner Armuth. Lebensmittel sind jedoch genügend vorhanden, und ich sah in Unyamuezi nie so schönen Mutama wie hier täglich seit Munye Usagara. Wir lagern beim Dorfe Mikese; die Eingeborenen kommen der Karawane entgegen. Wasser ist wenig und schlecht (bitter). Der Chef verlangt von Herrn Schmidt Gerechtigkeit; man hat ihm einen Mann gestohlen. Man verspricht es ihm.

27. November. Von Mikese bis zum Gerengere, 5¼ Std.

Wir gehen wieder über fünf Stunden östlich durch mit Stangenholz bestandenes Hügelland, das nördlich abfällt. Hier und da ist der Weg steil und steinig. Die Niederungen sind mit ziemlich dichtem Walde ausgefüllt und scheinen fruchtbar. Von Dörfern ist wieder nichts zu sehen. Der gestrige und heutige Pfad ist mit mehr Verständniß angelegt, als man dieses hier gewöhnlich sieht. Anstatt quer durchzuführen, benutzt er die Hügelrücken, sanft auslaufende Höhen, schmale Joche zwischen zwei Hügeln rc., um unnöthiges Steigen zu vermeiden. Halbwegs begegnen wir vier Courrieren von der Küste für Herrn Stanley. Der Busch ist höher wie bisher geworden, viele nutzbare Bäume.

Wir erreichen das rechte Gerengere-Ufer und lagern auf dessen linkem. Er hat entschieden Wasser verloren von Mrogoro bis hierher (er umfließt die Hügelreihe, die wir passirten), obwohl er zahlreiche kleine Wasserläufe empfing, das Schicksal so vieler africanischen Flüsse. Unser Zelt schlagen wir in einem Schilfdickicht unter hohen Bäumen auf.

28. **November.** Vom Gerengere bis Kisemo $2^{3}/_{4}$ Std., von dort bis Msua, 3 Std.

Unsere große Karawane ist wieder sehr frühzeitig in Bewegung. Die gute Ordnung, welche bisher mit Strenge aufrecht gehalten wurde, ist geschwunden. Der frühere Nachtrab marschirt an der Spitze seit Mkata; wir schließen uns ihm an und überholen ihn größtentheils. Ein feindlicher Angriff würde entschieden verhängnißvoll werden für das viele unbewaffnete Volk, nubische Frauen und Kinder. Stanley folgt mit den Weißen und Wangwana in geschlossener Colonne. Wir gehen über fünf und eine halbe Stunde durch wellenförmiges Land, theils hochbestandene parkähnliche Savanne, theils niedriger Busch, früheres Culturland, welches weniger grün ist, als was wir letzthin gesehen; Regen waren hier nur noch wenige; einige Tropfen fielen zwar auf dem Marsche, doch Regen folgte nicht.

Wir passirten um neun Uhr Kisemo, wo eine neue deutsche Flagge auf einem Baume aufgesteckt war. Das Land ist gut bevölkert, doch Dörfer sind kaum zu sehen. Nur die zahlreichen Fußsteige, die in's Dickicht auf den Anhöhen führen, verrathen das Vorhandensein der Dörfer; diese sind überall auf leichten Anhöhen im Busche versteckt, durch welchen ein noch verpallisadirter Pfad führt.

Wir erreichen Msua gegen $11^{1}/_{2}$ Uhr und lagern in der Nähe eines nun ausgetrockneten Teiches. Das Dorf ist ebenfalls im Busche versteckt, die Bewohner haben eine deutsche Flagge zum Zeichen ihrer guten Gesinnung aufgesteckt. Als Wißmann hier durchkam, hatten sie sich auf Kriegsfuß gesetzt, jedoch sich sofort in freundschaftliches Benehmen eingelassen. Eine hier erwartete Karawane blieb aus zum Aerger Stanley's, wie dies ja die Regel ist, wenn man einen Indier einfach damit beauftragt; besser wäre es, eine Strafe in Geld für jeden verspäteten Tag und jede Last zu vereinbaren, dann würden diese Leute ihre Karawanenführer besser antreiben.

Das Klima ist fühlbar verändert; es ist entnervend warm. Bei der Bevölkerung bemerkt man den Einfluß der Küstennähe. Viele Leute sind in Kanzu gekleidet und Wangwanawesen ist im Auftreten. Vom Islam ist wenig zu bemerken, wie das ja auch bei den Wangwana der Fall ist. Sie beten nie, trinken Pombe rc., sind aber noch schlechter und grausamer, als die eigentlichen Araber. Den englischen Missionar

Brooks haben sie unter Bwana Heri's Führung lebendig in Stücke geschnitten [1]).

29. u. 30. November bleiben wir in Msua. Am Morgen kommen Boten, welche die bevorstehende Ankunft des Herrn v. Gravenreuth, des Siegers über die Mafiti, melden. Der Baron begleitet die Karawane von Mterekesa, einem Msukuma, bis Mrogoro, und soll dann die Ueberbleibsel der Aufständischen verfolgen und gegebenenfalls ihre Dörfer zerstören. Mit Mterekesa's Karawane marschirt auch die so sehr ersehnte Provisionskarawane, welche Herrn Stanley entgegengesandt wurde.

Dem Boten folgt auf dem Fuße Herr Gravenreuth, und am Nachmittag hören wir plötzlich deutsche Commando's und Waffengeklirr. Eine Compagnie Sudanesen rückt ein unter Führung von Lieutenant Langheld, und mit ihm kommen mehrere Weiße, Unteroffiziere, Lazarethgehülfen, Zeitungscorrespondenten, Schlachtenmaler, ein ganzer Generalstab. Zwei americanische Correspondenten, von denen einer schon monatelang an der Küste herumreist, um Herrn Stanley aufzufangen, concurriren um einen Preis für die erste Nachricht, 2000 L. Sterling. Die Herren besuchen uns, und so haben wir authentische Nachrichten über die Vorgänge an der Küste und namentlich über die Mafitischlacht, welche Herrn v. Gravenreuth den Namen Simba ya Mrima (Löwe der Küste) eintrug. Er umging mit 110 Soldaten (Schwarzen) [2]) von Dar es Salam aus in zwei starken Tagemärschen die von Buschiri geführten Mafiti, von deren ungeheuerer Zahl er keine Ahnung hatte, und überfiel unerwartet eines ihrer Lager, das vielleicht von 300 Mann vertheidigt wurde. Nach den getroffenen Dispositionen sollte die Garnison von Bagamoyo und Tanga ebenfalls zu gleicher Zeit angreifen [3]). Jedoch die Boten hatten bei den Vorposten nicht geantwortet und liefen davon, als sie beschossen wurden; so blieben diese Truppen unthätig an ihrer Stelle, und als v. Gravenreuth in kurzer Zeit das erste überrumpelte Mafitilager vernichtet hatte, sah er sich zwei geschlossenen Mafitihaufen von zusammen vielleicht 6000 Mann, die etwas entfernt gelagert hatten, gegenüber. Er theilte seine Truppe in zwei Abtheilungen, von denen eine den Feind in der linken Flanke umging und den kleinen Mafitihaufen auf den

---

[1]) Brooks wurde mit fünfzehn Leuten seines Gefolges am 21. Januar 1889 bei Saadani ermordet.

[2]) Die Truppe bestand aus 75 Sudanesen, 20 Sulus und 15 Suaheli-Askaris, welche in Tanga, Pangani und Dar es Salam stationirt waren.

[3]) Die in Bagamoyo stationirten Truppen besetzten die Kingani-Uebergänge bei Mtony und Dunda; eine zweite Abtheilung von 40 Mann ging von Mbueni aus vor, während von Gravenreuth selbst mit dem Hauptcorps von 110 Mann das Lager der Mafiti von Madimola aus erreichte. Die Zahl der Mafiti ist jedenfalls übertrieben.

größern trieb, so daß die drohende Umschließung abgewehrt war. Seine Leute dann in zwei Reihen ordnend, gab er fortgesetzt Salvenfeuer auf die in geschlossener Reihe anstürmenden Masiti, welche die kleine Abtheilung erdrücken wollten, und warf sie stets zurück. Erst als Hunderte der Angreifer im Kugelregen wie niedergemäht gefallen waren und die furchtbaren Gewehrsalven nicht aufhörten, hielten sich die Masiti, welche vereinzelt bis an die Colonne herangesprungen waren, für geschlagen und suchten ihr Heil in der Flucht, wobei viele von ihnen den beiden andern deutschen Abtheilungen, welche durch das weithin hörbare Salvenfeuer aufmerksam geworden waren, in die Hände fielen, andere wurden nach dem Kingani versprengt, in der Furt überrascht und erschossen, oder sie ertranken; viele wurden von den durch Raub und Mord aufgereizten Wasaramo niedergemacht. So endete dieser Tag, welcher leicht eine Katastrophe hätte herbeiführen können, Dank der umsichtigen Entschlossenheit des Führers und der Festigkeit der schwarzen Truppen, mit einem glänzenden Siege der deutschen Waffen, wovon die Nachricht in kurzer Zeit ganz Ostafrica durchdringen und sehr das Ansehen Deutschlands stärken wird.

Für die Colonne v. Gravenreuth's war es aber auch die höchste Zeit, daß der Feind floh. Bei Beginn des Kampfes hatte jeder Soldat 180 Patronen, am Abend blieben davon nur mehr 20, so daß ein neuer Angriff der kleinen Truppe verderblich geworden wäre. Darum durfte Herr v. Gravenreuth auch nicht an sofortige Verfolgung denken. Er verschanzte sich in einem der Masitilager und wachte die Nacht hindurch, bis am folgenden Tage die Munitions-Abtheilung eintraf. Die Masiti hatten sich inzwischen aus dem Staube gemacht. Buschiri, der sich weislich im Hintertreffen gehalten, war entkommen. Er hatte den Masiti vorgespiegelt, keine Kugel könne ihre Schilde durchbohren, welches Vertrauen die Masiti in ihren verzweifelten Angriffen stärkte.

Die Masiti bilden einen Zweig der Kaffern (Sulu's). Anfangs der sechsziger Jahre wanderten sie nach Livingstone nördlich bis zwischen Nyassa und Tanganyika, alles auf ihrem Wege verheerend. Südlich von Unyanyembe trennten sie sich in zwei Theile; einer, die Wangoni oder Watuta, zog nach Unyamuezi, dessen Reichthum an Heerden sie anlockte; der andere Masiti-Zweig setzte sich südlich von Usagara fest. Ihr Schicksal ist dasselbe. Stets in Krieg verwickelt, ist eines Jeden Hand gegen sie. Mirambo rottete die Wangoni fast aus, dieser Zweig erhält sich nur durch geraubte Kinder, die sie in Mangoni-Gefechtsweise unterrichten, und er wird bald ganz verschwunden sein. Die Masiti ihrerseits sind die Zufluchtsstätte aller Verbrecher an der Küste. Die ursprüngliche Race ist beinahe verschwunden, da sie stets auf Raub- und Kriegszügen sind. Ihre Sulu-

Brooks haben sie unter Bwana Heri's Führung lebendig in Stücke geschnitten [1]).

29. u. 30. November bleiben wir in Msua. Am Morgen kommen Boten, welche die bevorstehende Ankunft des Herrn v. Gravenreuth, des Siegers über die Mafiti, melden. Der Baron begleitet die Karawane von Mterekesa, einem Msukuma, bis Mrogoro, und soll dann die Ueberbleibsel der Aufständischen verfolgen und gegebenenfalls ihre Dörfer zerstören. Mit Mterekesa's Karawane marschirt auch die so sehr ersehnte Provisionskarawane, welche Herrn Stanley entgegengesandt wurde.

Dem Boten folgt auf dem Fuße Herr Gravenreuth, und am Nachmittag hören wir plötzlich deutsche Commando's und Waffengeklirr. Eine Compagnie Sudanesen rückt ein unter Führung von Lieutenant Langheld, und mit ihm kommen mehrere Weiße, Unteroffiziere, Lazarethgehülfen, Zeitungscorrespondenten, Schlachtenmaler, ein ganzer Generalstab. Zwei americanische Correspondenten, von denen einer schon monatelang an der Küste herumreist, um Herrn Stanley aufzufangen, concurriren um einen Preis für die erste Nachricht, 2000 L. Sterling. Die Herren besuchen uns, und so haben wir authentische Nachrichten über die Vorgänge an der Küste und namentlich über die Mafitischlacht, welche Herrn v. Gravenreuth den Namen Simba ya Mrima (Löwe der Küste) eintrug. Er umging mit 110 Soldaten (Schwarzen) [2]) von Dar es Salam aus in zwei starken Tagemärschen die von Buschiri geführten Mafiti, von deren ungeheuerer Zahl er keine Ahnung hatte, und überfiel unerwartet eines ihrer Lager, das vielleicht von 300 Mann vertheidigt wurde. Nach den getroffenen Dispositionen sollte die Garnison von Bagamoyo und Tanga ebenfalls zu gleicher Zeit angreifen [3]). Jedoch die Boten hatten bei den Vorposten nicht geantwortet und liefen davon, als sie beschossen wurden; so blieben diese Truppen unthätig an ihrer Stelle, und als v. Gravenreuth in kurzer Zeit das erste überrumpelte Mafitilager vernichtet hatte, sah er sich zwei geschlossenen Mafitihaufen von zusammen vielleicht 6000 Mann, die etwas entfernt gelagert hatten, gegenüber. Er theilte seine Truppe in zwei Abtheilungen, von denen eine den Feind in der linken Flanke umging und den kleinen Mafitihaufen auf den

---

[1]) Brooks wurde mit fünfzehn Leuten seines Gefolges am 21. Januar 1889 bei Saadani ermordet.

[2]) Die Truppe bestand aus 75 Sudanesen, 20 Sulus und 15 Suaheli-Askaris, welche in Tanga, Pangani und Dar es Salam stationirt waren.

[3]) Die in Bagamoyo stationirten Truppen besetzten die Kingani-Uebergänge bei Mtony und Dunda; eine zweite Abtheilung von 40 Mann ging von Mbueni aus vor, während von Gravenreuth selbst mit dem Hauptcorps von 110 Mann das Lager der Mafiti von Madimola aus erreichte. Die Zahl der Mafiti ist jedenfalls übertrieben.

größern trieb, so daß die [illegible]
Leute dann in zwei Reihen [illegible] ne Beauftragte
die in geschlossener Reihe anstürmen [illegible] Festigkeit ver-
theilung erdrücken wollten, und war [illegible] een, erreicht
der Angreifer im Kugelregen wie nieder[illegible] ch Strenge
furchtbaren Gewehrsalven nicht aufhörten, [illegible] seltensten
vereinzelt bis an die Colonne herangesprungen [illegible] en braven
suchten ihr Heil in der Flucht, wobei viele [illegible] dadurch
deutschen Abtheilungen, welche durch das [illegible] bleiben,
aufmerksam geworden waren, in die Hände fielen, [illegible] eise um
dem Kingani versprengt, in der Furt überrascht [illegible] Theil
ertranken; viele wurden von den durch Raub und M[illegible] näher
saramo niedergemacht. So endete dieser Tag, welcher [illegible] nicht,
strophe hätte herbeiführen können, Dank der umsichtigen [illegible] nes
des Führers und der Festigkeit der schwarzen Truppen, [illegible] in
zenden Siege der deutschen Waffen, wovon die Nachricht in [illegible] en
ganz Ostafrica durchdringen und sehr das Ansehen Deutschlands [illegible]
wird.

Für die Colonne v. Gravenreuth's war es aber auch die höchste Z[illegible]
daß der Feind floh. Bei Beginn des Kampfes hatte jeder Sold[illegible]
Patronen, am Abend blieben davon nur mehr 20, [illegible]
Angriff der kleinen Truppe verderblich geworden [illegible]
Herr v. Gravenreuth auch nicht an sofortige Verfolgung [illegible]
verschanzte sich in einem der Mafitilager und [illegible]
bis am folgenden Tage die Munitions-Abtheilung [illegible]
hatten sich inzwischen aus dem Staube gemacht [illegible]
lich im Hintertreffen gehalten, war entkommen [illegible]
vorgespiegelt, keine Kugel könne ihre Schilde [illegible]
trauen die Mafiti in ihren verzweifelten [illegible]

Die Mafiti bilden einen Zweig der [illegible]
sechsziger Jahre wanderten sie nach [illegible]
Nyassa und Tanganyika, alles auf ihrem [illegible]
Unyanyembe trennten sie sich in [illegible]
Watuta, zog nach Unyamuezi, [illegible]
der andere Mafiti-Zweig setzte [illegible]
ist dasselbe. Stets in Krieg [illegible] zi
Mirambo rottete die Wangoni [illegible] der
geraubte Kinder, die sie in [illegible] das
bald ganz verschwunden [illegible] auch
stätte aller Verbrecher [illegible] idan-
verschwunden, da sie [illegible] hlecht
[illegible] naben,

Kampfweise dagegen haben beide Stämme, Wangoni und Masiti, beibehalten. Ueberfälle vereinzelter Reisender oder kleiner Abtheilungen im Busch, Massen-Angriff in acht bis zehn Mann tiefer Reihe in freiem Felde, wobei sie den schwächern Gegner umzingeln und erdrücken, wie dies ihnen im Sulufeldzug gegen englische Colonnen gelang und wie sie es gegen Gravenreuth versuchten. Zu solchen Angriffen sind heute die Wangoni zu schwach, sie treiben Straßenraub oder dienen als Söldlinge den kriegführenden Wanyamuezi. Die Bewaffnung beider ist dieselbe: ein großer ovaler Schild aus Ochsenhaut, eine Keule, ihre beliebteste Waffe im Handgemenge, und einige kleine Wurfspeere, die sie bis auf 50—60 Meter sehr geschickt schleudern, und welchen die übrigens geringen Verluste Gravenreuth's zuzuschreiben sind.

Das Leben der deutschen Offiziere an der Küste ist ein sehr anstrengendes, sie müssen durch vermehrte Thätigkeit ihre geringe Zahl ausgleichen. Am Abend lud Herr v. Gravenreuth sämmtliche Weiße zu sich ein, ein für uns lucullisches Festmahl mit „Kartoffeln". Herr Stanley bleibt auch noch den 30. und gibt uns so Gelegenheit, die angenehme Gesellschaft der Europäer zu genießen.

In Msua sah ich eine eigenthümliche Art von Termitenbau, zwei bis drei Meter hohe, schornsteinähnliche Kegel, nicht über ein Meter an der Basis im Durchmesser, von denen ich einige umwarf und voll von weißen Ameisen (Termiten) fand. Im Allgemeinen sind ihre Baue mehr breit als hoch und mit einer ganzen Anzahl kleiner Schornsteine versehen. Ich nehme an, daß hier beim Anbau des Landes ihre Schlösser zerstört wurden und sie noch nicht Zeit gefunden, dieselben wieder aufzubauen. Wäre dies richtig, so müßte man sich ihre Bauweise in der Art erklären, daß sie zunächst einen dieser schornsteinähnlichen Thürme aufführen, dann einen Kranz ähnlicher, etwas kleinerer, und so fort, bis das ganze Lehmgebäude fertig steht. Der Tag vergeht uns sehr schnell; wenn man lange von Europa abgeschnitten war, gibt es so viel zu fragen, daß man dazu kaum Zeit genug hat.

1. December. Von Msua nach Mbiki, 5¾ Std.

Herr von Gravenreuth setzt seine Träger schon früh in Marsch; er selbst mit seinen Soldaten wartet, bis wir aufgebrochen sind. Wir verabschieden uns von ihm, ihm glückliche Erfolge wünschend. Was die militärische Leitung seiner Expedition anbelangt, so hätte sie nicht in bessere Hände gelegt werden können. Stets an der Spitze, theilt er mit seinen Leuten Arbeit und Entbehrungen und macht so Jeden bereit, alles zu unternehmen. Die Leitung der Trägerkarawane läßt zu wünschen übrig. Die Träger sind Wanyamuezi und vertragen anfänglich nicht militärische Behandlung. In Folge dessen rissen ihm eine Anzahl aus

und viele Lasten blieben zurück. Der mit der Gepäckcolonne Beauftragte sollte der Sprache völlig mächtig sein und Nachsicht mit Festigkeit verbinden. Da die Wanyamuezi einen heitern Charakter haben, erreicht man durch einen faulen Witz oft das, was man vergebens durch Strenge durchzusetzen versucht. Körperliche Züchtigung darf nur in den seltensten Fällen angewendet werden, und Wuthausbrüche rufen bei den braven Wanyamuezi nur ein mitleidiges Lächeln hervor. Man erreicht dadurch nur, daß die Karawane schlecht marschirt, Jeder sucht zurückzubleiben, theilweise aus bösem Willen, um den Europäer zu ärgern, theilweise um zu verschwinden, und das Ende ist, daß eines Morgens der größte Theil der Träger verschwunden ist. Diese Gefahr ist um so größer, je näher man der Küste oder dem Heimathsdorfe ist. Der Mnyamuezi rechnet nicht, fühlt er sich schlecht behandelt, so reißt er aus, oft mit Hinterlassung seines Traglohnes von Monaten. Erfahrene Karawanenführer lassen darum in den ersten zwei Wochen ihren Trägern ziemlichen Spielraum, und holen nachher durch stärkere Märsche die verlorene Zeit wieder ein.

Ich glaube, es wäre vortheilhaft für die deutsche Expedition, wenn neben den Soldaten ein Trägercorps organisirt würde, welches in der Zwischenzeit in den Stationen mit Arbeiten beschäftigt würde. In Unyamuezi könnte man die nöthige Zahl leicht anwerben. Bei etwas militärischer Schulung ließen sie sich auch in anderer Richtung verwerthen. Dies wird, wenn im Innern mehrere Posten gegründet sind, die verproviantirt werden müssen, eine Nothwendigkeit werden, denn bis jetzt hängt ja jede Unternehmung vom guten Willen des Hindi (Indiers) ab, der die Träger stellen soll, und sich dafür sehr theuer bezahlen läßt.

Ein verfehltes System wäre es, wenigstens in den ersten Jahren, und immer von zweifelhafter Moralität, Träger pressen zu wollen; dadurch würden die nun deutschfreundlichen Dörfer verstimmt, die Bewohner würden abseits der Karawanenstraße sich ansiedeln und diese dadurch unpracticabel werden. Es ist sehr leicht hier im Lande, die Karawanen von ihrer Straße abzudrängen, wie ja z. B. arabische Karawanen heute Mpwapwa vermeiden und lieber zwei Tage weit durch wasserloses Gebirgsland ziehen, statt den kürzern und bequemern Weg zu wählen. Bei der guten Stimmung gegen die Deutschen, welche wir bei den Warambo und Wanyuyi wahrnahmen, wird es keine Schwierigkeiten bieten, Wanyamuezi für ein oder zwei Jahre anzuwerben, welche dann die Proviantcolonne der Expedition bilden und, wenn leidlich bewaffnet, gestatten würden, das Soldaten-Contingent solcher Expeditionen zu vermindern. Sind sie auch nicht gerade tapfer, so würden sie doch, durch einen Stamm guter Sudan- oder Sulu-Soldaten gestützt und von Weißen geführt, sich nicht schlecht benehmen, besonders wenn sie einmal ihre Ueberlegenheit erkannt haben,

und diese ist ihnen durch ihre Bewaffnung der Mehrzahl der africanischen Stämme gegenüber gesichert.

Ueber unsern Marsch ist wenig zu sagen. Wir marschirten 5 Stunden 50 Minuten ostnordöstlich bis nach Mbiki, einem kleinen, im Busche vergrabenen Dorfe, durch eine parkähnliche Gegend, grüne fast offene Savanne mit eingesprengten kleinen Bauminseln; hier und da führt der Pfad durch einen Dickichtwall, rechts und links Mutamafelder. Die Eingeborenen ließen das Buschwerk zu beiden Seiten des Pfades stehen, um so eine natürliche Schutzhecke für ihre Mutamafelder zu haben, denn die Wanyamuezi nehmen es hier an der Küste mit mein und dein nicht sehr genau. Für die Karawanen ist dieses System freilich unangenehm, der Marsch ist stets durch das niedrige Buschwerk behindert und man glaubt mitten im Busch zu stecken, während bei genauerm Zusehen man einige Schritte seitwärts das offene Feld entdeckt.

Wir lagern am Rande einer Waldinsel auf einer hübschen Wiese, unsere dicht am Gehölzrande aufgeschlagenen Zelte haben von 2 Uhr an Schatten, unsere Leute verkriechen sich in den Busch, um der brennenden Sonnenhitze zu entgehen. Im Lager weht nur noch einzig die deutsche Flagge vor dem Zelte des Herrn Chef Schmidt, die ägyptischen Fahnen sind alle verschwunden, nach einem Befehle des Herrn Wißmann, was Herrn Stanley unangenehm zu sein scheint. Da das Land indessen deutsch ist und die ägyptische Flagge nur schwer durch die Eingeborenen von der Zansibar-Sultanflagge unterschieden wird, so ist dieses Verfahren an der Stelle, um zu zeigen, wem die Leute nun zu gehorchen haben. Uebrigens schien es uns von Anfang an sonderbar, daß Europäer unter dem Halbmond marschirten.

Am Nachmittag bringt ein Bote uns einen arabischen Brief vom Führer der Stanley'schen Proviantkarawane. Wir senden ihn zum Adressaten. Diese lang ersehnte Karawane marschirte auf einem andern Pfade, traf in Msua kurz nach unserm Abzug ein und muß nun nachkommen. Am Morgen waren wir halbwegs einer für die deutsche Station von Mpwapwa bestimmten Karawane mit einem Deutschen begegnet. Die Leute marschirten schlecht. Etwas später sahen wir eine Soutane durch das Blätterwerk und fanden den Obern von Mrogoro, welcher gesundheitshalber an der Küste war und nun mit einer Reihe von jungen Ehepaaren nach Mrogoro zurückkehrte. Die Patres vom hl. Geiste haben den großen Vorzug, nahe an der Küste zu sein. Dort können sie die Kinder der Mission in allen Handwerken unterrichten und dieselben dann im fruchtbaren, wasserreichen Usagara etabliren. Diese Handwerker sind ihnen von größtem Nutzen, ihre Häuser zeigen dieses deutlich; auf der andern Seite muß man aber auch bedenken, daß der Verkehr mit den Wangwana

von sehr üblem Einflusse bei Einzelnen ist, da ein völliges Abschneiden des Verkehrs geradezu unmöglich ist, wie wir dies selbst in Kipalapala erfuhren. Dann gestattet die Küstennähe auch, Dinge einzuführen, die, wenngleich recht nützlich, für uns doch zu theuer würden.

Da eine Anzahl Nubier das wenige zuerst klare Wasser durch Baden beschmutzen, muß ein Posten dort aufgestellt werden; wir erhalten leidlich klares, aber unangenehm schmeckendes Wasser von einer entfernten Quelle. Die Wanyamuezi scheuen einen einstündigen Weg nicht, um besseres Wasser zu bekommen.

2. December. Von Mbiki nach Buyuni, 2 Std.

Bereits am frühen Morgen aufgebrochen, erreichen wir nach zwei Stunden Buyuni, ein kleines Wadoe-Dorf, in den Busch gebaut. Wir sind auf einer kleinen Terrainwelle, die runden Hütten sind auf den durch die Regenwasser steil abgeschnittenen Vorsprüngen gebaut. In Buyuni findet sich ebenfalls nur sehr wenig Wasser, Regen waren nur noch wenige gefallen, und diese von dem trockenen Erdreich aufgesogen worden, ohne Quellen speisen zu können. Wir lagern und erwarten Stanley, der nicht kommt. Zwischenzeitlich zieht eine kleine Karawane ein von der Küste, die etwas Proviant für Emin Pascha bringt. Das Gros der Karawane unter Mterekesa zieht etwas nördlich auf einem andern Pfade vorüber. Mterekesa ist der Spitzname eines Msukuma, welcher die Karawanen der Unyamuezi-Häuptlinge nach der Küste und von dort zurückführt, unter andern auch von Urima, Saraui und Nindo, die uns auszuplündern gewohnt sind. Diesmal ziehen sie in Frieden, doch hat Herr v. Gravenreuth versprochen, den Leuten den Standpunkt klar zu machen. Da diese Wanyamuezi an der Seite der Deutschen gegen die Araber fochten, ist eine einfache Verwarnung für diesmal hinreichend.

Mterekesa hat seinen Beinamen von seiner Marschart. Kutereka heißt „sein Essen fertig machen", Kuterekeza „fertig machen lassen" und Mterekesa „Einer der es thun läßt". Dies hauptsächlich nur in Karawanen gebrauchte Wort bedeutet „abkochen lassen und am Nachmittage marschiren", was die Träger lieber haben, als die ganze Etappe in einem Zuge zurückzulegen. Man wendet dieses Verfahren gewöhnlich an, wenn man wasserlose Gegenden zu passiren hat. Die Träger machen ihr Essen fertig, führen Wasser mit und gehen bis zum Abend. Im „Pori" wird geschlafen, um dann bei guter Zeit aufzubrechen und am Vormittage das Wasser zu erreichen. Dies ist für die Träger weniger beschwerlich, als wenn sie 8—12 Stunden ohne Wasser marschiren müssen. Mterekesa wendet dies Verfahren selbst für kleinere Strecken an, ebenso viele Araber. Herr Stanley will davon nichts wissen, er bricht Morgens auf und marschirt bis zum Nachmittage, was für uns Europäer bequemer

ist, um dann sehr früh Wasser zu finden, wenn dies nicht schon am Abend geschah. Beim großen Troß von Weibern und Kindern würden bei einer Terekesa viele erst in der Nacht oder gar nicht ankommen.

Die Leute von Buyuni kommen Herrn Schmidt begrüßen, es sind Kannibalen, ebenso wie die von Mbiki, dem Wadoestamme angehörig. Beim Ausbruch der Feindseligkeiten wurden drei deutsche Matrosen, die sich unvorsichtig in's Innere gewagt, getödtet und in den Kingani geworfen, aus dem einige Wadoe einen Leichnam hervorzogen und aufaßen. Kannibalismus kommt also noch dicht an der Küste vor.

Wir erfahren, Herr Stanley habe einen andern Pfad eingeschlagen, und wir wollen ihm nachfolgen. Eben sind die Zelte abgebrochen, als er um 10 Uhr eintrifft. Die Karawane von Mterekesa hatte das den falschen Weg verschließende Reis auf die Seite gestoßen, darum folgte Herr Stanley ahnungslos dem betretenen Pfade, bis er, durch die Dauer des Marsches aufmerksam gemacht, nachfrug und umkehrte. Kurz nach ihm traf auch die beinahe fabelhaft gewordene Proviantkarawane ein, und nun herrscht Ueberfluß. Gebe Gott, daß dieser plötzliche Reichthum keine gesundheitsschädlichen Folgen hat, wie ich sie am Congo oft genug wahrnehmen konnte. Herr Stanley bedachte auch uns; was wir aber mit all' dem anfangen sollen, ist uns unklar.

Wir hören, eine Karawane für unsere Mission am Nyanza sei auf dem Wege, so richten wir zwei Kisten her, um sie unsern Mitbrüdern zu übersenden. Wohl so lange katholische Missionare in Africa reisten, schwelgte noch keiner in solchem Ueberflusse, wie wir seit der Mkata. Zuerst bedachte uns Herr Schmidt recht reichlich, dann mußten wir an Emin Pascha's Schätzen theilnehmen, und zum Schluß überschwemmt uns Herr Stanley. Unsere, unter ziemlich schwierigen Verhältnissen begonnene Reise war bis hierher ohne jeden unangenehmen Zwischenfall verlaufen und soll in Festtagen enden. Gott denkt an seine Missionare. Auch unsere Träger erhalten mehr Reis, als sie essen können, und werden wohl noch lange von dieser Reise erzählen können.

3. December. Von Buyuni nach Bikiro, 4½ Std.

Nach einem kurzen Marsche an der Spitze der Karawane, sehen wir unter einem Tuche im Schatten eines Baumes eine menschliche Gestalt liegen. P. Girault geht zu ihm und findet ein noch lebendes menschliches Skelett, durch Dysenterie vollständig abgemagert, dem Tode nahe. Der wahrscheinlich schon an der Küste erkrankte alte Träger hatte sich bis hierher geschleppt mit Mterekesa's Karawane, um seine Heimath zu erreichen, doch die Kräfte verließen ihn, er blieb hülflos am Wege liegen. Seine Landsleute ließen ihn dort zurück, unbekümmert um sein Schicksal. Der alte Mann war noch bei völliger Be-

sinnung, er sagte, er habe schon 3 Tage nichts mehr gegessen, und trank gierig das gereichte Wasser. P. Girault, wohl der einzige Kisukuma sprechende Europäer, redete ihm von Gott und dem andern Leben, was den Aermsten zu trösten schien, dann taufte er ihn, um ihm den Weg in ein besseres Jenseits zu öffnen. Inzwischen waren unsere Leute herangekommen, doch war es uns unmöglich, Träger für ihn zu finden, und sein Zustand war derart, daß er sich auch nicht auf einem Esel halten konnte. So versprachen wir ihm, ihn sofort nach unserer Ankunft im Lager dorthin holen zu lassen und gingen weiter.

Abseits standen einige Wangwana, die uns Briefe zeigten. Es waren Geleitbriefe für die nach dem Nyanza bestimmte Karawane, und sie sagten uns, wir würden derselben bald begegnen, was auch geschah. Da aber keine überflüssigen Träger in der Karawane waren, konnten wir unsere zwei Kisten nicht mitgeben.

Wir gehen durch die Ebene, in der wir zum ersten Male zahlreichere zweigespaltene Palmen sehen, und stoßen dann plötzlich auf einen quer über den Weg liegenden Leichnam; es ist ebenfalls ein zurückgelassener Träger, der erst in der Morgenfrühe gestorben sein konnte, da sonst die Hyänen ihn weggeschleppt hätten. Mitleid, Sorge für Kranke kennt man hier nicht, der Erschöpfte bleibt liegen, wo er fällt. Welch' reiches Feld für christliche Nächstenliebe! Der Todte schien in einem angenehmen Traume hingeschieden zu sein; möge Gott ihm in der Sterbestunde einen Gnadenstrahl in's Herz gesandt haben! Vereinzelt am Wege liegende Schädel zeigen, daß diese Fälle nicht selten sind, und wenn eine Eingeborenen-Karawane schon solche Verluste leidet, wie muß es bei den Sklaven-Transporten aussehen!

Wir verfolgen schweigend unsern Weg, bis wir nach 4½ Stunden Bikiro erreichen, wo eben die Karawane eines Arabers aus Tabora lagert. Herr Stanley kommt kurze Zeit nach uns an, als wir eben Leute aussenden wollen, um den Kranken zu holen. Herr Stanley meldet uns er sei, als er ihn sah, schon eine Leiche gewesen, — er habe übrigens drei Leichen gesehen, nicht bloß zwei, wie wir — sonst hätte er selbst ihn mitgebracht, wie er es schon früher that. Im Lager erhielt Dr. Emin Pascha zwei Kisten, Geschenk eines reichen Indiers aus Bagamoyo, der wohl auf Elfenbein speculirt, aber sich verrechnet hat. Sonderbar, überall findet man das Gerücht, Emin Pascha komme mit massenhaftem Elfenbein, doch das liegt in Wadelai und theilweise im Nil, ein moderner Nibelungenhort.

4. December. Von Bikiro zum Kingani, 2½ Std.; vom Kingani nach Bagamoyo, 2½ Std.

Wir stehen endlich vor dem letzten Marsche, unsere Leute sind darum auch bedeutend früher munter und reisefertig als gewöhnlich, heute werden sie ja die lang ersehnte Küste sehen. Wir gehen durch die Ebene, welche deutliche Spuren von Ueberschwemmung zeigt, bis zum Kingani, zwei Wegestunden. An dessen jenseitigem Ufer weht die deutsche Fahne bei einem befestigten Hause, welches noch etwas primitiver Natur ist: Zwischen zwei Wellblechwänden eingestampfte Erde, Sandsäcke, vor dem Hause Glasscherben, darum ein Stacheldrahtzaun. Auf dem Flusse wird die Ueberfahrt jetzt durch ein Stahlboot anstatt der frühern Einbäume vermittelt. Das Boot wird an einem Kabel hinüber und herüber gezogen. Wir passiren den etwa 25 Meter breiten Fluß sofort und werden auf dessen rechtem Ufer von dem deutschen Befehlshaber der Station empfangen.

Kurze Zeit nachher kommt Herr Wißmann von Bagamoyo und wir erfahren von ihm selbst sein Avancement zum Major. Er bringt eine Anzahl Esel und Pferde für die Europäer mit und erinnert sich noch meiner vom Congo her, wo ich ihn kennen lernte [1]). Er ist derselbe offene, anspruchslose Charakter geblieben.

Nachdem wir einige Erfrischungen genommen, setzt sich die Cavalcade in Bewegung. Herr Wißmann, Emin Pascha und Stanley zu Pferde, dann einige Esel; ich ziehe vor, zu Fuße zu gehen. Wir passiren die Landgüter einiger Araber, Cocos- und Mango-Pflanzungen; das Land ist dieses Jahr unbebaut geblieben. Stellenweise haben wir schlechte, sumpfige Stellen zu passiren, wie wir sie bis hierher noch nicht gefunden.

Um ½12 Uhr erreichen wir nach 2½ stündigem Marsche Bagamoyo. Es ist theilweise wieder aufgebaut, viele Indier zurückgekehrt, und der Handel nimmt neuen Aufschwung. Die Straßen sind festlich mit Palmen geziert. Als wir dem Fort nahen, donnern Kanonenschüsse ihren Gruß, und in den geschmückten Räumen des Offizier-Casino's erwartet ein lucullisches Frühstück die Expedition. Wir begrüßen die Herren Offiziere und gehen nach der Mission, wo wir P. Achte und Luillermain treffen, die so eben von Zansibar kommen, um uns zu empfangen.

Unsere Reise ist zu Ende. Gott hat uns behütet und gesegnet. Nicht das geringste Unwohlsein, nicht der geringste Unfall hat uns betroffen, gesunder kommen wir an der Küste an, als wir den Nyanza verlassen. Gott allein die Ehre, Dank auch den Herren, die uns so liebenswürdig in ihre Gesellschaft aufnahmen!

---

[1]) Schynse, Zwei Jahre am Congo, S. 11.



Die deutschen Sterbebüchlein

von der

ältesten Zeit des Buchdruckes bis zum Jahre 1520.

Von

Dr. Franz Falk.

Mit 9 Facsimiles.



Köln, 1890.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

Dem Andenken

meines großen Landsmannes

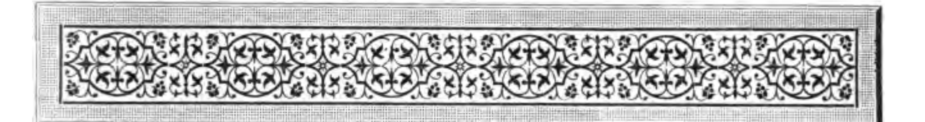
Johann Gutenberg

von Mainz

bei der 450jährigen Gedenkfeier

der

Erfindung der Buchdruckerkunst.



Vorwort.

Schon in den einleitenden Worten zu den 1889 erschienenen „Meß-auslegungen“ konnte ich mit einiger Bestimmtheit zusagen, daß die deutschen „Sterbebüchlein“ in gleicher Bearbeitung folgen würden. Dieselben, frühzeitig und in ansehnlicher Zahl gedruckt, liegen nunmehr hier bearbeitet vor. Weil dabei die engsten Grenzen zu ziehen waren, indem nur die unmittelbar auf ein gottseliges Sterben vorbereitenden deutschen Schriften zur Aufnahme gelangen sollten, mußte eine Reihe eben so interessanter Stücke ausgeschlossen bleiben, obgleich sie in sehr naher Beziehung zu unserm Gegenstande stehen, wie die Mementomori-Bilder, die Todtentänze, die Todtenlieder, die Klagen gegen den Tod und dessen Klagen gegen die Menschen. Ausnahmsweise berührte ich hier und da dergleichen, um dem Leser Andeutung zu geben, welcher interessante Stoff in dieser Hinsicht, leider seither nur bibliographisch aufgezählt, vorliegt.

In keiner Schrift aus der Zeit der Wiegendrucke leuchtet, neben dem leichten Sinne, wie er zu allen Zeiten, so auch damals herrschte, so sehr religiöse Tiefe und frommer Ernst hervor, keine Schrift zeugt so sehr vom Seeleneifer des guten Theiles der Priesterschaft jener Tage, als das Sterbebüchlein in seiner manchfachen Gestaltung und in seiner häufigen Auflage. Es fällt nicht leicht für den der Allwissenheit und Allgerechtigkeit entbehrenden Menschengeist, über den sittlichen Gehalt eines bestimmten Zeitabschnittes ein Urtheil zu fällen; zugegeben, daß der hier in's Auge gefaßte Zeitraum hinter andern zurücksteht, dann

dürfen wir auf Grund der hier behandelten Sterbebüchlein uns sagen, daß zwar die Sünde geherrscht, aber nicht ohne Glaube, Hoffnung und Buße, während Sünde und kein Bußgeist die betrübende Signatur anderer Zeitabschnitte bleibt.

Die von mir wiederholt sehr in Anspruch genommenen großen Büchereien Deutschland's haben mir wieder ihr früheres Entgegenkommen bewiesen, wofür hier mein Dank, so vor allem Berlin, Dresden, St. Gallen, Göttingen, Heidelberg, Mainz, Maihingen und München.

Klein-Winternheim bei Mainz.

Falk.

*

Die vollständigen Titel der am häufigsten und nur nach Verfasser und Schlagworten angezogenen Hülfsmittel lauten:

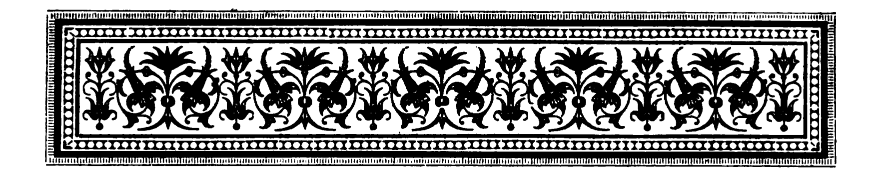
Bruns, P. J., Beiträge zur kritischen Bearbeitung alter Handschriften, Drucke und Urkunden. Braunschw. 1802.
Dutuit, E., Manuel de l'amateur d'estampes. Paris 1884.
Ebert, F. A., Allgemeines Bibliographisches Lexicon. Leipzig 1821.
Geffcken, J., Der Bilderkatechismus des fünfzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1855.
Götze, L., Aeltere Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg. Das. 1872.
Hain. L., Repertorium bibliographicum. Stuttg. 1826—38.
Hasak, V., Der christliche Glaube des deutschen Volkes beim Schlusse des Mittelalters. Regensburg 1868.
Huttler, M., Ars moriendi das ist Die Kunst zu sterben. Nach Handschriften und Drucken des 15. Jahrhunderts bearbeitet. Augsb. 1878.
Klemm, Beschreibender Katalog des Bibliograph. Museums von H. Klemm. Dresden 1884.
Panzer, G. W., Annalen der ältern deutschen Litteratur. Nürnb. 1788, Leipzig 1802.
— Aelteste Buchdruckergeschichte Nürnbergs (bis 1500). Das. 1789.
Weigel und **Zestermann, Ad.**, Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift. Leipzig 1866. 2. Bd.
Weller, E., Repertorium. Nördling 1864; Suppl. 1: 1874; Suppl. 2: 1888.
Zapf, G. W., Augsburgs Buchdruckergeschichte (1468—1500). Augsburg 1786. 1791.
— Aelteste Buchdruckergeschichte Schwabens. Ulm 1791.

Inhalts-Uebersicht.

Seite

Beilagen.





A. Die Kunst, zu sterben, Ars moriendi, in der ursprünglichen Gestalt.

Der Kunst, mit beweglichen Lettern (Typen) Bücher zu drucken (Typographie), wie sie Johann Gutenberg von Mainz erfunden, ging die Zeit des Tafel-, Holztafeldruckes vorher (Xylographie).

Die längst vorhandene, aller Wahrscheinlichkeit nach in süddeutschen Klöstern aufgekommene Fertigkeit [1]), irgend ein Bild, besonders das eines Heiligen, zum Zwecke des Abdruckes und der Vervielfältigung für das Bedürfniß des gläubigen Volkes in Holz oder Metall zu schneiden, ging bald dazu über, dem Bilde die eine oder die andere Zeile Text beizufügen, und schließlich wußte man ganze Seiten Text auf Tafeln zu schneiden. Es gab ganze Bücher, welche durch Holztafeldruck hergestellt wurden (Holztafelbücher, xylographische Drucke, Blockbücher).

Keiner religiösen Idee kam die xylographische, wie später die typographische Kunst von Anfang an und im Laufe ihres Fortschreitens mehr zu statten, als der Ars moriendi, der Kunst, zu sterben, d. i. dem Buche, welches den Gläubigen zu einer glückseligen Sterbestunde in christlichem Sinne verhelfen will, sei es durch Bild oder Wort, sei es durch beides zugleich. Doch kamen die erwähnten Künste neben dem Sterbebüchlein andern Büchern der Andacht zu gute, dem Beichtspiegel, dem Heilsspiegel, der Armenbibel [2]) u. s. w. In dieser Hinsicht verdienen die Worte des angesehenen Kunstschriftstellers Prof. Dr. Karl von Lützow aus seiner eben erscheinenden Geschichte des deutschen Kupferstiches und Holzschnittes (1889), Seite 8, hier eine Wiederholung:

---

[1]) Vgl. Falk, Der älteste Formschnitt in seiner Beziehung zur Kirche, in „Zeitschr. für christl. Kunst". 1889. S. 229.

[2]) Vgl. Streber, Biblia pauperum im Kirchenlexicon, 2. Aufl. II, 776; Bulletino di archeologia cristiana, 5. Jahrg. der 4. Serie (1889) kommt auf das hohe Alter der biblia pauperum zu sprechen.

„Was von dem einzelnen Bilde gesagt ist, das gilt dann in gleichem Umfange von der Buch-Illustration. Auch sie dient zunächst fast ausschließlich religiösen Zwecken. Die Andachtsbücher, die „Armenbibel", der „Heilsspiegel", der „Beichtspiegel", „der Seele Trost", das „Evangelienbuch", die „Apokalypse" u. a., sind aneinander geheftete Reihen von Holztafeldrucken, sog. Blockbücher, deren Bildern zum bessern Verständniß einige Zeilen Text in Prosa oder Versen unten angefügt zu sein pflegen. Nicht zur Augenweide, sondern zur Belehrung und zur Kräftigung des Glaubens an die Wahrheiten des Christenthums wurden diese Bilderbücher hergestellt. Das Bild ist ein Werkzeug der religiösen Volkslitteratur."

Dieser Anschauung von dem Bilde als einem Mittel zur religiösen Belehrung, zunächst für die des Lesens der Bücher Unkundigen, begegnen wir das ganze Mittelalter hindurch. Es ist bewußter, formell ausgesprochener Grundsatz dieser Zeit, durch das Bild, durch die bildliche Darstellung, durch Zeichnung und Malerei dem Volke das Verständniß religiöser Wahrheiten zu vermitteln, damit auch zu lehren.

Im „Wälschen Gast" belehret der friaulische Edelmann Thomasin von Zirclaria um 1216 also:

Vers 1093 swer (wer) schrîben kan, der sol schrîben;
swer mâlen kan, der sol belîben
1095 ouch dâmit; ein ieglîcher sol
tuon, daz (was) er kan tuon wol.
Von dem gemalten bilde sint
der gebûre und daz kint
gevreuwet oft [1]); swer niht entkan
1100 verstên, swaz ein biderb man
an der schrift verstên sol,
dem sî mit den bilden wol.
Der pfaffe sehe die schrift an,
sô sol der ungelêrte man
1105 die bilde sehen, sît im nit (da ihm nicht)
die schrift zerkennen geschiht. [2])

Noch weiter zurück finden wir eine klassische Stelle in dem Briefe Gregor's des Großen (590—604) an Bischof Serenius von Marseille: „Deshalb wendet man in den Kirchen Malerei an, damit die, welche

---

[1]) sind Bauer und Kind erfreuet oft.

[2]) Biblioth. der Nationallitterat. Quedlinb. 1852. Bd. 30, S. 30.

die Buchstaben nicht verstehen, wenigstens auf den Wänden durch das Sehen lesen, was sie in Büchern zu lesen nicht vermögen" [1]).

„Malerei ist wie eine Art Belehrung für den Ungelehrten, pictura est quaedam literatura illiterato," sagt Walafried Strabo (gest. 849), ein Schüler des gelehrten Rabanus Maurus.

Doch kehren wir zur Ars moriendi zurück. Was ist sie, des Nähern betrachtet?

Die „Kunst, zu sterben" besteht anfänglich aus 24 Blättern, wovon elf auf die Bilder, elf auf den zu jedem Bilde gehörigen Text, zwei auf die Vorrede kommen. Auf diesen Bildern sehen wir den Sterbenden als Mittelpunkt der Darstellung; er liegt, wie immer auf Bildern jener Zeit, unbekleidet, jedoch genugsam bedeckt, auf seinem Schmerzenslager; es treten an ihn heran verschiedene Versuchungen, tentationes, vorgestellt durch Teufel (Hundsgestalten, Höllenhund, mit Vogelköpfen u. dgl.), die von ihnen ausgehenden Versuchungen sind durch kurze Sätze ausgedrückt, welche auf Spruchbändern stehen; eine Seite Text erläutert ausführlich die einzelne Versuchung. Es nahen aber auch die guten Geister, die Engel, welche den bösen Gedanken gute entgegensetzen; diese Einsprechungen, inspirationes, sind in gleicher Weise vorgestellt. Der Versuchungen gibt es fünf: Unglaube in Betreff der fides; Verzweiflung, desperatio; Ungeduld, impatientia; eitle Ehre, vana gloria; Geiz (thörichte Sorge für Irdisches), avaritia. Danach ordnet sich das Ganze in folgender Weise.

Blatt 1 und 2: Vorrede; die Sterbestunde ist wichtig, und ein großer Liebesdienst besteht darin, Sterbenden beizustehen, daß sie christlich sterben. Belege dafür geben die Bibel, die Schriften der hl. Väter, kirchlicher Schriftsteller, zumal Gerson's, auch der natürlichen Meister (d. i. heidnische Weltweise).

Bild 1. Die Teufel versuchen zum Unglauben: fac ut pagani, die Heiden glauben recht.

Bild 2. Die Engel bestärken im Glauben, sis firmus in fide, die Teufel entweichen.

Bild 3. Scene der Verzweiflung; welche Sünde hast du begangen: gemordet, falsch geschworen! du gehst verloren.

Bild 4. Verzweifle nicht, sagen die Engel, gerade für die Sünder ist Christus gekommen, denk' an den guten Schächer, an Pauli Bekehrung.

---

[1]) Idcirco enim pictura in ecclesiis adhibetur, ut hi qui litteras nesciunt, saltem in parietibus videndo legant, quae legere in codicibus non valent. — Guil. Durandus († 1296): Sic dictae picturae et imagines loco scripturae et testimonii habeantur, ut per eas ad devotionem et cognitionum rerum gestarum cernentes excitentur. De modo celebrandi concil. gener. p. 2, rubr. 51.

Bild 5. Bild der Ungeduld; der Kranke stößt mit dem Fuße nach dem Aufwärter, ein Tisch liegt um.

Bild 6. Die Geduld im Leiden reinigt wie ein Fegefeuer von Strafen, reden die Engel ein.

Bild 7. Die Teufel reichen Kronen dar, welche die Verdienste vorstellen, damit der Sieche an eitlem Ruhm zu Grunde gehe.

Bild 8. Sei demüthig und schreibe es Gott zu, wenn du in Tugenden dich bewähret hast.

Bild 9. Hab' Sorge um Freunde und Vermögen, intende amicis — thesauro; man sieht Keller, Stallung und Speicher gefüllt.

Bild 10. Kümmere dich nicht um Irdisches; selig die Armen im Geiste.

Bild 11. Sterbescene; der Kranke hält die Sterbekerze; Engel und Heilige nahen; Christus nimmt die Seele in Gestalt eines Kindchens entgegen [1]).

Gewiß konnte diese Bilderreihe nebst Erläuterung nicht ohne tiefen Eindruck auf das Gemüth des Beschauenden bleiben. Wie richtig der Ton getroffen war, ergibt sich aus der Thatsache, daß die Bilder und ihr Text in ihrer allerersten Form über ein Jahrhundert zur Grundlage für ähnliche Schriften dienten.

„Es kann nicht bezweifelt werden," sagt der Bibliograph Butsch, „daß das Schriftchen (es ist zunächst die später zur Sprache kommende Miniatur-Ausgabe gemeint) seiner Zeit von Epoche machender Wirkung gewesen ist; denn es gibt kein Werk, das mit Erfindung der Holzschneidekunst so oftmals und manchfach vervielfältigt worden ist, wie die Ars moriendi. Der Urtext war, wie bei den meisten Werken der mittelalterlichen Ascese, lateinisch, und wurde später in's Deutsche, Holländische, Englische, Französische und Italienische übersetzt" [2]).

In der Ars moriendi lassen sich einzelne Phasen der Ausbildung feststellen; man hatte Ausgaben der Bilder ohne Text [3]), dann kamen Bilder mit handschriftlichem Texte in lateinischer Sprache; darauf trat der xylographische Text hinzu. Als man daran dachte, weitern Kreisen das Bild noch mehr verständlich zu machen, füllte man die Zettel der Sprüche der bösen wie guten Engel mit deutschen Worten, während der Text noch lateinisch blieb, bis auch dieser in deutscher Uebertragung mitfolgte.

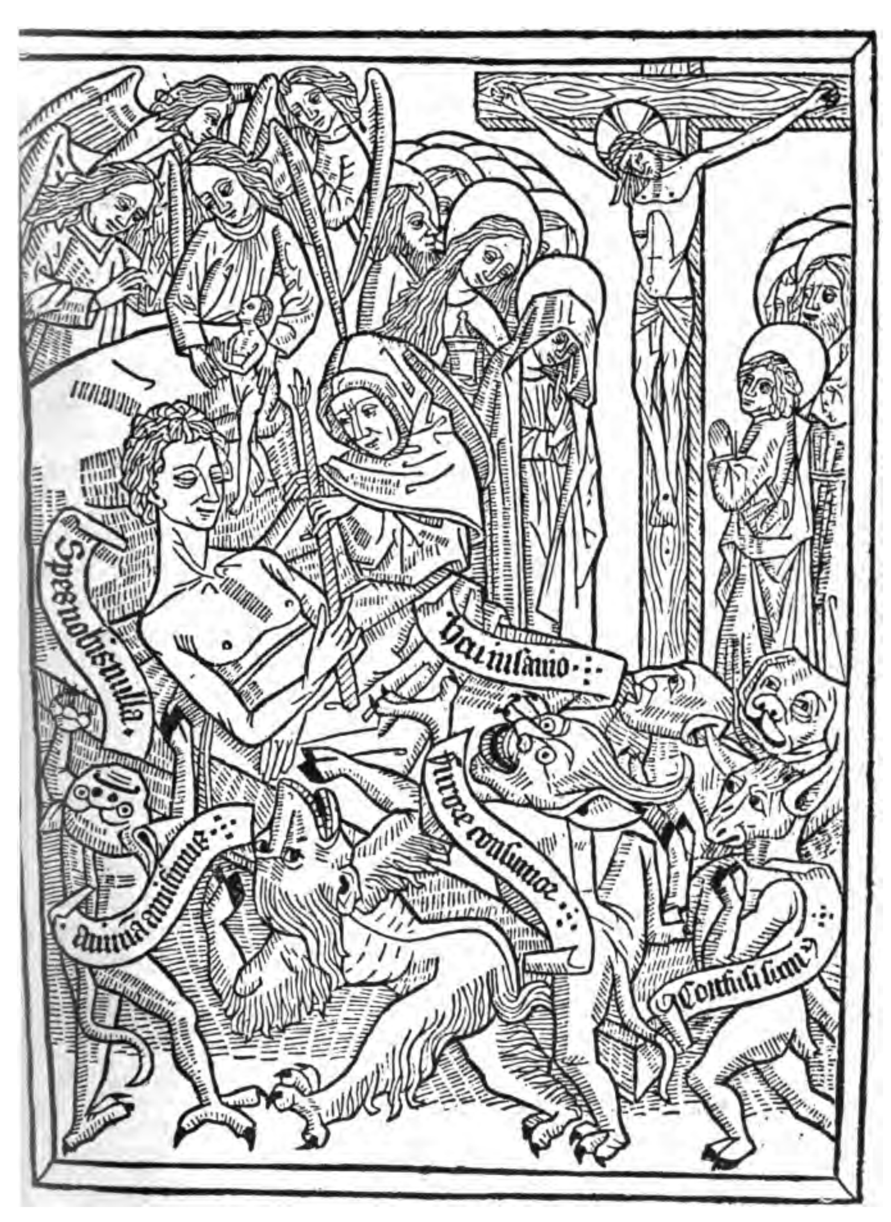
Noch in anderer Weise mußte die Ars ihre Wandlungen durchmachen. Zuerst wurden die Abdrucke der Bilder wie Texte so hergestellt,

---

[1]) Beschreibung der Ars in Bodemann, Incunabeln zu Hannover.

[2]) Vorrede zur Facsimile-Ausgabe der kleinen Ars zu Donaueschingen. Siehe unten.

[3]) Dutuit p. 65: Suites d'estampes sans texte.



Sterbescene nach dem Dresdener Exemplar der Ars moriendi.

daß auf je ein (einseitig bedrucktes) Bild eine (einseitig bedruckte) Textseite kam; später klebte man je zwei Blätter mit den leeren Seiten aufeinander und machte so ein einziges Blatt daraus. Noch geraume Zeit nach Erfindung der Typographie wurde die Ars xylographisch hergestellt.

Wir kommen zu den schwierigen Fragen: wem verdanken wir den Text? wer hat die Bilder componirt? in welchem Verhältnisse stehen Text und Bild, ging das Bild dem Texte vorher? Nur zum Theile lassen sich diese Fragen beantworten.

Was den Zeichner der Bilder betrifft, so kündigte 1888 der Assistent am Dresdener Kupferstichcabinet, Herr Dr. M. Lehrs an, er werde den Beweis erbringen, daß alle xylographischen Ausgaben vergrößerte und vergröberte Copien nach den Stichen des Meisters E S [1]) sind, daß er der Erfinder der Compositionen und seine Ausgabe somit die seit einem Jahrhundert vergeblich gesuchte erste und älteste Ars moriendi sei [2]).

„Der Erfinder der 11 Compositionen ist der Meister E S Seine Ars moriendi befindet sich complet in Oxford (ein Blatt in Berlin, eins in London, eins in Wolfegg); nach dem Meister E S copirte die Ars moriendi um 1450 der Meister des hl. Erasmus (complet in Wien Hofbibl. und in Köln, Stadtarchiv) und ebenso ist die Editio princeps der xylographischen Ausgabe, als welche die im britischen Museum aus der Sammlung Weigel zu gelten hat, nach ihm copirt. Letztere diente dann allen xylographischen und typographischen Ausgaben zum Vorbilde," schrieb mir Herr Dr. Lehrs weiter erläuternd [3]) und fügt bei, die Compositionen seien nicht kölnisch oder niederrheinisch, sondern oberrheinisch. Die gestochene Ausgabe des Kölner Stadtarchivs hat handschriftlichen Text u. s. w.

Außerdem sei hier erwähnt, daß A. v. Wurzbach nachzuweisen sucht, daß der unbekannte Meister E S vom Jahre 1466 (Engelweihebild von Einsiedeln) höchst wahrscheinlich Erwein vom Stege geheißen habe und vor 1460 Münzmeister des Kaisers Friedrich III. in Wiener-Neustadt gewesen sei [4]).

---

[1]) So, nach seinem Monogramm, bezeichnet man einen dem Namen nach nicht festgestellten bedeutenden Formschneider jener Zeit.

[2]) Repertorium für Kunstwissenschaft, red. v. Janitschek (1888), XI, 52.

[3]) Die versprochene Arbeit wird unter dem Titel: „Der Künstler der Ars moriendi und die wahre erste Ausgabe derselben" im Jahrbuch der Preuß. Kunstsammlungen erscheinen.

[4]) Lützow's Zeitschr. für bildende Kunst 1884, Heft 4, S. 124; vgl. dagegen Chytil in derselben Zeitschr., Heft 7, S. 238. Janssen, Gesch. des deutschen Volkes I, 209. Anm. der 15. Auflage.

Was die Entstehung im Allgemeinen betrifft, so äußert sich das große Werk von Weigel und Zestermann über die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift dahin (Seite 5), daß die Ars wohl zwischen 1400—1419 entstanden sei, weil die Vorrede des Kanzlers von Paris, des Johann Gerson, gedenke, welcher 1419 die Kanzlerwürde niedergelegt hatte [1]).

Der Bibliograph Butsch meint, die Ars moriendi verdanke zweifellos ihre Entstehung den zu dieser Zeit (15. Jahrhundert) häufig herrschenden Epidemien und den in deren Folge stets gewesenen großen Sterbensläuften. Furcht und Schrecken vor dem Tode dürfe also die Hauptanwartschaft auf die Entstehung eines Büchleins haben, dessen eigentlicher Autor niemals bekannt geworden ist. Was die nähere Zeit der Entstehung betrifft, so sei solche mit ziemlicher Sicherheit zwischen 1412 und 1420 zu setzen, wegen der Berufung auf den Cancellarium Parisiensem, womit Gerson gemeint ist. Die größern vielblätterigen Producte der Xylographie begännen erst um 1450 zu erscheinen; Costüme, technische Ausführung und Text lieferten fast immer unumstößliche Beweise hierfür.

Somit sehen sich die Nachforschungen nach der Urheberschaft und der Entstehungszeit dieses wichtigen Volksbuchs einigermaßen von Erfolg begleitet. Die Frage wird uns unten bei Gerson nochmals beschäftigen und weiter geklärt werden.

Obwohl den breiten Schichten des Volkes das Verständniß selbst der lateinischen Ars moriendi [2]) nicht abgehen konnte, weil ja das Jedem verständliche Bild deutlich genug zur Seele des Beschauers sprach, so sei doch hier von den ganz lateinischen Ausgaben [3]) abgesehen. Wir wenden uns der Aufzählung und Beschreibung jener Ausgaben zu, welche entweder auf den Spruchzetteln oder im Texte deutsch sind.

---

[1]) Ich möchte noch aufmerksam machen, daß auf Kirchen-, Kreuzgang- u. s. w. Wänden die Darstellungen der Ars nicht vorkommen; die Bilder kamen auf, als der Holzschnitt in vollem Gange war. Dutuit p. 29—69 dürfte die jüngste und beste Zusammenstellung der Xylographien, auch der Ars moriendi, bieten; die Münchener Exemplare der Ars behandelt Maßmann, Die Xylographa der Staats- u. Univ.-Bibl. Leipz. 1841.

[2]) Dutuit p. 44; Heinecken II, 212; Ebert 1251, Nr. VI.

[3]) Eben taucht wieder das Bruchstück (9 Blätter) einer sehr frühen weder von Weigel-Zestermann noch Heinecken beschriebenen Ausgabe auf, alle Blätter auf einer Seite mit dem Reiber in bräunlicher Farbe gedruckt, hochquart; 22,4 × 17,1 cm. Oswald Weigel, Antiquar. in Leipzig.

1. Die Kunst, zu sterben, mit deutschen Spruchzetteln.

Die Büchersammlung zu Wolfenbüttel bewahrt ein, und dazu einziges, Exemplar, in welchem Vorrede und Text noch in lateinischer, die Sprüche auf den Zetteln der Bilder bereits in deutscher Sprache gegeben sind. So lesen wir auf Bild 1:

O es ist kein höll.
Die Haiden glauben recht.
todte dich selber.

Von der ganzen Auflage, deren Größe wir allerdings nicht zu bestimmen vermögen, wußte sich also nur dieser einzige Zeuge zu retten, was auch von der folgenden Nummer gilt.

2. Die Kunst, zu sterben, von Hans Sporer. 1473.

Diese von Hans Sporer, Briefmaler (wie er sich nennt), gefertigte Ausgabe zählt 24 Blätter in Klein-Folio-Format; sie sind nur auf einer Seite des Papiers bedruckt [1]). Die Vorrede beginnt: Dieweil nach der lere des natürlichen meister u. s. w., nämlich des Aristoteles im dritten Buche der Ethik.

Auf dem letzten Blatte nennt sich der Xylograph:

Hans sporer hat disz puch (gemacht)
1473 prüff moler

Dieser Hans Sporer, von welchem man eine zweite Xylographie kennt, nämlich den Antichrist mit den fünfzehn Zeichen [2]), begegnet als Drucker in Bamberg 1487—1493, als „Hans Buchdrucker von Nürnberg" 1495, als „Meister Hans Sporer" zu Erfurt 1515—1522 [3]).

Von dieser Sporer'schen Ausgabe kennt man nur noch ein einziges Exemplar, nämlich in der Bibliothek zu Zwickau.

3. Die Kunst, zu sterben, von Ludwig zu Ulm.

Diese Ausgabe zählt 24 Blätter in Klein-Folio-Format, die auf einer Seite, jedoch nicht mit dem Reiber wie die vorige von Sporer,

---

[1]) Dutuit p. 48; Heinecken, Nachr. II, 215. — [2]) Hier lautet die Unterschrift: Der . . . hannsz prieff maler hat das puch 1472. — [3]) Weller S. 474 zu Sporer, Hans, in Erfurt.

sondern mit der Presse gedruckt sind[1]). Auf der Kehrseite des 23. Blattes nennt sich der Anfertiger:

ludwig ze vlm,

worunter die Bibliographen zum großen Theil den 1469—1501 zu Ulm thätig gewesenen Ludwig Hohenwang verstehen wollen[2]). In einer eigenen Schrift hat Butsch nachgewiesen, daß dies durchaus nicht feststehe, daß Hohenwang in Augsburg und nicht in Ulm druckte, woselbst damals ein halbes Dutzend Maler des Namens Ludwig wohnte[3]).

Ludwig's Ars kann, was Erhaltung betrifft, mehr von Glück reden als die andern Ausgaben; man zählt noch drei gerettete Exemplare, nämlich zu Paris auf der National-, zu München auf der Hof- und Staats-Bibliothek[4]), sowie zu Mailand auf der Brera, ehemals dem Grafen Pertusati gehörig.

4. Die Kunst, zu sterben, ohne Namen des Druckers.

Die an alten und seltenen Drucken so reiche Bibliothek zu München besitzt eine deutsche Ars von 13 einseitig gedruckten, aber aufgeklebten Blättern; das Exemplar ist verletzt, daher viele Seiten und Bilder nachgezeichnet und geschrieben[5]).

Auf Blatt 3 Holzschnitt lesen wir:

Versuchung des tufels in dem geloben
So ferr unser gelobe ain grundfesti des gantzen hailes ist,
on den gantz kainem menschen kain hail gewesen mag u. s. w.

5. Die Kunst, zu sterben, in Miniatur-Ausgabe.

Die seither besprochenen Ars-Ausgaben zeigen stattliches Format[6]), alle in Folio; es fehlte aber im fünfzehnten Jahrhundert nicht an „Handbüchelchen", deren Format erlaubte, sie stets bei Händen zu haben und selbst auf Reisen mit sich zu führen. Der Spiegel der Christenmenschen 1497 räth, daß der Christenmensch diesen Spiegel „gerne schal by

---

1) Die Vorrede beginnt: WJe wol nach der lere des natürlichen maister an dem driten buch der gutten sitten aller erschrockenlichen dinge der tod des libes ist daz erschrokenlichst.

2) Haßler S. 53.

3) Butsch, L. Hohenwang, kein Ulmer, sondern ein Augsburger Buchdrucker. München 1885; Panzer I, 4. 5.

4) Maßmann, Die Xylographa zu München S. 21; Dutuit p. 48.

5) Maßmann S. 20; Dutuit p. 48.

6) Die oben Seite 6 kurz erwähnte Editio princeps, ehemals bei Weigel, jetzt im britischen Museum, mißt 225 × 160 Millimeter, nach der photographischen Copie.

syk dregen vor eyn hantbokeken". Eine gleiche Handbüchlein-Ausgabe von möglichst kleinem Formate erlebte auch unsere Ars.

Ein besonders günstiges Geschick waltete über diesem durch sein Format so leicht dem Verluste ausgesetzten einzigen Büchlein. Der jetzige Straßburger Bibliothekar, Herr Dr. Barack, vorher Bibliothekar der Fürstenbergischen Büchersammlung zu Donaueschingen, fand in einem Codex das Original in losen Blättern, welche nach vorgenommener Zusammenfügung zu allem Glücke als Ganzes sich erwiesen. Das Büchlein besteht aus 13 Blättchen mit 11 Holzschnitten und 15 in Holz geschnittenen Seiten Text; die Bildchen wie das Schriftfeld (mit Linieneinfassung) messen nur 95 × 75 Millimeter. Wir geben anbei ein Facsimile des letzten Bildes (Ausscheiden der Seele des die Sterbekerze haltenden Siechen) mit gegenüberstehendem xylographischen Texte.

Der Bibliograph Butsch veranstaltete 1874 eine vollständige Facsimile-Ausgabe, die uns einen erwünschten Einblick in das Büchlein gestattet[1]). Der Herausgeber bemerkt, daß Bilder wie Text, letzterer mit etwas alemannischer Färbung, auf Süd-Schwaben, vielleicht Ulm, als Ort der Erzeugung hinweisen. Die technische Ausführung ist eine befriedigende und verräth jedenfalls einen guten schwäbischen Meister, der nach einem bessern Vorbilde gezeichnet und geschnitten hat. Die Zeit der Entstehung mag in die 70er Jahre des 15. Jahrhunderts fallen.

Ueber Inhalt und Bild können wir uns kurz fassen; wir haben ganz dieselben fünf Tentationen und fünf Inspirationen wie in der gewöhnlichen Ars moriendi; der Text lehnt sich jedoch an das Speculum artis bene moriendi des Cardinals Capranica[2]).

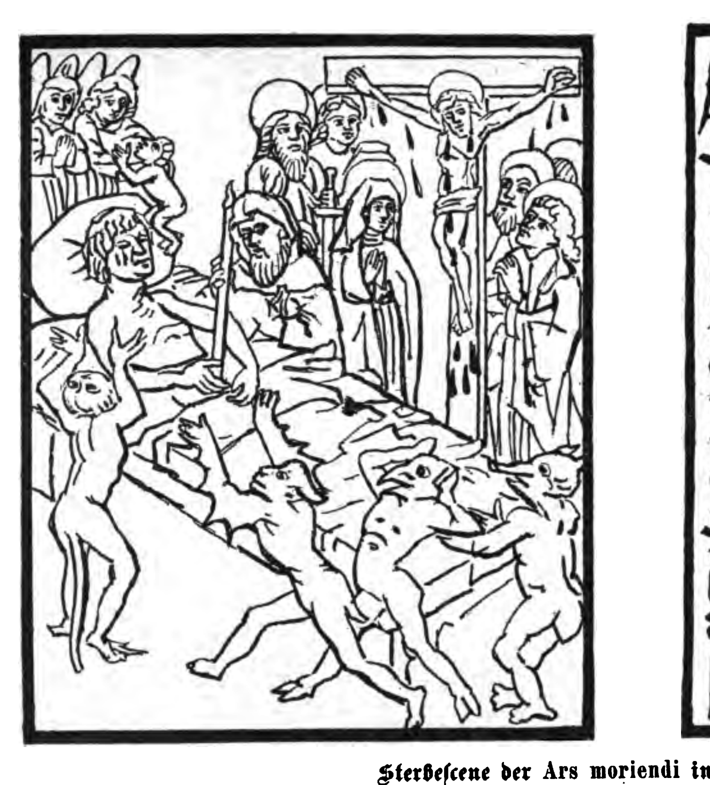
6. Die Kunst, zu sterben, erhalten in einem Fragmente.

Einen sichern Beweis von dem vielfachen Verluste, welcher die ersten und ältesten Druckerzeugnisse, zumal die Ars, getroffen, erhalten wir in dem Papierfetzen, welcher allein von einer gänzlich verlorenen Ausgabe und Auflage einer deutschen Ars übrig geblieben ist. In der berühmten Weigel'schen Sammlung zu Leipzig, jetzt in alle Welt zerstreut, befand sich dieses Fragment, etwa der dritte Theil eines Blattes. Der Dialect

---

[1]) Lithographisches Facsimile der in der Fürstenberg'schen Hofbibliothek zu Donaueschingen verwahrten, in einem einzigen Exemplar bekannten deutschen Ausgabe der Ars moriendi mit xylographischem Text, herausgeg. von A. F. Butsch, Augsb. 1874; nur in 100 Exemplaren gedruckt. Text in Huttler S. 72.

[2]) Das Exemplar der Ars des Prinzen Mich. Galitzin (Dutuit p. 50) wird mit diesem Fürstenberg'schen identisch sein, wonach der Titel bei Butsch (einziges Exemplar!) zu bessern wäre.



Do nun cristus an dē crütze siner
lieben mūter vnd allē heiligē vn̄ en-
geln vnd ouch die bösē geist einē yeg-
lichē mēschē an sinē hingang erschi-
net den gūtē zū einē trost vnd den bö-
sen zū merung jr pin so sprach O aller
hechste gothait vnmessiges gūt all'
miltest vnd gerechteste driualtikeit
oberste myn vn̄ liebe erbarme dich übe'
mich armē sünd' jnn ich beualhe dir
minē geist got aller miltestē vatter
vat' der barmhertzikeit chū diser diner
geschöpf sele barmhertzikeit hilff mir
in diser lestē not kom zū hilff nun
herre d' durftigē sele die en trestet ist
der sy nit von dē hellischē hundē ve'-
schlinden werde du aller wunnesamste
her' ihesu criste des lebendigē gottes

Sterbescene der Ars moriendi in Donaueschingen.

ist oberdeutsch, z. B. nit für nicht, trucken für drucken. Weigel gibt ein Facsimile davon (Nr. 234)[1]).

Demnach haben sich von den verschiedenen Ausgaben und Auflagen der Ars viele Exemplare nicht erhalten. Wie stark überhaupt eine Auflage gewesen sein mag, darüber besitzen wir kaum eine Andeutung.

„Wie viele Ausgaben aber verloren, vernichtet und sonst zu Grunde gegangen sind, ist natürlich nicht zu ermitteln. Die uns erhaltenen haben alle mehr oder weniger Anspruch auf künstlerische Ausführung," sagt mit Recht der mehrfach genannte Bibliograph Butsch in der schon citirten Vorrede. Er fährt fort: „Alle die vielen Ausgaben aber sind von großer Seltenheit, und sind im Besitze von Bibliotheken, Sammlern wie Händlern stets Juwelen."

Wie Adam Walasser die große Meßauslegung (von 1486) im Jahre 1575 auf's neue in guter Ausstattung herausgab[2]), so hatte er es schon vorher 1569 und 1572[3]) mit der alten „Kunst wol zu sterben" gemacht. In einem Klein-Octav-Band von 310 Blättern reihte er im zweiten Theile, welcher von den Versuchungen des Teufels handelt, die Versuchungen des Teufels ein mit den Hauptgedanken aus der Ars moriendi, ja, wir begegnen alten Bekannten, den Bildern von der Ungeduld, von dem Geize, der eiteln Ehre u. s. w. Doch kommt den Bildern nur geringer Werth zu.

Wiederholt wurde dieser Walasser gedruckt, nämlich 1579, 1585 und 1603 zu Dillingen, 1688 zu Sulzbach[4]).

Welches Interesse die Ars moriendi heute noch nach mehrfacher Richtung findet, ergibt sich aus folgenden Notizen.

Die erwähnte Editio princeps aus der T. O. Weigel'schen Sammlung wird in der Liste der am 27. Mai 1872 stattgefundenen Versteigerung eben dieser Sammlung S. 106 als Meisterwerk der Xylographie von wunderbarer Schönheit bezeichnet (um 1450). Leider blieb dieses Juwel dem deutschen Vaterlande nicht erhalten, es wanderte um 21450 Mark nach London in's britische Museum. Von dem Originale ließ schon 1869 Weigel eine photographische Copie herstellen, 24 Tafeln

---

[1]) Das Fragment läßt in seiner ursprünglichen Höhe (220 Millim.) sich noch erkennen; das Fragment ist oben 30, unten 110 Millim. breit; es kam um 30 Mark bei der Versteigerung der Sammlung weg.

[2]) Falk, Die deutschen Meßauslegungen S. 8; im J. 1589 gab Walasser diese Meßauslegung nochmals heraus; ein Exemplar davon besitzt die Stadtbibliothek zu Mainz.

[3]) Die Vorrede dieser Ausgabe trägt die Unterschrift: Datum Dilingen, am Sonntag Reminiscere 1569, wovon ein Exemplar auch in der vaticanischen Bibliothek. — [4]) Dutuit p. 58.

in Lichtdruck; Ladenpreis der nur in 100 Exemplaren erfolgten Ausgabe 60 Mark[1]).

Erwähnt sei, daß 1878 in Huttler's Verlag zu Augsburg erschien: **Ars moriendi**, d. i. die Kunst, zu sterben. Nach Handschriften und **Drucken** des 15. Jahrhunderts bearbeitet.

Der vorstehende Abschnitt beschäftigte sich mit der Ars moriendi **in ihrer** ersten, ursprünglichen Gestalt. Wir werden ihr in etwas veränderter Art wieder begegnen. Was den Text, zunächst den der Vorrede, betrifft, so beginnt er in der lateinischen Ausgabe: Quamvis secundum philosophum tercio Ethicorum, in der deutschen: Die weil nach der lere des natürlichen meister im 3. Buche u. s. w. Beginnt der Text jedoch: Cum de presentis exilii miseria mortis transitus, deutsch: Syt dermal der gang des tods uß disem gegenwertigen Elend, u. s. w., so haben wir eine spätere Zeit der Ars, welche mit dem unten zu behandelnden Capranica zusammenhängt.

Die Kunst, zu sterben, in compendiöser Form.

Ein geschickter Kopf und Zeichner kam auf den Gedanken und zur thatsächlichen Ausführung, den in fünf Doppelbildern der ursprünglichen Ars ausgesprochenen Gedanken in einem einzigen Bilde in folgender Weise zusammenzudrängen.

Im Mittelraume des Folioblattes liegt der Sterbende, zu Kopf und zu Füßen je eine geistliche Person; im Raume über dem Sterbebette schweben in einer Reihe fünf Engel hernieder, welche ihren Zuspruch, Inspiratio angeli, auf einem Blatte dem Sterbenden entgegenhalten, während in der untern Abtheilung des Blattes in gleicher Weise Teufel ihre Tentationen auf Blättern in die Höhe halten, alles in deutscher Sprache. Um richtige Ordnung zu wahren, dienen die Buchstaben des Alphabets, zwei aufeinander folgende Buchstaben weisen auf die jeweilige böse und gute Einsprechung. Diesem Blatte folgt ein zweites vom Tode, eine Art Todtentanz, darauf ein Blatt mit dem Gerichte, ein letztes mit dem Fegfeuer und der himmlischen Herrlichkeit. Da ein eigentlicher Text nicht vorhanden zu sein scheint, so können wir nicht gut von einem Buche reden, sondern eher von einem vielleicht zum Aufkleben auf Flächen bestimmten Memento mori-Bild, oder genauer von einer Darstellung der vier letzten Dinge. Insofern überschreite ich hier den Rahmen meiner von den letzten Dingen absehenden Darstellung, doch rechtfertigt diese ausnahmsweise Ueberschreitung sich dadurch, daß

[1]) Außerdem besorgten die Engländer eine Ausgabe, die ich nur dem Titel nach kenne: Ars mor.: editio princeps. Reproduction of the copy in the brit. mus.; ed. by Rylands, with an introduction by Bullen. London, Holbein Society 1881. 12 M.

das erste der vier Dinge, der Tod, in allzu enger Beziehung zu **der** ursprünglichen Ars steht.

Weiterer Beschreibung überhebt mich das wohlgelungene Facsimile, in Verkleinerung angefertigt nach Weigel S. 22[1]). In Weigel's Sammlung kamen nur zwei Blätter vor; in Paris (Nationalbibliothek) **finden** sich die vier Blätter; sonst kennt man kein Bild, kein Fragment dieses interessanten Stückes! Der sehr sauber und sehr sorgfältig ausgeführte Druck des Originals, dessen Sprache und Zeichnung nach Oberdeutschland weist, wird auf Grund der Haartracht und der langen, nachschleppenden Gewänder wie des in Lilien übergehenden Kreuznimbus in die Zeit zwischen 1470 und 1480 zu setzen sein.

Dem Leser, welcher nicht ohne Neugierde den Sprüchen der bösen und guten Geister folgen mag, sei die Mühe, alte Schrift zu lesen, hiermit erleichtert.

A piß (bis, sei) vest, seliger mensch, in not (in Sterbensnoth)
wie (? um) cristy leiden sein pittern dot.
B Sich das creutz an piß wol getröst
wann (denn) du dar durch pist erlöst.
C O süsser ihesus durch dein gnaden
laß mir dein leiden zu komen zu staden (zu Statten).
D (Ververlicheit); du magst wol vertzagen in dem dot
Dein pein die ist pitter und groß.
E (trostlichkeit); kurtz pein ist hie gut zu leyden.
Darnach volgt ewigs pleyben.
F (dorhaitt); das du must lassen ere und gut
Das mag wol beswern deinen mut.
G (weisheit); wiltu in kurtz gern verlysen (zurücklassen)
umb got ein ewigß zu erkysen.
H (onglauben); hoch ist das wol zu gelauben
Das verreget der naturen oben.
J (warheit); die almechtikait muß ymmer gan
ob allem das der mensch mag verstan.
K (Wanhoffen); Sich du hast so vil sünde getan
du pist nit wert genade zu empfahen.
L (parmherczikait); Gottes barmherzikait ist bereit
den (denen) den ir sund ist leit.
M (verwegenheit); hör münch du hast heut verdint
das nit unser herre muß sein freundt.
N (onmuttigkeit); wol was ich hab heut geton
das hab ich alz (alles) von got entpfangen schon.

[1]) Originalgröße 265 × 190 Millimeter; Dutuit p. 286.



Facsimile nach Weigel-Zestermann.

B. Die Sterbebüchlein von bekannten Verfassern.

1. Gerson, Dreigetheiltes Werk.

Johann Charlier, geboren 1363 zu Gerson, darnach gewöhnlich Joh. Gerson genannt, gestorben 1429 zu Lyon, Professor und Kanzler der Hochschule, daneben Pfarrer zu Paris, vergaß über seiner Stellung und neben seiner Thätigkeit zur Herstellung des Friedens in der Kirche die Bedürfnisse des christlichen Volkes keineswegs. Er schrieb um's Jahr 1408 [1]) zur Unterrichtung des Volkes unter Anderm das Opusculum tripartitum de praeceptis decalogi, de confessione et de arte moriendi, wovon uns hier nur der dritte Theil hauptsächlich interessirt. Die Gerson'sche Schrift fand solchen Beifall, daß der Episkopat Frankreichs sie auf den Synoden zum Unterrichtsbuch sowohl der Priester als der Gläubigen bestimmte [2]), daß er ferner den Seelsorgern das Vorlesen derselben vor dem Volke zur Pflicht machte und den Ritualien (Agenden) einreihte, wie der Herausgeber der Gesammtausgabe der Gerson'schen Werke, Dupin, bemerkt.

In dieser seiner Volksschrift, und zwar vorn in der Einleitung, dringt Gerson nachdrücklichst darauf, daß alle Vorgesetzten, welchen Unterweisung obliegt, „schaffen mögen, daß die Lehr dieses Büchleins geschrieben werd auf Tafeln und angeheftet ganz oder mit teilen (theilweise) an offenbarlichen stetten, als (nämlich) in pfarkirchen, in schulen, in spitale, in geistlichen stetten" [3]).

Es ist nicht zu bezweifeln, daß man diesem dringenden Wunsche des hochangesehenen Autors nachkam. Wie liegt nunmehr die Annahme nahe, daß gerade der letzte Theil der Schrift, die Kunst, zu sterben, mit dem oben behandelten Holztafeldruck der Ars moriendi in irgend einer Beziehung stehe, daß Gerson mindestens die Anregung gegeben [4]), und zwar dem Meister E S, die Bilder zu entwerfen, und einem uns immer noch nicht bekannten Autor (Theologen), den Text zu schreiben. Damit

---

[1]) Schwab, Joh. Gerson. 1858. S. 683 Note.

[2]) Aehnlich schrieben deutsche Provincialsynoden 1451 und 52 die Schrift des Aquinaten de articulis fidei vor, daher ihr häufiger Druck.

[3]) Agant igitur praenominati (superiores et praelati, parentes pro filiis apud scolarum rectores, domorum dei et hospitalium gubernatores et magistri etc.), quod doctrina haec libris inscribatur, tabellis affigatur, tota vel per partes, in locis communibus, utpote in parochialibus ecclesiis, in scolis, in hospitalibus, in locis religiosis.

[4]) In Gerson, Tract. de diversis diaboli temptationibus finden sich kaum Anklänge an die tentationes der Ars mor.

wäre auch endlich eine Zeitgrenze gewonnen, wie weit zurück die in der Geschichte der Druckkunst und in der Bibliographie so berühmt gewordene Ars moriendi zurückreicht: sie kann nicht über Gerson's Zeit zurück, genauer über 1408 hinauf geleitet werden.

Die Vorrede in der alten Ars moriendi beruft sich geradezu auf den Kanzler von Paris, der da rathe, den Kranken keine falsche Hoffnung auf Wiedergenesung zu machen, da solches nur zur Gefährdung des Seelenheiles beitrage [1].

Der dritte Theil des genannten Werkes handelt de scientia mortis und beginnt: Si veraces fidelesque amici cujuspiam egroti curam diligentius agant pro ipsius vita corporali fragili et defectibili conservanda, exigunt a nobis multo forcius deus et caritas pro salute sua spirituali sollicitudinem gerere specialem, d. i. wahre Freunde sollen sich bewähren, wenn ihr Freund darniederliegt. Quamobrem cura fuit presenti scripto componere brevem quendam exhortationis modum habendi circa eos qui sunt in mortis articulo constituti, daher diese kurze Anweisung, wie ein Freund dem andern in Todesnöthen beistehen soll.

Das Werkchen zerfällt in vier Theile: 1. exhortationes; 2. interrogationes; 3. orationes; 4. observationes.

1. Der erste Theil mit der Ermahnung besteht aus vier Ermahnungen. a. Lieber Freund (oder Freundin), denke daran, daß Alle ohne Unterschied Gottes Hand unterworfen sind; b. erkenne dankbar an, daß du viele Wohlthaten empfangen hast; c. vergiß nicht, daß du viel gefehlt, wofür du das gegenwärtige Leiden als Heimsuchung und Buße annehmen magst; wo nicht, so wirst du ewig zu leiden haben; d. trage jetzt Sorge für das Heil deiner Seele; voll Vertrauen übergib dich dem allmächtigen und allgütigen Gotte.

2. Der zweite Theil hat sechs Fragen. a. Lieber (oder Liebe), willst du sterben fest im christlichen Glauben und gehorsam als treuer Sohn der Kirche? Er antworte: ich will; b. begehrst du von Gott Verzeihung deiner Sünden? Er antworte: ich begehr's; c. willst du im Falle des Genesens besser leben als seither? d. bist du nicht einer Todsünde bewußt und willst du nicht beichten? e. willst du nicht, wenn nöthig und möglich, restituiren? f. Verzeihst du allen Beleidigern?

3. Theil, mit den Gebeten zu Gott, zu Maria, den Engeln, besonders Schutzengel, Patronen.

4. Theil, die Observationen, Bewahrungen. Man veranlasse den Siechen zum Sacramenten-Empfange — zur Lösung vom etwaigen

[1] Nam secundum cancellarium parisiensem sepe per talem falsam consolacionem et fictam sanitatis confidenciam certam incurrit homo dampnacionem.

Kirchenbanne; bleibt genügend Zeit, so lese man ihm aus der Legende oder dem Gebetbuche vor, legende forent coram eo ab **astantibus** historie et oraciones devote, in quibus sanus et vivens amplius delectabatur [1]).

Man halte außerdem dem Kranken das Bild des Gekreuzigten oder eines von demselben besonders verehrten Heiligen vor.

Mit nichten aber erinnere man den Sterbenden an die Hinterbliebenen: Frau, Kinder, Freunde, Reichthum; keineswegs erfülle man den Sterbenden mit falscher Hoffnung auf Wiedergenesung, denn gerade in Folge dessen verschiebt er die Buße und zieht sich die Verdammniß zu, vielmehr sorge man durch Reue und Beicht für sein Seelenheil; dadurch wird zugleich eher und besser für sein leibliches Wohl gesorgt [2]).

Von Gerson hat also ohne Zweifel der unbekannte Verfasser des alten Ars-Textes einen Theil der Gedanken geliehen.

Es konnte nicht fehlen, daß von Gerson's beliebter Schrift auch deutsche Uebertragungen erschienen; wir kennen folgende

Ausgaben von Gerson, Drigedeilt werck.

1. Ausgabe von 33 Blättern, zu Marienthal.

Zu Marienthal, wo 1468 bis 1484 eine Presse der Kogelherrn thätig war und das merkwürdige Beichtbüchlein des Frankfurter Kaplans Joh. Lupi lieferte, erschien außer zwei lateinischen Ausgaben [3]) auch eine deutsche. Von letzterer hat sich nur ein einziges Exemplar in der Büchersammlung des Priesterseminars zu Mainz erhalten; sie beginnt Blatt 1a:

Die vorrede in das buchelin von den gebodden. von bichten. und bekenntniß [4]) zu sterben.

2. Ausgabe von 40 Blättern, ohne Ort und Jahr.

Ehemals in Gießen, Universitätsbibliothek. Diese Ausgabe ist verschollen; sie beginnt Blatt 1a:

Die Vorredde in daz buchlin von den geboden u. s. w. [5])

3. Eine dritte Ausgabe gibt Hain 7655 an:

---

[1]) Die alte Ars sagt gegen Ende: si infirmus non sciat orationes dicere, dicat aliquis de astantibus . . . coram eo orationes vel historias devotas quibus pridem sane delectabatur.

[2]) Diese letzten Erwägungen finden sich gleichfalls in der alten Ars.

[3]) Falk, die Presse zu Marienthal 1882. S. 21 kannte ich nur eine lat. Ausgabe, durch Cohn Cat. CLXXVIII Nr. 151 zu 450 Mk. eine zweite lateinische.

[4]) So viel als Kenntniß, scientia, oder Kunst.

[5]) Journal v. und f. Dtschld. 1791, S. 956; Panzer III, 10; Falk, Verschollene Incunabeln in: Centralblatt f. Bibliothekwesen 1890, S. 245.

Die Vorredde in dz büchlin von den geboten. Von Bichten. und bekenntnis zu sterben. gedicht von dem hochgelerten meister Johann Gerson. kanzler zu Paris.

4. Eine niederdeutsche Ausgabe, Delft 1482:

Van den Gheboden Gods. van der biechte. ende van conste te sterven, ghemaect van den groten doctoer mester Jan Gertson ...., end dat is ghenaemt in de latyn opus tripartitum[1]).

Wie viele Ausgaben dieser Büchlein mögen zu Verluste gerathen sein?

2. Die Schriften Geiler's von Kaisersberg.

Unmittelbar an Gerson reihen wir Geiler, weil letzterer enge an jenen sich anschließt.

Johann Geiler von Kaisersberg, der berühmte Verkündiger des Wortes Gottes im Straßburger Münster, predigte auch über die Kunst, glückselig zu sterben. Doch genügte seinem Eifer nicht das gesprochene, vorübergehende, vergeßliche Wort, er ließ alsbald nach Antritt seiner Stelle 1482 eine kleine Schrift, die allererste seiner litterarischen Thätigkeit, ausgehen des Titels:

a. Wie man sich halten soll bei einem sterbenden Menschen.

Geiler selbst nennt sie „dotte biechlin — todtenbüchlein" [2]). Er will in ihr nicht eine selbständige Schrift geben, sondern eine solche, die da ist „gezogen auß den evangelischen (Evangelien) entschlossen (abgeschlossen, verfaßt) von dem hochberumpten unnd tröstlichen lerer Johanni gerson etwan cantzler zu pariß", welcher es für das gemein Volk „in frankrichsen welsch" machte, darnach zu latin brachte, nun habe ich das in tutsch gesetzt, und doch nit ganz die ordenung oder wort gehalten, sunder mich geflissen der einfalt in Worten und schlechter (schlichter) ordenung, die einem einfaltigen menschen allernützlichst sein mag, so er das bruchen sol als (wie) ichs gepredigt hab." Der Beginn der Schrift lautet: „Ein getruwer warer frund eyns sichen menschen pfligt grosen fliß anzukeren wie er u. s. w."

Die Disposition ist folgende:

Vier stücklin sol man haben by einem sterbenden menschen: Vermanen, fragen, beten, bewaren [3]).

---

[1]) Campbell, Annal. de la typogr. néerl. 802; Hain 7657.

[2]) Dacheux, Die ältesten Schriften Geiler's. 1882. Einl. S. VII.

[3]) Obsequium exhibeto morienti .... per exhortationes, interrogationes, orationes, observationes. De arbore humana f. 86.

1. Vermanen sol man in (ihn):
   a. gern zu sterben, b. zu Dankbarkeit, c. zu gedult, d. abzustellen sorg.
2. sechs stucklin sol man fragen den sterbenden menschen:
   a. vom glauben, b. vom reuwen, c. vom fursatz, d. von der bicht, e. von vergeben (verzeihen), f. von widerkeren (restituiren).
3. beten sol der siech:
   a. zu got dem vater, b. zu iesu unserm erlöser, c. zu maria, d. zu den heil. engeln, e. zu seinem eigen engel (Schutzengel).
4. bewaren sol man in mit sechsen:
   a. mit den sacramenten, b. vor dem bann, c. mit lesen von erbaulichen Beispielen, d. mit dem darreichen des crucifixes, e. vor frunden, f. vor (falschem) trost.

Dabei erinnert der Verfasser wie Gerson an die kirchliche Vorschrift, daß der Leibesarzt den Kranken an die Hilfe des Seelenarztes, des Beichtvaters, erinnern müsse, ehe er ihm leibliche Heilmittel reiche. Deshalb sei es nützlich, daß in allen Spitalen der Armen oder Elendherbergen das Statut aufgestellt würde, kein Kranker dürfe aufgenommen werden, wenn er nicht am ersten Tage seines Eintritts seine Beicht thäte, wie es im Gotteshaus (Hôtel Dieu) zu Paris gehalten wird.

Von dieser Gerson-Geiler'schen Schrift kennen wir drei Ausgaben:

A. 1482 ohne Angabe des Orts und Druckers, 5 Blätter Quart[1].

Wie man sich halten sol bei einem
sterbenden Menschen :•

B. ? ohne Angabe des Orts und Druckers, 6 Blätter Quart[2].

Wie man sich halten sol by
eym sterbenden Menschen.

C. 1497 ohne Angabe des Orts und Druckers, aber bei Mich. Furter in Basel, 9 Blätter Octav.

Wie man sich halten sol by
einem sterbenden mönschen[3].

---

[1]) Hain 15082. Von diesem Ex. der Münchener Hofbibliothek gab L. Dacheux ein Fac-Simile avec introduction. Paris — Frankf. 1878, und später in . Die ältesten Schriften Geiler's, Freib. 1882, einen Wiederabdruck des Textes (mit Varianten der Ausgabe B) nebst 4 Tafeln Facsimile, je 2 von A und B. Von B findet sich ein Ex. in Freiburg i. B.

[2]) Weller 127; Dacheux, älteste Schriften, S. 113. 317.

[3]) Ex. in St. Gallen. Nr. 846 in einem Sammelband, worin auch das A B C und Klage eines weltlich sterbenden Menschen; siehe S. 34. Herrn Dacheux blieb diese Baseler Ausgabe der Geiler'schen Schrift unbekannt.

Von diesen drei Ausgaben kennt man bis jetzt je nur ein einziges Exemplar!

b. Der dreyeckicht spiegel.

In dem vorausgehenden Büchlein ahmte Geiler den Kanzler frei nach; strenge an den Text des dreigetheilten Werkes Gerson's hielt sich aber Geiler in der Schrift, welcher er den anders lautenden Titel „Dreieckiger Spiegel" gab. In der Sammlung Geiler'scher Schriften, welche unter dem Titel „Das irrig Schaf" erschien, findet sich auch diese Schrift:

Der Dreieckicht Spiegel
Von den gebotten. Von der beicht
Und von der kunst des
wol sterbens.

Unter dem Titel ein Dreieck mit Spruchbändern (die Worte: von den Gebotten — von der bicht — von dem Tod) in den Ecken und einem Rundspiegel in der Mitte des Dreiecks, woher auch der Name des Büchleins rührt.

Der ganze Band, sieben Tractate Geiler's vereinigend, erschien bei Matthias Schürer, ohne Jahr, in Quart.

Nochmals, 1514, bei Johann Grieninger in Straßburg[1]).

c. Von den Früchten des Wolsterbens.

Geiler hatte zwischen Ostern und Pfingsten des Jahres 1495 gepredigt von den drei Marien, welche den Herrn salben wollten, von den Mucken, welche uns die Salben verderben, von dem Senfkörnlein und von den Früchten des wolsterbens. Eine ehrsame Jungfrau hatte sie nachgeschrieben und auf Bitten „in den Druck gelasen"; so erschienen sie in der kaiserlichen Stadt Straßburg auf Mittfasten 1520 bei Joh. Grieninger in Folio[2]), also zehn Jahre nach Geiler's Tod.

Blatt 31 bis 60 in gespaltenen Columnen mit dem Columnentitel:

Von fruchten der Penitens — Der sterbenden kunst

werden 25 Früchte der Buße nach den 25 Buchstaben des A B C behandelt; dem Abschnitt geht ein mit Sorgfalt gezeichneter Holzschnitt von 14 × 9 Cm. Größe voraus, welcher eine Beichtscene darstellt: demüthig und aufmerksam hört eine Frau, den Rosenkranz in Händen, den Zuspruch des Beichtvaters; hinter ihr wartet eine stehende Frau; links naht

[1]) Schmidt, Hist. litér. de l'Alsace II, 380. 381; Panzer I, 319. 320, wonach die Ausgabe im Jahre 1510 erschienen sein soll mit Berufung auf Riegger, Amoenitates I, 80.

[2]) Der Titel beginnt: An dem Ostertag hat der hochgelert Doctor kaisersperg gepredigt von den drey marien. Panzer III, 166.

ein Mann, dem der Teufel mit einer Binde den Mund verschlossen hält, damit er seine Sünden nicht bekenne. Blatt 42 ein etwa 11 × 10 Cm. großer Holzschnitt mit Sterbescene und der Ueberschrift: „Wie man dem sterbenden menschen an dem letzten end hefftiglich sol des glaubens ermanen und vorbeten." Der Sieche liegt da, von einem Baldachin überdacht (Himmelbett), kreuzweise die Hände über die Brust gelegt, während theilnahmsvoll zur Rechten ein Freund steht und ein anderer, zur Linken sitzend, Mahnungen ertheilt; am Fußende neigt sich ein Mütterlein mit Rosenkranz, von Beten und Trauern ermüdet, auf eine Bank. Im Hintergrund grinst der Tod (Schädel bekränzt) herein, die Rechte erhoben, den Spaten in der Linken. In den Predigten[1]) selbst kehren die Gedanken der Buße und die übrigen Tugendacte wieder, wie sie in andern Büchern für diesen Zweck ausgesprochen sich finden[2]).

3. Baptista Mantuanus, Wider die Anfechtung des Todes. 1517.

Johannes Baptista Spagnuoli, geboren 1448 zu Mantua, deshalb Baptista Mantuanus genannt, gehörte seit 1448 dem Carmeliterorden an, dessen General er 1513 wurde und bis zu seinem am 20. März 1516 erfolgten Tode blieb[3]). Er galt als berühmter Theologe, Philosoph, lateinischer Dichter und Sprachkenner, den seine Zeitgenossen Virgil an die Seite setzten. Er starb im Rufe der Heiligkeit, nachdem er das übernommene Ordensgeneralat kaum angetreten. Trithemius lobt diesen seinen Zeitgenossen als in göttlichen Schriften sehr unterrichtet und in weltlicher Wissenschaft wie kein Anderer erfahren, preist ihn als Redner und Dichter[4]). Unter seinen Schriften verzeichnet Trithemius eine Tröstung in Betreff des Sterbens und eine Schrift von der Verachtung des Todes:

Consolatio super morte, beginnend: Deliciae sacri fontis.

De contemptu mortis, beginnend: Quid meres fatumque times.

Letztere Schrift, in Verse gefaßt, erschien wiederholt, sowohl in der Gesammtausgabe seiner Schriften[5]) wie als Sonderdruck, so unter dem Titel De contemnenda morte carmen zu Leipzig, ohne Druckjahr, bei Jacob Thanner und nochmals bei demselben 1500[6]). Das Gedicht beginnt:

---

[1]) Sie erschienen lateinisch: Tractatus de dispositione ad felicem mortem XXVII sermonibus absolutus. Schmidt II, 385, n. 192.

[2]) Schmidt, Hist. litér. p. 389, n. 199.

[3]) Chevalier, Répertoire, p. 215. 2440; Hain 2358—2415 seine lateinischen Werke; Gräße IV, 369—371.

[4]) De scriptoribus ecclesiasticis: Baptista Mant. vivit in Italia celeberrima opinione ubique nominatus.

[5]) Opera vener. patris Bapt. Mant. Colon. apud praedic. 1500, also bei Cornel. v. Zürichsee. Ex. in München. Hain 2360. — [6]) Hain 2392. 2393.

Quid meres fatumque times tui mens
Stulta, quid hoc tantum debile corpus amas!
Dum trepidas, tuus iste dolor mea viscera torquet,
Efficiunt corpus vulnera mentis iners.

Von diesem Gedichte erschien eine deutsche Uebersetzung, welche — so weit bis jetzt bekannt — nur noch in einem einzigen Exemplar, nämlich auf der Stadtbibliothek zu Zwickau, erhalten ist. Der verdienstvolle Hymnologe Wackernagel fand es daselbst und gibt davon Nachricht in seinem Sammelwerke über das deutsche Kirchenlied I, 376 unter Mittheilung einzelner Theile.

Titel: Wider die anfechtung des todes
unnd das der nit tzuforchten sey
ein schon gedicht getzogen aus dem
Edeln Poeten Baptista Mantuano.

Emszer.

wer frey und sicher sterben well
Und sich bewaren vor der hell,
Der lesze dis gedicht mit vleysz
Sagt ym die rechten kunst und weyß.

Am Ende: hat gedruckt Melchior Lotther tzu Leiptzk Im tausent funffhunderten und sibentzehenden iare.

Das Schriftchen, fünf Blätter in Quart[1]), verdankt seine Herausgabe und Uebertragung dem Hieronymus Emser, welcher „dem Gestrengen und vhesten Gorigen von Widebach Landtrentmeister . . . sampt der Erbern . . . frawen Apollonien" u. s. w. die Schrift widmete; geben tzu Dreßen (Dresden) 1517.

Das Gedicht entwickelt die vom Christenthum gegebenen Gründe, warum man den Tod nicht zu fürchten brauche, und beginnt:

Meyn sehl, meyn geist, was trübst du dich?
Wye ser befrembt und wundert mich,
Das dich der tod macht so vortzagt,
Meyn schwacher leyb so wol behagt?
Deyn forcht mir auch ein kommer bringt
Und alle meyn gelid durchdringt,
Dan du mir also tzugesellt,
Das all deyn schmertz mich samptlich quelt.

---

[1]) Panzer I, 402, nach einem Ex. der Schwarzischen Sammlung.

Schluß. Dann do[1]) keyn neyd ist noch keyn haß;
Meyn geist nun mach dich auff die straß,
Fahr hin wol in dem namen gots
Und laß die unutz forcht des tods.

4. Cardinal Capranica, Speculum artis bene moriendi.

Der streng ascetische Dominicus Capranica, geb. 1400, Cardinaldiakon von St. Maria in Via lata 1423, Bischof von Fermo 1425, Cardinalpriester von S. Croce in Gerusalemme, Großpönitentiar, welcher einst dem Papst Calixt Vorhalt über seinen Nepotismus gemacht[2]) und an welchen heute noch in Rom das Collegium Capranicum erinnert, verfaßte sechs Jahre vor seinem 1458 erfolgten Tode, also 1452, wie die italienischen Ausgaben angeben, die Schrift, betitelt entweder

Ars bene moriendi.

oder: Speculum artis bene moriendi

de temptationibus, penis infernalibus, interrogationibus agonisantium et variis orationibus pro illorum salute faciendis,
oder auch: (Incipit) Tractatus bonus et vtilis de arte moriendi.

Ein Theil dieser Ausgaben zeigt ein Titelbild, nämlich eine Schule, in welcher der Lehrer in geistlicher Tracht, eine Taube auf der rechten Schulter, aus einem Buche docirt, während vor dem Pulte zwei Schüler auf den Vortragenden schauen; auf einem Spruchband lesen wir:

Accipies tanti
doctoris dogmata sancti.

Der Lehrer ist kein anderer als Gregor der Große, der Patron des Schulwesens; auf Gregoriustag, 12. März, begann unter Festlichkeiten das Schuljahr, daher das St. Gregoriusfest[3]).

Capranica beginnt seine Schrift: Cum de presentis exilii miseria mortis transitus propter moriendi imperitiam multis, non solum laicis verum etiam religiosis atque devotis, difficilis multumque periculosus . . ., idcirco in presenti materia (quae de arte moriendi est) sequens brevis exhortationis modus est etc. Da der Uebergang des Todes aus des gegenwärtigen Exiles Elend wegen mangelnder Erfahrung im Sterben Vielen . . . gefahrvoll ist u. s. w. Da sind also neue Ein-

[1]) d. i. im Himmel.

[2]) Pastor, Gesch. der Päpste I, 615 gibt außerdem an, daß ihm die Besteigung des päpstlichen Stuhles in Aussicht gestanden, wenn der Tod nicht dazwischen getreten wäre.

[3]) Falk, Die Schul- und Kinderfeste im Mittelalter. Frankf. 1880, S. 9. Gregoriusfest im Kirchenlexicon, 2. Aufl., IV, 1411.

leitungsgedanken, denen wir seither noch nicht begegnet[1]) sind! Finden wir sie in andern Sterbebüchlein, lateinischen wie deutschen, so wissen wir, auf welche Quelle dieselben zurückzuführen sind[2]). Doch wir müssen durch eine Analyse uns weitern Einblick verschaffen.

Den einleitenden Worten folgt eine Uebersicht, divisio libri; das Buch soll sechs Theile haben.

1. Erster Theil, vom Lob des Todes und Kenntniß guten Sterbens. Da von allen schrecklichen Dingen der Tod des Leibes das schrecklichste ist nach dem Philosophus im dritten Buche Ethicorum, so ist doch der Tod der Seele u. s. w. Hier greift also der Verfasser auf die erste Form der Ars moriendi zurück.

2. Zweiter Theil, von den letzten Anfechtungen, wovon die erste vom Glauben, die andere die Verzweiflung ist u. s. w; der Leser kann sich denken, daß die uns längst bekannten fünf Tentationen der ersten Ars wiederkehren. Doch fehlt hier die Gegenüberstellung der Engels-Inspirationen in ihrer dramatischen Behandlung der Ars.

3. Dritter Theil, von den Fragen, und zwar die unten zu behandelnden Anselm's und die des Kanzlers Gerson, letztere als Erweiterung der anselmischen.

4. Vierter Theil, von Unterweisungen für die Kranken nebst Gebeten. Hier begegnen wir dem, Gregor dem Großen entliehenen Gedanken: Jedwede Handlung Christi ist zugleich eine Lehre für uns; was demnach Christus am Kreuze gethan, das soll jeder Sterbende in seiner Weise thun, nämlich fünferlei: beten, rufen, weinen, empfehlen, willig sterben. Hat der agonisans noch usus rationis et loquelae (wie auf dem letzten Blatte der ursprünglichen Ars), so bete er wie folgt: zur Trinität, zu Christus, Maria, den Engeln.

5. Fünfter Theil: Mahnungen für die Zeit des Todeskampfes, exhortationes in agone mortis; sie sind nicht neu; man sorge, räth der Verfasser, für die Seele eher als für den Leib, wie jeder Arzt gemäß der päpstlichen Decretale thun muß; man sorge für rechtzeitigen Sacramenten-Empfang; man hüte sich, falsche Hoffnung der Wiedergenesung zu geben, sorge für Lösung von etwaigem Banne, lese vor aus Legenden und Gebetbüchern.

6. Sechster Theil, von den Sterbegebeten für die in den letzten Zügen Liegenden, je nachdem sie Kloster- oder Weltleute sind. Kommt

---

[1]) Ein Theil der Ausgaben erschien ohne Druckjahr; da die deutschen Ausgaben mit 1473 beginnen, so werden ihre lateinischen Vorlagen schon eher als 1473 erschienen sein.

[2]) Falk, Die älteste Ars mor. und ihr Verhältniß zur Ars mor. ex variis scripturarum sententiis, zu: Das löbl. u. nutzbarl. Büchlein von dem Sterben, und zum Speculum artis bene mor. in Centralbl. f. Bibliothekwesen 1890, S. 308.

Jemand im Kloster in die letzten Züge, so versammele sich der ganze Convent und Alle sollen die Commendatio animae beten, wie sie im Rituale steht; bei andern Gläubigen bete man die (folgends) verzeichneten Gebete. Wir finden auch das Proficiscere anima christiana in deutscher Sprache [1]).

Während nun alle alten Erbauungsbücher gern Exempel, zahlreich und manchfaltig, ihren Lehren beifügen, vermißt man sie in den Sterbebüchlein; nur mehr ein einziges, nämlich von einem Papste und seinem frommen Kaplan, kehrt immer wieder, auch bei Capranica; es lautet in Kürze wie folgt.

Exempel. Es ist gewesen ein Papst, der hat seinen Kaplan aus der Maßen lieb; nun fragt der Kaplan den Papst, womit er ihm möcht zu hilf kommen nach seinem Tod, denn sofern er könnt und möcht, so woll er ihm helfen um seiner Seelen Heil willen. Da sprach der Papst: ich fordere von dir nit anders, wenn du mich in den Hinzügen siehst, so sprich nachfolgende drei Gebet, und zu einem jeglichen Gebet ein Vater unser und ein Ave Maria. Der Kaplan gelobt ihm das. Da sprach der Papst, so sprich das erste Pater noster in der Ehr des blutigen Schweißes Christi, so er am Oelberg vergossen u. s. w. [2]) Die drei Gebete finden sich im römischen Rituale, nämlich Gebet zu Ehren des blutigen Schweißes des Herrn am Oelberge — zu Ehren der am Kreuze erduldeten Leiden — zu Ehren der in der Incarnation bewiesenen Liebe.

Capranica bedauert mit der alten Ars, daß so wenige sind, die da die Kunst verstehen, gut zu sterben, und Sterbenden gut beizustehen, und so kommt es, daß Vieler Seelenheil gefährdet erscheint, et ita animae morientium miserabiliter periclitantur.

Es folgen noch Gebete sowie kurze Betrachtungen über die vier letzten Dinge; zum Schlusse kommen sechs signa, an denen sich merken läßt, ob ein Mensch auf seine Rettung hoffen mag, welche Zeichen auf die anselmischen Fragen hinauslaufen [3]).

Capranica's Ars moriendi wird man nicht eine selbständige Schrift nennen können, sondern eher eine erweiterte Form der alten Ars. Sie gelangte zu ungewöhnlichem Ansehen, wie aus der zahlreichen Drucklegung und mehrfachen Uebersetzung erhellt, denn die Bibliographie kennt

---

[1]) Tractatus de arte mor. s. l. et a. in Helmschrott, Incunab. zu Füssen II, 65 mit demselben Inhalt.

[2]) Das Exempel findet sich schon in Meister Heinrich's von Hessen Commendatio animae, wohl auch schon früher. Ob es sich nicht in Schriften Gregor's d. Gr. findet?

[3]) Schlußworte . . . . et his peractis, dicit Anselmus, quod sine dubio salvabitur.

24 Ausgaben, in lateinischer, italienischer, deutscher und englischer Sprache[1]).

Von der Schrift erschienen zwei von einander unabhängige Uebersetzungen, die eine mit dem Schlagwort: Edelste Kunst, die andere: Von dem Sterben ein nutzbarlich Buchlein, worüber im Folgenden.

Capranica's Ars übersetzt.

1. Erste Uebersetzung. Augsburg 1473. Sie erschien bei Johann Bämler in Augsburg[2]), obwohl öfters die Klosterdruckerei von St. Ulrich und Afra[3]) als Officin angegeben wird. Bamler gab nämlich 1473 eine Reihe Abhandlungen heraus, darunter zuerst:

Das Buch das der heylig vatter und bapst sanctus Gregorius selbs gemacht hat von den heyligen; diesem folgen unter andern Tractaten:

„Von der edelesten nuczperlichsten kunst die gesain mag, auch einem yeglichen cristenmenschen wol notdurfftig zu lernen. Sagt diß hernach geschriben buch oder tractat, und das würt zu latein genant ars moriendi das ist von der kunst des sterbens" [4]).

Die Kunst des Sterbens umfaßt 13 Blätter. Nach einigen einleitenden Worten folgt die Disposition der Abhandlung. 1. Der erste Theil ist von dem Lobe des Todes und der Kunst des Sterbens. 2. Der andere von der Anfechtung der Sterbenden. 3. Wie man die Siechen fragen soll. 4. Der vierte mit Unterweisung und etlich Gebet, die er sprechen soll. 5. Der fünfte von etlicher Ermahnung und Erweckung. 6. Der sechst enthält die Gebet, die man sprechen soll über den in Zügen liegenden Menschen.

Der Text selbst beginnt: Als nun der gang des gegenwertgen lebens von der armut umb unverstendigkeit des sterbens[5]) vil menschen .... vast hert schedlich und grausamlich manigfeltigklich gesehen wird, darumb in der gegenwärtigen materi die da ist von der kunst des sterbens u. s. w.

Der Leser wird aus dieser kleinen Probe schon entnehmen können, daß die Uebersetzung auf Capranica's Schrift beruht, wie sich bei Vergleich des übrigen Inhalts weiter ergibt. Am Schlusse nimmt die Uebersetzung einige Aenderungen vor; sie gibt das Gebet eines andächtigen

---

[1]) Hain 4386—4406; 14911—14913. Catalanus, Comment. de vita et scriptis Dom. Capranicae card. antistitis firmani 1793 p. 147 verbreitet sich über die Handschriften und Drucke, jedoch unvollständig.

[2]) Panzer III, 36.

[3]) Wie Veith. Diatribe p. XXIV, und Zapf, Augsb. I, 25, 26 meinen.

[4]) Panzer I, 71.

[5]) Eine schlechte Uebersetzung des lateinischen Originals, miseria = Armuth; exilii = Leben; transitus ist zu exilii gezogen.

Carthäusers: Ich N. armer sünder bekenn und vergich dir u. s. w., sowie ein anderes Gebet mit der Ueberschrift: Dis ist das kreuczbanner und zeichen des grossen künigs unsers herrn Jesu cristi.

Drei Jahre später, 1476, erschien der Foliant mit seinem ganzen Inhalt nochmals in derselben Officin zu Augsburg; die Typen gleichen sich auf's Haar [1]).

2. Zweite Uebersetzung. Wir finden sie unter den Erzeugnissen der Presse des Priesters Johann Weissenburger, welcher mehr wie irgend ein geistlicher Drucker typographisch thätig war und eifrig deutsche Volksschriften erscheinen ließ.

Von dem sterben ein
nützbarlich büchlein wie ein yder chri-
sten mensch recht zu warem christen glauben sterben
sol und die anfechtung des bösen geystes widersteen
Gemacht durch ein höchgelerten Doctor zu Paryß.

Am Ende: Gedruckt zu Landßhut an dem vierden tag
des Aprilens M.ccccc.und xx.Jar durch
Johann Weyssenburger. [2])

Auf dem Titelholzschnitt sehen wir einen Sterbenden, umgeben von Priester, Arzt, Notar und Wartfrau; wir lesen auf einem Spruchbande: Versehung eines menschen leib sel ere und gut. Dieses Bild erweist sich als einem andern selbständigen Werke entlehnt, auf welches unten die Sprache kommt. Außer dem Titelbilde hat diese Ausgabe auch noch das Bild von der Anfechtung des Teufels zum Unglauben.

Es folgt hier eine kleine Probe zur Vergleichung der Art der einen und andern Uebersetzung.

Augsburger Druck. Von der versuchung. Es ist auch zu wissen das die siechen an irem leczten zeyten schwerer versuchung haben dann sy vor bey irem leben gehabt haben, und derselben versuchung sind fünf. Die erst ist in dem glauben, darumb das der gelaub u. s. w.

Landshuter Druck. Von der anfechtung der sterbenden menschen. Nun ist zu mercken, das die sterbenden grosse anfechtung haben an jrem ende denn sie all jr lebtag haben gehabt, und der versuchung sind fünfferläy. Die erst ist wider den glauben, ob der mensch zweiffelhafftig würd u. s. w.

---

[1]) Zapf, Augsb. I, 40. 41; Mozler Fortj. LXXI (1809) S. 44 n. 433 bot den Folianten (Dyalogus, Kunst zu sterben, gedr. 1473) zu 3 Gulden an.

[2]) 13 Blätter in Quart, ohne Seitenzahlen, aber mit Signaturen.

5. Johann v. Staupitz, Büchlein von der Nachfolgung des willigen Sterbens Christi. 1515.

Der aus dem Lebensgange Dr. Martin Luther's bekannte Augustiner-General Johann von Staupitz widmete „Der Edlen wolgebornen frawen, frawen Agnes, geboren von Gleyche, Greffin, und Frawen zu Manßfeldt und Helderung" das folgende Buch. Die Widmung [1]) sagt, daß Bruder Johann schon früher darüber nachgedacht, wie ein frommer Christ, der Nothdurft des Sterbens unterworfen, Christo um seines Leiden willen auch ein williges Leben, Leiden und Sterben wiedergeben müsse. Unterdessen habe er die große Geduld der Gräfin bei ihrem Leiden gesehen, weshalb er ihr zum Troste dieses Büchlein geschrieben. Sein Titel lautet:

Eyn buchleyn
von der nachfolung des
willigen sterbens Christi.
Geschriben durch den wol
wirdigenn vatter Johan-
nem vonn Staupitz. Der
heyligen geschrifft Doctor-
rem. Der Brůder einsidler
Ordens sancti Augustini. [2])

Die Schrift hat 15 Capitel mit folgenden Ueberschriften:

1. Das erste Capitel von dem Herkummen zeitlichs Sterbens (nämlich aus der Sünde).
2. Das andere Capitel von der Verwürkung dreifältigen Todes (nämlich Tod des Leibs, Tod der Seele oder von beiden zugleich).
3. Von dem angeerbten Schaden des ersten Ungehorsams.
4. Von dem Tode des leiblichen Todes.
5. Von dem angeerbten Nutz des Neugebornen in Christo.
6. Von der Betrachtung und Anblick des Sterbens Christi, on welche niemand wol stirbt.
7. Wie man die letzten Anfechtungen überwinden soll (es werden neun Anfechtungen dargelegt).
8. Wie man die Anfechtung in Sterbensnöthen leichtlich überwindet.
9. Von dem Triumph wider die Anfechtung der Welt.

---

[1]) Widmung abgedruckt bei Grimm, De Joa. Staupitzio ejusque meritis 1837 p. 117. Vgl. Kolde, Die deutsche Augustiner-Congregation, und J. v. Staupitz 1879, S. 275; Ossinger, Bibliotheca Augustin. p. 868; Chevalier, Répertoire p. 2126.

[2]) Nach der Ausgabe von 1523. Mainz, Stadtb.

10. Von der Ueberwindung des Fleischs im Sterben, an dem Kreuz angezeigt.
11. Von dem freundlichen Gesegnen des Sterbenden.
12. Von der endlichen Gelassenheit.
13. Von den letzten Begierden des sterbenden Menschen (deren sind 15 verschiedene Grade).
14. Von den wahren Zeichen, daß ein Mensch sich zum Tod genugsam geschickt hat.
15. Von dem letzten Abscheiden.

Das erste Capitel beginnt also: Gott hat den Tod nicht gerne gemacht und freut sich mit nichten in Verlierung der Lebendigen, spricht der Weise. Denn er hat alle Dinge darum geschaffen, daß sie sein sollen, sonderlich aber den Menschen, daß er nit allein sei, sondern recht sei, einen guten Willen habe, von welchem man allein recht ist. Solchem und so geschaffenen Menschen hatte Gott Ueberfluß alles Guten, das Leben ohne Furcht des Todes, gesund, ohne Besorgniß vor Erkrankung gegeben, da kam die Sünde!

Ich glaube, durch die Mittheilung der Capitelüberschriften und der vorstehenden kleinen Probe dem Leser zur Genüge einen Einblick in das erbauliche Büchlein gegeben zu haben.

Der Verfasser versäumt nicht, an das Gebot christlicher Nächstenliebe zu erinnern, nämlich die Kranken, sunderlich die sterbenden, zu besuchen, wofür uns das ewige Leben als Lohn versprochen, den Uebertretern aber auch der ewige Tod als Strafe auferlegt ist.

Die Bibliographie kennt zwei Ausgaben, wovon allerdings die letztere über unsere Zeitgrenze hinausgeht.

1515 Leipzig bei Melch. Lotter, 30 Blätter Quart[1]).

1523 ohne Ort und ohne Drucker, 22 Blätter Quart[2]).

6. Suso, Klage eines sündigen sterbenden Menschen. 1496.

Auf der Titelseite sehen wir einen Kranken auf seinem Sterbebette; in der Ausgabe von 1501 nahet ihm der Priester mit einem Oelgefäße, in der von 1508 mit dem geschlossenen Speisekelche; unter dem Bilde der Titel:

Ein iämerlich und erschrockenliche klag eynes weltlichen sündigen sterbenden menschen gar nützlichen zelesen.

[1]) Panzer I, 377 nennt das Buch „ungemein erbaulich"; Hasak S. 465 gibt das 9. Capitel dieser Ausgabe wieder.

[2]) Exemplar der Stadtbibl. zu Mainz, wonach obige Beschreibung.

Am Ende:

Hie endet sich ein Jemerlich erschrockenliche klag eines weltlichen sterbenden sündigen menschen dz hat getruckt. Lucas Zeissenmair zu . Augspurg und geendet am montag nach dem Palm tag 2c. Tausent Fünff hundert und . Ein . Jar.

Der Inhalt der nur acht Blätter Kleinquart haltenden Schrift ist folgender. Wir lesen nämlich, so leitet die Schrift ein [1]), von einem seligen Menschen, der hatte Gott lieb und begehrt von Gott, daß er ihm kund thät, wie er sein Leben in der Zeit sollt (ein)richten, daß es führen möchte zu einem seligen Ende. Einstmals nun erschien ihm der Herr und sprach, wiltu ein seliges Ende erwerben, so mußt du hie in der Zeit deinen natürlichen Lüsten absterben und nur mir allein leben. Ich will dich führen an die Stätte, wo du siehst und hörest an deinem Nächsten, wie ein unvorbereiteter Tod an einem sterbenden Menschen beschaffen ist und wie er groß Jammer und Klag hat, so er von hinnen scheiden sollte, und bei dem soltu lernen; was du ihn fragest, deß wird er dir antworten.

Nun beginnt ein Zwiegespräch zwischen diesem Diener und dem vom unbereiten Tod Ueberraschten. Jener will trösten, aber der sterbend Mensch klagt, sein Trost sei kein wahrer Trost. Der Diener: lieber Freund, wie gehabest du dich so recht übel, der Tod ist Reichen und Armen, Jungen und Alten gemein, oder woltestu dem Tod allein entrinnen? Der sterbend Mensch: O wehe, wie ein bitterliches Tröften ist das! Ich klag nicht, daß ich sterben muß, ich sterb und bin unbereitet zu dem sterben, ich wein und klag nicht allein über das Ende meines Lebens, ich klag und schrei, daß ich die Stund und Zeit verloren han. . . O wehe, Gott, wie han ich meine junge Tag so thörlich verzehret. . . . Diener: Ach, lieber Freund, kehr dich zu Gott und hab Reu um deine Sünd, denn ist das End gut, so ist alles gut. Der sterbend Mensch: o wehe, wie elends tröften ist das, soll ich mich erst bekehren, ich bin doch also sehr erschrocken, also druckt mich der Tod, daß ich wenig Guts gedenken mag. — So klagt der sterbend Mensch immer bitterer, bis er seinen Tod kommen sieht. Der Diener scheidet von ihm.

Dieser nun wendet sich zu Gott mit Dank, daß er ihn den jämmerlichen Tod eines weltlich gesinnten Menschen schauen ließ; daran knüpft der Diener die ernstesten Versprechen, nunmehr für Gott zu leben. Fahr hin, fahr hin, gut Essen und Trinken, und lang Schlafen und Zart-

---

[1]) Vgl. den Text in Huttler, S. 46—59.

heit des Leibs, fahr hin weltliche Ehre und zeitlich Gut und leiblich Lust, denn es ist alles ein ewiger Mord meiner Seele.

Sprach der Herr zu seinem Diener: Siehe, Freund, bleib auf dem rechten Weg, denn es ist ein Anfang aller göttlichen Weisheit, Furcht vor bösem Tod zu haben. . . . Das klage ich allezeit, daß mein Marter und Tod an manchen Menschen verloren wird, davon geb ich ein strenges Urtheil an dem jüngsten Gericht.

Und do das der Diener von unseren Herren höret, do begann er mit jämmerlichem Herzen zu seufzen über des Herren strenges Urtheil: er bittet um Gnade und Barmherzigkeit[1]).

Daß diese nicht ohne Geschick verfaßte und zugleich von tiefem religiösen Ernste durchdrungene Schrift Anklang fand, beweisen ihre verschiedenen Ausgaben.

Ausgaben der Klage.

1483 zu Venedig bei Erh. Ratdolt, 3 Bll. folio.
1496 zu Augsburg bei Luc. Zeissenmair, 7 Bll. 4[2]).
1501 ebendaselbst, 2 Bogen 4[3]).
1508 zu Straßburg bei Mart. Flach, 8 Bll. 4, letztes leer.
1509 zu Köln bei?[4])

Exemplare von 1483 finden sich zu Göttingen und Metten; von 1501 zu Berlin, 1508 zu München, Tübingen und Maihingen.

Auf die erste Ausgabe, Venedig 1483, muß ich besonders zurückkommen.

Der durch vortreffliche Drucke sich auszeichnende Augsburger Erhart Ratdolt arbeitete auch einige Zeit zu Venedig; hier erschien das „Buch der zehen gebot“, dessen Verfasser Marcus von der Lindau, ein Minderbruder, nicht der leipziger Dominicaner Marcus von Weida, nunmehr feststeht[5]). Diese Dekalogerklärung erschien auch zu Straßburg 1516 und 1520[6]), jedoch nur im Anhang der Venediger von 1483 findet sich die Klage:

Hie volget ein erschröckliche becla | gung von einem sterbenden mensch | en wie er sich so übel gehube das er | so unberayt zu dem tode

---

[1]) Riederer, Nachr. zur Kirchen-, Gelehrten- und Bücher-Gesch. 1764, I, 303. 309 gibt eine kurze Analyse nach der Ausgabe von Venedig 1483.

[2]) Panzer I, 221; Zapf, Augsb. I, 119; Hain 9782.

[3]) Panzer I, 252; Zapf a. a. O. II, 3. — [4]) Weller 440. 482.

[5]) Eigentlich Marquard v. L. Vgl. Eubel, Geschichte der oberdeutschen (straßburgischen) Minoriten-Provinz S. 35; Geffcken, S. 42. 109; Scherrer, Handschriften-Katalog von St. Gallen S. 263.

[6]) Hasack, Epheukranz oder Erklärung der zehn Gebote Gottes nach den Original-Ausgaben von 1483 und 1516, Augsburg 1889.

was komen | u. s. w. geht bis Blatt 78, wo es zum Schlusse heißt: Hie endet sich das gar nützlich buch | von dem (sic) zehen geboten..... hie bey mer ein clage | eines sterbenden menschen Und das | hat gedruckt meister erhart ratdolt | von augspurg zu venedig. M . cccc . | lxxxiij. | — Deo gracias [1]).

So weit lag vorstehender Abschnitt fertig gestellt da und war bereits unter die Schriften von unbekannten Verfassern eingereiht. Da erfahre ich zu gutem Glücke durch das mit vielem Geschick gearbeitete, mir erst spät zur Hand gekommene Büchlein Huttler's: Ars moriendi, Einleitung S. VIII, daß diese Klage, deren Verfasser in keiner der genannten Ausgaben angedeutet wird, unter die Schriften Heinrich Suso's gehöre, eine freudige Ueberraschung! So kann also diese kleine Schrift eines großen Meisters, jenes sattsam bekannten tiefinnigen Dieners Gottes Suso als Verfassers sich rühmen [2]); er starb zu Ulm am 25. Januar 1365, wo er im Dominicanerkloster seine Ruhestätte erhielt. In dem zweiten Theile des andern Buches [3]) von „Büchlein der ewigen Weisheit", dem verbreitetsten deutschen Andachtsbuch am Ende des 14. und während des 15. Jahrhunderts, von Denifle als die schönste Frucht der deutschen Mystik bezeichnet [4]), ist die Rede, wie man sol lernen sterben und wie ein beraiter Tod beschaffen ist. Der Unterricht umfaßt sechs und eine halbe Folioseite und beginnt: „Ewige Weisheit! der mir alles Erdreich zu eigen gäb, der wäre mir nit so lieb als die Wahrheit und der Nutz, den ich funden hab in dieser Lehre, darum so begehr ich von allem Grunde meines Herzens, daß du, ewige Weisheit, auch noch mehr lehrest." Antwort der ewigen Weisheit: „ich will dich lernen sterben und leben, ich will dich lernen mich empfahen, ich will dich lernen mich loben. Nun thu auf deinen innern Sinn und sehe und höre, sieh die Geschichte des grimmen Todes an deinem Nächsten; nimm eben wahr der kläglichen Stimm die du hörest."

Der Diener hört, wie die Stimm des unberaiten sterbenden Menschen schriee und sprach mit gar kläglichen Worten also u. s. w.

Unsere oben verzeichneten Klage-Ausgaben haben eine kürzere, unmittelbar auf den Gegenstand eingehende Einleitung, was im Wesentlichen nichts ändert an dem Sachverhalte, daß die dialogisch gehaltene Klage

---

[1]) Zapf, Augsb. I, 162.

[2]) Heinrich von Hessen, eine Zierde ersten Ranges an der Hochschule zu Wien, gestorben 1397, schrieb gleichfalls eine Commendatio animae, welche Lütolf in einer Handschrift s. XVII. des Klosters Hermetschwil, Ct. Aargau copirt „uß einem seer alten buoch" fand; Huttler S. 133—148.

[3]) Blatt 103 der Augsburger Ausgabe von 1512.

[4]) Kirchenlexicon. Zweite Aufl. V, 1726.

eines unvorbereitet Sterbenden auf Suso's Autorschaft zu stellen in Augenblicklich kann ich nicht entscheiden, ob diese Ausgaben [1]) auf Hand- schriften beruhen oder auf einer uns nicht überkommenen gedruckte Sonder-Ausgabe.

Die Klage im St. Gallener Sammelband.

Die Stiftsbibliothek zu St. Gallen besitzt unter Nummer 846 ein Sammelbändchen von vier ascetischen Schriften, von welchen drei hierher gehören, weil sie sämmtlich den glückseligen Tod zum Zweck haben. Bei Geiler haben wir bereits das dritte Büchlein kennen gelernt, oben Seite 20. Das erste beschäftige uns hier; das zweite, A B C u. s. w., kommt später zur Sprache: „Keines dieser Stücke," bemerkt mit Recht der In- cunabeln-Katalog, „ist in der gleichen Ausgabe irgendwo verzeichnet."

Als erstes Büchlein also steht voran eine Klage. Der roth gedruckte, innerhalb schwarzer, aus Laubwerk, Blumenkelchen mit Heiligenfiguren gebildeten Umfassung stehende Titel lautet:

Ein Er-
schrockenliche
klag eins weltlich sterbenden und
do gegen ein Trostung eines se
ligen menschen, uß der heiligen
geschryfft nützlich gezogen.

Diese Klage bezeichnet der Titel weiter als: Gepredigt vor iaren in der loblichen Thumstift zu Basel, — ohne Andeutung, von wem sie gepredigt worden.

Auf der Rückseite des Titelblattes ein Holzschnitt (Kranker, ihm sprechen zwei Personen zu), darunter acht Verse:

O mensch bedenk dein letztes end! u. s. w. Der Schluß auf Blatt 30: Hie endet sich dise matery der sterbenden mit kurzem begriff. A. E. J. O. U.; darunter A. H.; es folgen noch 10 Blätter mit Ge- beten, im Ganzen: 40 Blätter zu 22 Zeilen [2]).

Wir finden hier, wenigstens am Anfange, den Grundgedanken wie oben bei der Klage eines Menschen, der weltlich gelebt; ein Gott lieb- habender seliger Mensch bittet Gott um Erkenntniß, wie er selig sterben könne. Gott empfiehlt ihm Absterben aller Leibslüsten u. s. w. Dessen zur Unterweisung läßt ihn Gott an das Sterbebett eines Weltkindes

[1]) Die älteste Ausgabe 1483, und Suso's Buch erst 1512!

[2]) Ein einliegendes Zettelchen bezeichnet diese vier Stücke als Preßerzeugnisse des Mich. Furter zu Basel.

[3]) Die bei Weller 46 genannte Ausgabe wird sich hoffentlich wiederfinden.

treten, aus dessen Munde er die bittern Klagen über schlecht angewendete Lebenszeit vernimmt.

Der durch ein Bild kenntlich gemachte zweite Theil enthält das, was einem sterbenden Menschen auf seinem Todbette ernstlich vorzuhalten sei, nämlich: 1. zu dem ersten soll der Mensch alles unrechte Gut wieder zurück geben; 2. allen Schaden an der Ehre wieder gut machen; 3. den Tod geduldig hinnehmen; 4. nicht verzweifeln; 5. seiner guten Werke nicht vermessen sein.

Zu dem letzten, so der Kranke die heil. Sacramente empfangen hat, sind ihm vorzuhalten nachfolgende Artikel auf die er antworten soll, nämlich die gewöhnlichen Anselmischen Fragen. Das Ganze schließt mit bekannten Gebeten.

7. Textor, Migrale 1503.

Wilhelm Weber (Textor), Zwewer, zu Aachen geboren, deshalb auch Wilhelm von Aachen genannt, wurde um Ostern 1446 zu Erfurt immatriculirt, erwarb sich die theologische Doctorwürde, wurde dann Lehrer daselbst, hierauf Prediger am Münster zu Basel [1]). Am 9. April 1474 wurde er in Aachen zum Canonicus gewählt und erhielt die zweite Präbende; am 12. Sept. 1512 wurde sein Nachfolger in Folge päpstlicher Verleihung vom Capitel admittirt, weshalb Weber 1512 gestorben sein wird und zwar in einem der päpstlichen Monate [2]).

Herr Universitäts-Bibliothekar Dr. Sieber zu Basel theilt mir aus gedruckten und ungedruckten Quellen zur Geschichte Basels gütigst mit:

Wilh. Textor war der erste canonicus praedicans am Baseler Münster und als solcher ein feuereifriger (fervidus) Prediger, welcher Geistliche wie Weltliche mit besonderer Eloquenz und Eifer von Lastern abzuziehen suchte. Er war zugleich Professor der Theologie an der Baseler Hochschule, mehrmals Dekan der theologischen Facultät (1463, 1469, 1470 und 1471) und zwei Mal Rector (1463 und 1467); er machte eine Reise nach Palästina; während seiner Abwesenheit predigte für ihn der nachmalige Carthäuser Johann von Stein, welcher in eine seiner Handschriften den Vermerk setzte: 10. mart. hodie rediit doctor Wilh. de Hierosolym. anno 78.

Im Jahre 1472 resignirte er auf Dekanat, Facultät und Regentie in theologia. Eine Baseler Handschrift bemerkt: Hic magne honestatis

[1]) Die Gründung dieser Predigerstelle fällt in's Jahr 1469. Falk, die Dom- und Hofpredigerstellen im Ausgange des Mittelalters. Hist.-pol. Bll. LXXXVIII, 86.

[2]) Nach Aachener Stiftsarchivalien von Hrn. Canonicus Dr. Kessel mir freundlichst mitgetheilt. Chevalier Répertoire p. 2251; Hartzheim, biblioth. Col. p. 109.

et reverentiae in humanis fuit in Aquensi ecclesia canonicus adhuc 1500, d. i.: Dieser, in hohen Ehren und Ansehen, lebte noch 1500 zu Aachen als Stiftsherr an der Münsterkirche. Vgl. Athenae Rauricae und Vischer, Gesch. der Univers.; Baseler Chroniken passim.

Trithemius zählt Textor's Werke auf, jedoch nicht sein lateinisch geschriebenes Buch Praeparamentum christiani hominis ad mortem se disponentis, welches bei Hermann Bungart in Köln 1502 erschien[1]. Hiervon erschien eine deutsche Uebersetzung, welche der Baseler Carthäuser Ludwig Moser zu St. Margarethenthal (Klein-Basel) auf Bitten seines Priors übernommen hatte. Moser, der fleißige Uebersetzer erbaulicher Tractate von Kirchenvätern und Kirchenschriftstellern, hatte dem Textor, Doctor Wilhelm von Auch, die 33 Bogen starke und mit 55 Holzschnitten gezierte „Bereittung zum heil. sacrament mit andechtigen betrachtungen und gebetten vor und nach" früher schon gewidmet[2].

Der Titel des Migrale lautet:

Eyn seer vruchtbars boexken ge- | nant Migrale. Dienende vur allen gesunden und | krancken ader syechen Christen mynschen. Und ouch | eyn guede underwysonge der bichtvaders und dien- | res in der Firmerie u. s. w.

Am Ende: Gedruckt zo Coellen up dem | Aldemart zo dem Willde man by Hermannum bungart.

Es erschienen hiervon zwei Ausgaben bei demselben Drucker, eine von 1503[3] und die zweite ohne Jahresangabe um 1510[4]; von letzterer Ausgabe besitzt das Landesarchiv zu Düsseldorf zwei Exemplare, von der ersten die kgl. Bibliothek zu Berlin ein am Anfang und Ende defectes, aber handschriftlich ergänztes Exemplar.

Textor's Migrale weicht von der gewohnten Form der uns seither begegneten Sterbebüchlein ab, wie schon der bedeutende Umfang vermuthen läßt, und baut sich selbständig auf. Die Analyse fällt etwas schwer, weil sowohl Uebersicht als Rubriken fehlen, nur im letzten Drittel des Buches findet sich ein dem Auge einen Ruhepunkt gewährendes Alinea und darauf die (mit rother Farbe unterstrichene) Ankündigung:

„Hiernach folgen etliche Ermahnungen, die auch dem Kranken oder sterbenden Menschen nützlich sind, in dem ersten, wie die Prälaten und obersten Regierer (Seelsorger, Siechmeister) an ihrem letzten Ende zu vermahnen und zu warnen sind."

---

[1]) Panzer, Annal. typogr. VI, 351, Nr. 36.

[2]) Weller 101; Incunab. von St. Gallen 1131; über Moser vgl. Schmidt, hist. littér. de l'Alsace. Index.

[3]) Panzer III, 97 nach Hartzheim Bibliotheca Colon. p. 108.

[4]) Weller, Suppl. 1, S. 7, Nr. 55 und Register S. 68 s. v. Moser. Norrenberg, Köln. Litteraturleben S. 26. 27.

Unter Beiziehung vieler Stellen aus der Bibel, den Kirchenvätern und kirchlichen Schriftstellern kommt der Verfasser zuerst auf die Schmerzen zu reden, welche Leib und Geist des Kranken angesichts des Todes zu befallen pflegen, geht über zu den mancherlei Anfechtungen durch den bösen Geist gegen den Glauben, die Hoffnung u. s. w. Gemahnt wird, daß ein guter Freund dem Sterbenden beistehe und ihm vorspreche Gebete und Betrachtungen.

Eine Stelle sei wörtlich ausgehoben. Zu dem achten Mal werde dem Siechen vorgehalten: Also du glaubst doch, daß du nicht ohne den Glauben und ohne das Verdienst des bittern Leidens Christi kannst gerettet werden? Sprech er: ja, ich glaub's und es ist wahr. Sprech der Beiständer, lieber Bruder oder Schwester, das ist ein großer Trost und ein groß Zuversicht allen Christenmenschen, daß von Anfang der Welt alle Menschen behalten (bewahrt, gerettet) sind in unserem Glauben und im Leiden Christi, also ist wahr, daß wir mit unserem Verdienste und Leiden in dieser Zeit nichts verdienen mögen, als zeitlichen und vergänglichen Lohn, sondern daß es alles nichts ist zu achten und ungleich gegen den ewigen Lohn der ewigen Freuden, denn allein durch das Verdienst unseres Haupts Jesu Christi . . . verdienen wir ewelich selig zu sein und behalten zu werden.

Darum alle die weil du lebst und die Seele in deinem Leibe ist, so habe eine starke feste Hoffnung und Vertrauen zu dem seligen Tode und Verdienen Christi und darauf allein und ganz wolle dein Zuversicht setzen und dein Vertrauen, daß du dadurch behalten werdest und nicht durch dein Verdienen.

In denselben Tod Christi versenk dich und befehl dich ganz zumal und gedenk stets ohne Unterlaß und setze denselben Tod für deine Augen und in dein Gemüthe und entlaß das Zeichen und Bild des heil. Kreuzes Christi nicht außer deinen Händen und Augen, und sieh' an mit begehrlichen Augen deines Herzens, wie und was er für dich gelitten und gethan hat, und dies heil. Kreuz umfange mit freundlichen Küssen und Hälsen, und alle deine Liebe und Innigkeit beweise entgegen ihme.

Anhang zum Abschnitt B.

Die Fragen Anselm's.

Am Schlusse dieses Abschnittes über die Sterbebüchlein von bekannten Verfassern müssen wir einen Rückblick thun. In der gesammten Sterbebüchlein-Litteratur treten nämlich gewisse Gruppen wiederholt auf, wie sie uns auch später noch begegnen werden, zunächst die fünf Teufels-

und Engelseinsprechungen der Ars bei ihrem ersten Erscheinen; **auch** die Gerson-Geiler'sche Praxis kehrt wieder. **Von einer dritten Gruppe**, den Fragen, müssen wir hier reden, da auch sie zu dem Bestande der Sterbebüchlein gehören. Chronologisch genommen verdienten diese Fragen die erste Stelle, da sie die ihnen folgende Ars sowie Gerson-Geiler beeinflussen, doch bilden diese Fragen nicht eine selbständige Schrift.

Mehrmals geben die Fragen ihre Urheberschaft an, nämlich einen heiligen Anselm, unter welchem der berühmte Erzbischof von Canterbury, gestorben 1109, zu verstehen ist. In der That findet sich unter den Werken dieses angesehenen Schriftstellers, so in der Pariser Ausgabe von 1721 S. 194, ein Formular von Fragen und Antworten [1]), wie sie für den gedachten Zweck sich eignen, mit der Ueberschrift:

Sancti Anselmi admonitio morienti et de peccatis suis nimium formidanti.

Interrogatio: Laetaris, frater, quod in fide christiana moreris?

Responsio: gaudeo; folgen die weitern Fragen.

Zunächst faßt Anselm Klosterleute in's Auge, aber auch für die in der Welt Lebenden sollen die Fragen dienen, deshalb: si fuerit saecularis, infrascripto modo debet interrogari per sacerdotem.

Einer wörtlichen Uebertragung der gesammten Fragenreihe [2]) begegnen wir in dem großen Erbauungs- und Betrachtungsbuche genannt

Der Schatzbehalter oder schrein der waren reichtümer des hails und der ewygen seligkeit,

welcher 1491 bei Anton Koberger erschien, geziert mit den 96 merkwürdigen blattgroßen Holzschnitten Michel Wolgemut's, in 352 Folioblättern [3]). „Ein so reich illustrirtes, mit so großen sorgfältig durchgearbeiteten Holzschnitten versehenes Buch war bis dahin unerhört," sagt Richard Muther, Bücherillustration.

---

[1]) Gewisse Handschriften, allerlei Formeln enthaltend, haben auch die anselmischen Fragen als stehende Formel, so Wiener Handschr. 12898: Anselmus Cant., Ars moriendi in dialectum Germaniae infer. translata oder Anselmi Exhortatio ad fratrem moriturum in derselben Handschr. (vom 15. Jahrhdt.) — Migne, Patrologia lat. CLVIII et CLIX. Paris 1853.

[2]) Sinceri Neue Nachr. von lauter alt. Büchern 1753 S. 30, sowie Weller, Altes aus allen Theilen der Gesch. 1766, II, 423 theilen das ganze Formular übersetzt als Merkwürdigkeit mit.

[3]) Der Verfasser, Stephan Fridelinus, aus Winnenden, de ordine minorum, war 16 Jahre lang Prediger im Nonnenkloster St. Clara und starb 1498. Vgl. Binder, Charitas Pirkheimer. 2. Aufl. S. 39. 216. Schon Strauß, Mon. typogr. in Rebdorf p. 215, (Panzer I, 190) nennt einen P. Stephan als Verfasser: „wie im Anfange und am Ende geschrieben zu lesen ist". Eubel, Minoritenprovinz S. 35. — Gute Exemplare erreichen Preise bis 700 Mk. Siehe Katalog Cohn 53 (Berlin) Nr. 1209. 1210.

Der stattliche Foliant dient besonders der Betrachtung des Leidens und Sterbens des Erlösers, er ist sozusagen der große Myrrhengarten unserer Voreltern, wie das aus den Columnenüberschriften erhellt:

Daß das Leiden Christi der wahr Schatz ist.

Von der Weis und Uebung zu bedenken das Leiden Christi.

Das Leiden Christi von Ewigkeit fürgenommen, geoffenbart den Engeln, den Stammeltern; in den Patriarchen und Gerechten, sowie durch die Opfer vorbedeutet.

Alle (priesterliche und königliche) Würdigkeit hat Christum bedeutet.

Von dem innern Leiden des Herrn.

Das ganze Leiden Christi in seinen einzelnen Vorgängen.

Von den sieben letzten Worten, ihrer Stärke, ihrer Schönheit, Liebe, Süßigkeit.

An diese Betrachtungen schließt sich:

Beweisung aus der Vernunft, daß ein einiger Gott muß sein.

Von den Chören der Engeln. — Von den zwölf Artikeln des Glaubens.

Daß wir durch den Glauben gewappnet und geziert werden.

Daß drei Person in der Gottheit sein.

Wie man Gott kennt und nit kennt; von seiner Barmherzigkeit.

Von den Früchten des Leidens Christi — von Christi Begräbniß.

Betrachtung des Leidens Christi in Gebets Weise.

Der Verfasser verschweigt seinen Namen, bittet aber, wenn Gott der Herr etwas guts aus Lesung diß buchs verleiht, doch zu gedenken des, der das zusamengelesen hat umb des heil. Leidens cristi willen, durch das wir allein müssen selig werden.

Dem Ganzen gehen zwei Vorreden vorher, wovon die zweite erinnert, wer groß reichtümer mit leichter geringer arbeit überkommen will, der geb sich auf diese Uebung, und halte sie als einen reichen köstlichen Schatz, als ein gewiß Pfand des himmlischen Königreichs. Denn es spricht ja das römisch Ordinarium (das ist das Buch darinnen geschrieben steht, wie man alle Ding in dem göttlichen Amt ordentlich thun soll) unter anderm, wie man einen Menschen, der zum Tode nahet, fragen und ermahnen und bewahren soll; da setzt es, daß man Einen also fragen soll:

Freust du dich, das du in dem hail. cristen glauben stirbst? — Er sol antworten: Ja, ich freue mich sein.

Vergichst oder bekennst du, das du nit gelebt hast als du solltest gelebt haben? Ja, ich bekenn es.

Reut es dich? Ja.

Hastu willen dich zu bessern, ob (wenn) du lenger leben solltest? Ja.

Glaubst du auch, daß unser her ihesus cristus, des lebendigen gotes sun, für dich gestorben ist? Ich glaub es.

Dankst du im? Ich dank im.

Glaubst du das du sunst nit magst behalten (gerettet) werden den durch seinen Tod? Ich glaubs.

Ey so setz alle dein zuversicht (die weil dein sel in dir ist) allain in disen tod und in kain ander ding habst du hoffnung. In disen tod senk dich gantz und gar, mit disem tod bedeck dich gantz. In disen tod wickel dich, und ob (wenn) dich got der herr richten oder urtailen will, so sprich: herr, den tod unsres herren iesu christi deines suns würff ich zwischen mich und dein urtail [1]), sunst sprech ich nit (nichts) mit dir. Spricht er (Christus), du habst verdient, das du verdampt solt werden, so sprich: Herr, den tod unsers herrn ihesu cristi würff ich zwischen mich und mein verwürckung, und sein verdienst für das verdienen das ich solt haben und hab es nit. Sprich aber, herr, den tod unseres herren ih. cr. setz ich zwischen mich und deinen zorn; darnach sprich zum dritten mal: herr in dein hendt emphil ich meinen gaist.

Die Vorrede schließt:

Merk ein trostlich wort.

Der wird sicher (gut) sterben, der dise ding vor seinem tod vergicht (bekennt) und wird den tod nimmer sehen.

Siehst du hie, was die getreu Mutter aller Christenheit ratet, was sie lehret, worauf sie uns weiset, zu wem oder wozu sie uns schicket in den allergrößten nöten. Sihstu, daß der heil. andächtig lehrer sant Anselm, in des Geschriften solche Frag, Ermahnung und Gelübnuß gefunden werden, und die alerweiseste und getreueste Mutter, die römisch Kirch, ihre höchste und größte hoffnung in das Leiden und Sterben Christi setzen und diese Mutter weiset ihre Kinder in den größten und letzten Nöten zu demselben, damit sie Gezeugniß gibt, daß kein sicherer Zuflucht ist in Nöten denn zu demselben [2]).

Hervorhebung verdient, worauf schon die Vorrede hinweist, daß diese Privatarbeit Anselm's officiellen Charakter erhielt durch ihre Aufnahme in das Ordinarium Romanum, d. i. Agende der römischen Kirche. Und der Bibliograph Weller bemerkt — zu seinem Staunen —, daß

---

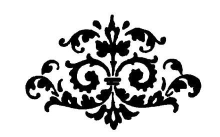
[1]) So betet seit Anselmi Zeiten die katholische Christenheit bis heute! Wie oft habe ich selbst in der monatlichen Bruderschaftsandacht vom allerh. Sacrament mit den Gläubigen gebetet: „O Herr Jesu Christe! Du Sohn des lebendigen Gottes, setze dein Leiden, dein Kreuz und deinen Tod (nicht mein Verdienst) zwischen dein Urtheil und meine Seele, jetzt und in der Stunde meines Todes." Mainz. Diöcesan-Gesangbuch, S. 531. Wann wird man unserer Lehre seitens akatholischer Autoren Gerechtigkeit widerfahren lassen?!

[2]) Janssen, Gesch. des deutschen Volkes I, 43. 44 der 13. 14. Aufl.

der Liber agendorum dioecesis schleswicensis 1512 sie gleichfalls habe, die Kirchenagenden, wie sie in Polen, besonders in Gnesen, vor der Reformation in Uebung waren, stimmten gleichfalls genau damit überein.

Es war mir nicht möglich, diese Andeutung weiter zu verfolgen, und festzustellen, welche alte Agenden, römische und deutsche, das Anselmische Frageformular in ihre Riten aufgenommen haben.

Vielleicht fällt uns die Frageform bei diesem Anlasse auf; doch wir müssen uns zur billigen Beurtheilung in die mittelalterliche Uebung zurück denken, wonach auch bei Ablegung des Sündenbekenntnisses eine ausgedehnte Frageweise stattfand, aus welcher sogar später der Katechismus sich entwickelte. Während heute dem Seelsorger die Schule Gelegenheit zur Belehrung in der Glaubenslehre sowie zur Controle über die Aufnahme dieses Unterrichtes und über die Befähigung zum Sacramenten-Empfang bietet und somit den das Bußsacrament spendenden Priester bedeutend entlastet, war ehemals die Beicht in der Regel die einzige Gelegenheit, wo der einzelne vor den Seelsorger tretende Christ über Glauben und sittlichen Wandel auf Grund des Glaubens Rechenschaft ablegte. Aus sothaner Anschauung und Uebung heraus erklärt sich die Anselmische Frageweise als den Zeitverhältnissen entsprechend, ja als Bedürfniß. Daß sie, abgesehen von allem, von praktischer Bedeutung war, erhellt aus ihr selbst: diese bestimmt formulirten Fragen riefen jene Tugendacte hervor, welche den Austritt des Christen aus dem Diesseits in's Jenseits begleiten sollen; einem bangen Gemüthe zumal gewährten sie Sicherheit und Trost.



C. Die Sterbebüchlein von unbekannten Verfassern.

Der vorausgehende Abschnitt machte uns mit Sterbebüchlein bekannt, deren Verfasser meist ohne Mühe gefunden waren, da sie ihre Namen ihren Büchlein beifügten. Es sind hochklingende Namen, welche uns hier begegneten, Namen von Größen ihrer Zeit, wie eines Gerson, eines Geiler, eines Mantuanus und Capranica, eines Suso, Textor und Anselm. Die ungetrübte Einheit im Glauben drückte den Geistern jener Jahrhunderte ein Gepräge der Einheit auf; bei aller Größe in Stellung und Verdiensten wußten jene Männer sich eins mit dem gesammten christlichen Volke; bei aller Gelehrsamkeit blieben sie nicht unfruchtbar und entfernten sich nicht vom praktischen Leben; sie schreiben, erfüllt von der Bedeutung eines glückseligen Todes für sich selbst, Büchlein als Führer für die großen Massen des Volkes, damit diese, hienieden vereint mit ihnen in Glaube und Liebe, auch durch ein gutes Sterben eins würden und blieben mit ihnen im Jenseits. Noch ein Erasmus schreibt ein Liber de praeparatione ad mortem, zu Basel 1534 in Druck ausgegangen [1]).

Wir kommen nunmehr zu dem Abschnitte, welcher die Sterbebüchlein unbekannter Autorschaft uns vorführen soll. Gerade deshalb wird der Abschnitt ein weniger lebendiges Bild geben, weil uns die Kenntniß der Lebensumstände ihrer Verfasser abgeht. Er wird aber damit nicht an Beweiskraft verlieren; mag auch die Annehmlichkeit des Lesens dabei Einbuße erleiden. Das trockene Aneinanderreihen von Büchlein nach Titeln und Ausgaben soll wie eine nubes testium seine Wirkung thun, ähnlich den noch trockenern, ja langweiligen bibliographischen Aufstellungen in meiner „Druckkunst im Dienste der Kirche“ und auch in den „Meßauslegungen“. Was es nützt, in dieser Art Beweisführungen aufzustellen, mag der geneigte Leser aus jenen Worten entnehmen, die Pastor, Geschichte der Päpste II, 310 Anmerkung, in den letzten Tagen niederschrieb: „Ein lebendiges Bild von der manchfachen und vom besten Erfolg begleiteten Förderung, welche die Kirche in allen Ländern Europa's

[1]) Der berühmte Dominicaner Joh. Nider schrieb ein Dispositorium moriendi, welches nur lateinisch erschien; eine Analyse davon in Schieler, Magister J. Nider S. 393. Nider schließt sich zum Theil an Vorgänger an, zum Theil gibt er neue Gedanken. Im Anschluß an Nider urtheilt Seb. Brunner, Predigerorden in Wien, S. 36: „Die Bücher, welche sich die Aufgabe stellen, den Leser auf den Tod vorzubereiten, haben auch zu jener Zeit keinen besondern Anklang gefunden.“ Dieses Urtheil bedarf der Modification!

der Erfindung Gutenberg's in ihren ersten Jahrzehnten zu Theil werden ließ, hat Falk, die Druckkunst u. s. w. auf Grund eines höchst ausgebreiteten und theilweise fast unbenutzten Materials entworfen. Seitdem ist diese Ansicht gegenüber den Vorurtheilen früherer Zeit auch auf protestantischer Seite zum Durchbruch gekommen, vergl. Hase, Die Koberger, 2. Auflage, Leipzig 1885."

1. A B C, wie man sich schicken soll zu einem seligen Tod. 1497.

Der Klage und der Geiler'schen Schrift in dem St. Gallener Sammelband 846 (oben Seite 20) folgt das A B C mit einem eigenen Titel auf Blatt 1:

Ein A B C. wie man sich
schicken sol, zu einem kostli
chen seligen tod.

Blatt 2 eine Vorrede, beginnend: (S) Ittenmol der tod der sünder, als David spricht, ist der aller böst, wenn er ist ein end aller fröiden diser welt und anefang des ewigen jamers. Aber hochgültig ist in der angesicht des herren der tod syner heylgen, denn er ist ein end alles lydens, und anefang ewiger froiden, dorumb ist einem ieglichen menschen nüt nöters als u. s. w.

Wer einen seligen Tod erlangen will, möge benutzen diese 27 Regeln, die gezogen sind mit großem Fleiß aus vielen heil. Lehrern, die da schrieben von der Kunst des Sterbens, und die gepredigt worden mit weiterer Auslegung auf eine jegliche Regel eine besundere Predigt, hier aber zu bloßer Gedächtniß auf's kurzeste begriffen und gesetzt sind in eine Ordnung des abc, daß sie desto baß behalten werden.

Die erst Regel.

a nfohen mit einer ganzen bycht, also daß ein mensch der nie kein kindlich und gemein Beicht getan hatt von sinen jungen Tagen, sich ein guten Beichtvater auserwähle (Generalbeicht).

Die ander Regel.

b ehüten sich vor hohen steten. Widerstehe und wer (wehr) dich mit allen Kreften, so fern du nit durch Gehorsam gezwungen wirst, vor verantwortungsvollen Stellen.

Die dritte Regel.

k ein gemeinschaft haben mit den Gewaltigen und großen herren.

d ürr streng und schlecht leben u. s. w.

e wiger künftiger ding ingedenk sin.

f ryliche und fröhliche ußteylung des almusens.
g nadenrychen ablas erlangen.
h aben oder nehmen einen sycheren geistlichen stat (d. i. strengen Orden).
i nnecklich zu herzen lassen gon das ellend dises jomertals.
k estigung (Kasteiung) willicklich uffnemen.
l ustes der ewigen fröiden begeren.
m eß lesen oder das heil. sacrament dick entpfohen.
n uwe oder vernünftige ordnung der zytlichen güter.
o n underlas got bitten u. s. w. umb ein selig end.
p estellen einen getruwen mönschen, der behilflich sei im Sterben mit Ermahnen, Vorlesen, Vorbeten und dich reize zu den Dingen, die eim Sterbend noth sind.
q uickende (erquickende) erlabung des heilgen sacrament.
r edlich entschlahung aller weltlicher sorgen.
s chlüß uß erfarung dyner conscientz, d. i. abschließen im Gewissen bezüglich der gebeichteten Sünden, um nicht zu verzweifeln.
t ucken und sich demüteklichen trucken durch ein gantze verzwyfelung an synen verdiensten und krefften. Hüt dich in der stund dynes sterbens vor hochfart, vermessenheit und üppigem wolgefallen dyner guten werck. Sunder all die hoffnung und vertruwen setz in das lyden, sterben, und verdienst unsers l. H. J. Christi. Wann (denn) alle unser gerechtikeiten falsch sind und vor der angesicht gottes als eyn befleckt unrein tuch.
w illecklichen uffnemen der schmerzen des siechtags und todes.
x ypenliche (?) tugenden, besunder den glouben üben.
y innerliche gebett mit hertzen und usserliche mit worten durch dich oder umbstonden.
z eichen des lydens u. H. J. Christi u. s. w., d. h. sich das Kreuz vorhalten lassen.

Mag auch der Zusammenhang dieser Regeln ein äußerlich loser sein, so fehlt es denselben doch nicht an Ernst; als Büchlein für das Volk that es gewiß seine Dienste.

Dieses ABC umfaßt 9 bedruckte Blätter zu 24 Zeilen; am Schlusse heißt es, da die erste Regel „Anfohen mit einer ganzen beicht“ sei, so folge hier unmittelbar ein Beichtbüchlein; letzteres, in Verse seinen Gegenstand behandelnd, ist defect; es gehört zu den Geiler'schen Schriften [1].

Die allerletzte Zeile gibt uns glücklicherweise noch die Jahreszahl 1497:

MCCCCXCVII.

Man kennt ein zweites Exemplar dieses bei Michel Furter in Basel gedruckten Sterbebüchleins bis jetzt nicht.

[1]) Dacheux, Aelteste Schriften Geiler's, S. VII und S. 131; Weller 1099.

2. Die fünf Anfechtungen. Augsburg 1472.

Im Jahre 1472 verließ die Presse des Johann Bämler zu Augsburg ein Foliant von 119 Blättern, welcher mehrere Einzelschriften enthält, so eine Lehre und Unterweisung, wie ein junger Mensch sich in Ehrbarkeit und guten Sitten erhalten soll — wie sich zwei Menschen in dem heiligen Sacrament der Ehe halten sollen u. s. w.[1]). Uns interessirt hier:

Hienach volgent die funff anfächtigung die ein yedlich mensch | ersteen muß in seinen letzten zeiten mit sampt funff heylsamen | gepeten die offt und nuczlich zesprechen sind mit andacht[2]).

Diese Anfechtungen, in großen Typen gedruckt, füllen drei Folioblätter. Der Text beginnt: „Seyden mal der gang des todes auß disem gegenwärtigen ellend von unwissenheit des sterbens vil leütten geistlichen und weltlichen zu mal schwer forchtsam und erschrockenlichen scheinet wann (denn) under allen erschrockenlichen dingen der tod des leibes aller erschrockenlichest ist, doch so ist der tod der sel so vil erschrockenlicher und mer zu fliehen, so vil als die sel edler ist denn der leib, und aber die sterbenden menschen an iren letsten enden gar schwäre anfechtung habent schwärer dann sy in dem leben vor (zuvor) nie gehabt haben. Mit namen fünff aller treffenlichester die einem yedlichen menschen umb heiles willen seiner sele, und wie er den widerstand geben sol notturfftig sind zu wissen. Die erst anfechtung ist in dem glauben u. s. w."

Wir finden hier als einleitenden Gedanken sowohl ein Moment aus Capranica (cum de presentis exilii miseria mortis transitus etc.), als aus der ersten Ars den Aristotelischen Gedanken, daß der Tod das allerschrecklichste aller Dinge ist. Sehen wir ab von der Einleitung, so bietet der Text nichts als die bekannten fünf Tentationen (Unglaube, Verzweiflung, Ungeduld, Selbstwohlgefallen, die Sorge um Weltliches) zum Schlusse einige Gebete, davon ich die Worte aushebe:

„Herr Jesu Christe, ich heisch dein paradiß nit von werde meines verdienens, wann (denn) ich staub und äsch bin, und der erbarmlichest sünder, (sondern) in kraft und würken deines allerheiligesten leidens, dar durch du mich ellenden sündigen menschen hast wöllen erlösen und mit deinem rosenfarben plut mir das paradiß aufschliessen" u. s. w.

Der Drucker Bämler ließ 1476 dieselben Tractate in Quart erscheinen, darunter wieder:

„Hienach volgen die fünff anfechtungen dye ein yegklicher mensche besteen muß in seinen leczten zeyten. mitsampt fünff heilsamen gepeten die offt un nüczlich zu sprechen sind mit andacht"[3]).

---

[1]) Zapf, Augsb. I, 20 nach Gözen's Merkw. I, 161; Hain 10005 gibt die Tractate ohne Erwähnung der Anfechtungen. — [2]) Das Exemplar aus Dresden liegt mir vor.
[3]) Nach Hain 10006; vgl. Zapf, Augsb. I, 37. 38.

3. Betrachtung des Todes, um 1500.

Aus 7 Blättlein besteht die Betrachtung der Stunden und zu jeder der 12 Stunden des Tages eine Betrachtung des Todes, wovon wir das Titelbild nebst Titel in Facsimile wiedergeben.

Das Büchlein scheint einen Ordensbruder, wie wir ihn auf dem Titelbild sehen, vielleicht Carthäuser, zum Verfasser zu haben. Auf der letzten Seite lesen wir:

¶ Gedruckt zu Phortzheim.

Betrachtung der stun den/vnd zů yeder stund ein betrachtung des Tods



Der Drucker kann nur Anselm Thomas sein, welchen wir auch zu Straßburg, Tübingen und Hagenau thätig sehen. Der Text zeigt folgende Einrichtung. Bei jeder Stunde, z. B.: So es .1. schlecht — So es .2. schlecht, gibt das Büchlein ein Gebet zu Gott; jedes Gebet

beginnt: Barmherziger ewiger got, lob und danck sag ich dir uß hertzen das du mich hast lassen kummen zu dieser stund. So ich hab gehört 1 schlahen, würd ich ermant u. s. w. Jedem Gebete folgt eine kürzere, reimweise Betrachtung des Todes.

Zu bemerken bleibt noch, daß jedes der 12 Gebete sich an eine mit einer Wahrheit verbundene Zahl anschließt und zwar:

1 Uhr erinnert an ein Ding, wie David gebeten um ein Ding, nämlich zu wohnen bei Gott ewiglich [1]).

2 Uhr erinnert, mit Salomen 2 Ding zu begehren, nämlich, daß du von mir nehmest Ueppigkeit und Unwahrheit.

3 Uhr — 3 sind, die Zeugniß geben.

4 Uhr — 4 Evangelistenbilder (Mensch, Rind, Löwe, Adler).

5 Uhr — 5 Brote (der Reue, Betrübniß, Mitleid, Furcht, der Ersufftzung und Verlangens).

6 Uhr an die 6 Staffeln an Salomon's Thron.

7 Uhr an die 7 Gaben des h. Geistes.

8 Uhr an die 8 Menschen, die bei der Sündfluth gerettet wurden.

9 Uhr an die 9 Chöre der Engel.

10 Uhr an die 10 Gebote Gottes.

11 Uhr; etliche kamen zur 11. Stund des Tags und fanden noch Annahme in den Weinberg, also deiner Barmherzigkeit ist kein Zahl.

So es xij schlecht

Barmherziger u. s. w. wie oben. So ich hab gehört 12 schlahen, wurd ich billig ermahnt die zwölf Artikel des gemeinen christlichen Glaubens festiglichen ohn Zweifelung zu glauben, deren Artikel berühren Sechs dein hohe Gottheit, die zu schauen, darauf steht aller ewig Seligkeit; die andern sechs Artikel berühren die heilige und schöne Menschheit unseres lieben Herren Jesu Christi, durch den wir auch haben Zugang zu der Glorie deiner auserwählten, als geschrieben steht: das ist das ewig Leben, daß wir Dich Gott Vater erkennen als ein wahr Gott und Jesum Christum den du in diese Welt gesand hast; hiermit wird auch Bekenntniß des hl. Geistes, wann (denn) er von euch ausgeht. O Herr, erbarme dich mein und verleihe mir bis an mein Ende zu verharren mit diesem unsern gerechten Glauben, der da ist ein Licht der Seelen, ein Port des Lebens, ein Freudenmeer des ewigen Heils. Ja ein Anfang und ein Beschluß alles Guten.

---

[1]) Jedesmal wird eine Erklärung hierzu gegeben.

Betrachtung des tods:

Syt (da) der Tod nit ist zu meiden,
So söllen wir in gern leiden.
Ein willig von hinnen abscheid
Fördert uns zu der seligkeit.
Zu sein by got dem höchsten hern
Sol ein ieder mit ernst begern.
Das mag nit gesein on sterben
Got verlihe uns sein gnad erwerben
So ist ein guter dodt die port
Da durch man kumbt an dasselb ort [1]).

Der Verfasser weiß an die einzelne Zahl (von 1—12) eine wichtige Wahrheit zu knüpfen, und er versteht es, aus dieser Wahrheit, wenn auch etwas auf Umwegen, eine Mahnung mit Hinblick auf glückseliges Sterben zu entwickeln.

Ausgaben, beide ohne Jahr, mit Titelholzschnitt,

um 1500 zu Pforzheim bei Thomas Anshelm,
um 1510 zu Nürnberg bei Joh. Weissenburger.

Man kennt von jeder Ausgabe nur je ein einziges Exemplar, von der erstern zu Tübingen, von der zweiten zu Bamberg [2]).

Hieran schließen wir eine andere Betrachtung in Gedichtsform:

Betrachtunge der
stund und Zukunfft
des todes.

Am Ende: Gedruckt zu Erfurt von Wolffgang Schenken nach cristi geburt M.CCCCC.V, 4 Blätter in Quart mit sehr einfachem colorirtem Titelholzschnitt. Nach dem mir vorliegenden Exemplare der Münchener Hof- und Staatsbibliothek beginnt das nur fünf Seiten einnehmende Gedicht:

ES was eins mals das ich bedacht
Wie ich mein wesen het volbracht
Von anfangk meiner Jugend her u. s. w. [3])

Es bietet ein besonderes Interesse nicht; die Gedanken bewegen sich in Erforschung des verflossenen Lebens und in Reue über nicht gut verbrachte Lebenszeit.

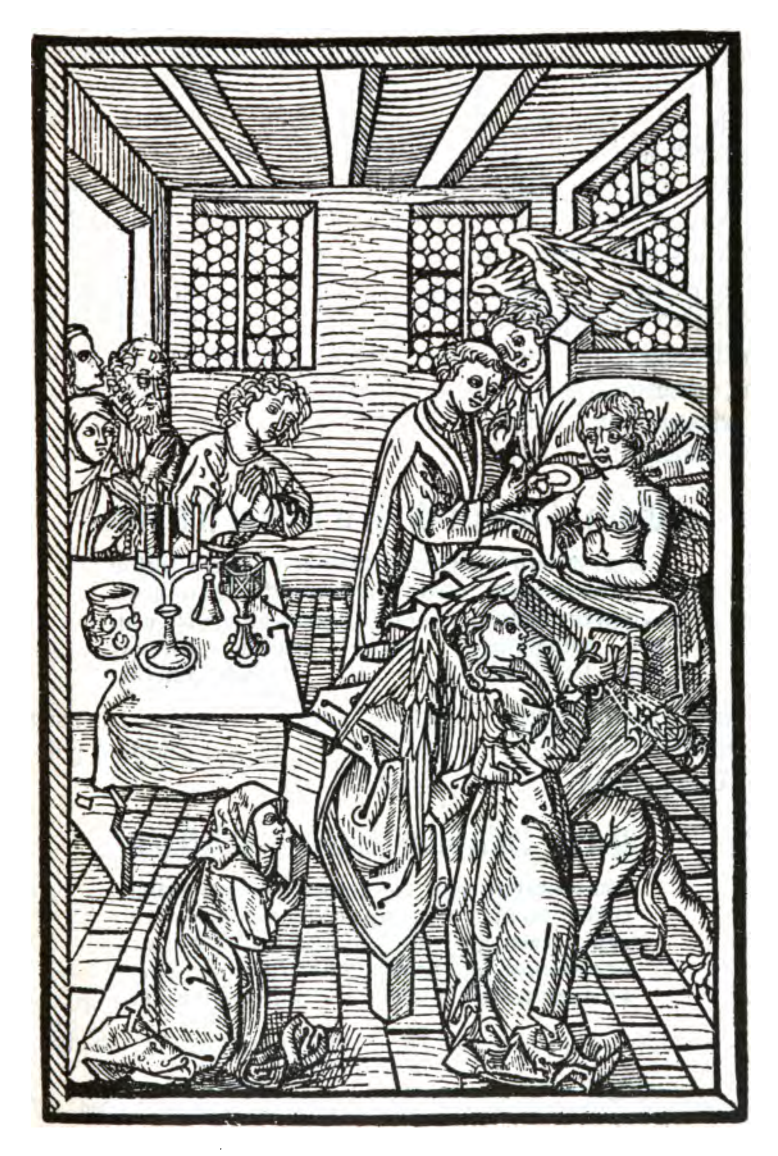
---

[1]) Nach dem mir vorliegenden Tübinger Exemplar.

[2]) Weller, Suppl. 1, S. 1 (133) und 533. — [3]) Weller 310; bei Panzer, d. A. III, 101 ist nur der Titel erwähnt, „in Zapf's Sammlung".

4. Ein loblicheſ und nutzbarlicheſ Buchlein. 1493.

In dieſem löblichen und nutzbarlichen Büchlein begegnen wir einem guten alten Bekannten, denn es enthält nichts anderes als die alte Ars



in deutſcher Uebertragung. Der Herausgeber, den Werth des Buches erkennend, gab der Ueberſetzung eine handlichere Form, Kleinquart=Format,

und fügte auf der Rückseite des Titelblattes ein Titelbild bei, welches eine reiche Scene eines die heilige Wegzehrung empfangenden Kranken vorführt. Das Seite 49 abgedruckte Facsimile nach der Ausgabe von 1494 überhebt weiterer Beschreibung.

Die Vorrede beginnt: „Wie wol das nach der lere des naturlichen meisters an dem driten buch der guten sitten[1]) aller erschrockenlichen dinge der tod des leibes ist das erschrockenlichst, doch ßo ist er dem tod der sele zu keynem weg ßu (ver)gleichen, das beßeuget Sant Augustin sprechende" u. s. w. (nach der Ausgabe von 1493).

Der Druck ist sauber, der Text füllt ganze Seiten, während bei den Holztafeldrucken der Text sich nach dem Bilde richtet und deshalb die Seiten nicht immer ganz füllt.

Von diesem Büchlein lassen sich sechs Auflagen in den Jahren 1493—1520 feststellen. Die erste erschien zu Leipzig 1493 und ist kaum bekannt[2]), sie fehlt in den großen Sammlungen von Panzer und Hain; gewöhnlich hält man die Ausgabe von 1494, gleichfalls zu Leipzig erschienen bei demselben Drucker, für die erste. Der Titel der ersten Auflage hat folgenden Satz:

Ein loblich und nußbar
lich buchelein von dem sterben wie ein itzlich
christen mensch recht yn warem cristen glau
ben sterben ßal und der anfechtung des boßen gey-
stes widderstehen durch manche nutzbar
liche leere der lerer der heyligen schrifft.

Am Ende: Hie endet sich das buchelèynn genant das | buchelèynn des sterbens gedruckt ßu leyp- | ßigk | Nach cristi geburth Im . xciii . Jar.

Der Titel der zweiten hat folgenden Satz:

Ein loblich und nußbar
lich buchelein von dez sterben wie ein itzlich
cristen mensch. recht yn. warem cristen glau
ben sterben ßal und der anfechtung des bo
ßen geystes wid'stehen Durch manche nutz-
barliche leere der lerer der heyligen schrifft

Am Ende: Hie endet sich das bucheleyn genant das | buchelyn des

---

[1]) libro III ethicorum Aristotelis. Bei der Caxton-Feier in London 1877 war ausgestellt unter den Facsimile Reproductions Nr. 1642: The Ars moriendi. 4to c. 1491, printed in 1869 with the types cut by the late V. Figgins, Esq., for his Chess-book. Caxton-Celebration p. 219.

[2]) Ich konnte das Ex. der Kgl. Bibl. zu Berlin benutzen.

sterbens gedruckt tzu leyp= | tzigk Nach cristi geburth Im xciiii . Jar. (1494) [1]).

Ausgaben, alle in Kleinquart, jede 16 Blätter mit 13 Holzschnitten.

1493 zu Leipzig bei C. Kachelofen;
1494 ebendaselbst [2]);
1496 ebendaselbst [3]);
1507 ebenda bei M. Lotter [4]);
1509 zu Nürnb. bei K. Weissenburger, 16 Bll. mit 12 (13) Holzschn. [5]).

Von der Ausgabe 1493 ein Exemplar in Berlin, von 1494 in Dresden, von 1496 in London, von 1507 in München, von 1509 ehemals bei Haßler in Ulm.

5. Ermahnungen und Trost im Sterben, ohne Ort und Jahr.

Am 20. Sept. 1883 kam zu München eine der merkwürdigsten Büchersammlungen zur Versteigerung, nämlich die der ehemaligen Carthause Buxheim bei Memmingen. Dieses Kloster war in Folge der Säcularisation in den Besitz der Reichsgrafen von Waldbott=Bassenheim gekommen; die Bibliothek selbst ragte hervor durch ihren Reichthum an Wiegendrucken, meist in herrlichen, fast oder ganz unbeschnittenen Exemplaren in den alten Lederbänden und mit hübsch ciselirtem Beschlag [6]).

Unter Nr. 3134 des Versteigerungskatalogs erscheint: Ermahnungen und Trost im Sterben, welcher Titel von der Redaction auf Grund des Inhalts gewählt worden sein wird; die Beschreibung gibt dann weiter an:

Blatt 1a: In dem namen unsers herren ihesu
christi der in sterbenden nöten um hail (des Heils)
willen aller menschen ubertreffenlich
schmertzen willencklichen mit gedult
gerne haut geliten. Amen.

Das Büchlein zählt acht Blätter; die Vorderseite des letzten Blattes hat acht Zeilen, wovon die achte schließt:

fliß dun das er ursach sy jn gutem.

Es fehlt jegliche Angabe über Ort, Jahr und Drucker, ebenso Signatur.

---

[1]) Hain 1836: 1494; 1837: 1496.
[2]) Weigel, Versteigerung frühester Erzeugnisse der Druckkunst 1872, S. 114; Heinecken, Idée générale p. 424; Nachr. II, 218.
[3]) Dutuit p. 55; Ebert 1252, Nr. V.
[4]) Dutuit p. 56; Weller 378.
[5]) Panzer III, 111; Dutuit p. 57; Weller 478.
[6]) So der Versteigerungskatalog in der Vorbemerkung.

Der Versteigerungskatalog spricht die Vermuthung aus, daß der Druck von der Presse des A. Kunne aus Duderstadt in Memmingen ausgegangen sei. Ueber das weitere Schicksal des nach Oesterreich verkauften Sterbebüchleins kann ich nichts mittheilen.

6. Eine schöne Lehre, wol zu sterben. 1507.

Schon ein halbes Jahrhundert war verflossen, als Braunschweig in die Reihe der deutschen Städte trat, welche eine Druckerei besaßen; erst in dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts begegnen wir einer Officin, welcher Hans Dorn vorstand. Von ihm kennen wir ein Evanlienbuch 1506. Im folgenden Jahre 1507 erschien bei ihm ein in der Bibliothek zu Wolfenbüttel erhaltener Sammelband in Kleinoctav, welcher 10 verschiedene Schriften umfaßt:

HYr in dussem böcklin.
Findet men Schöne
und nutsame lere gebe
de und genöchlike mate-
rie.

Auf der Vorderseite des letzten Blattes: Gedrucket unde volendet to | Brunswig dorch Hans | Dorn Am mitwecken | na marci ewangeliste Anno tusent | vifhundert und | sevene.

Zuerst kommt die „Krone Christi", fünf St. Annaschriften u. s. w., dann zwei Sterbebüchlein, nämlich:

Eyn schöne lere wol tho stervende

welcher als zehnte Nummer sich anreiht:

Eyn testament eyns waren cristen minschen[1]).

Leider konnte ich dieses Bändchens nicht habhaft werden und nur mittheilen, was Wackernagel, der zum ersten Male auf dasselbe aufmerksam machte, in der Bibliographie des Kirchenlieds S. 15 davon angibt.

7. Von dem sterbenden Menschen und dem gulden Seelentroste. 1486.

Es ist das Verdienst des Herrn Stadtpfarrers Münzenberger zu Frankfurt a. M., von diesem werthvollen Sterbebuche zuerst Kenntniß und größere Auszüge mitgetheilt zu haben[2]). Das von demselben benutzte

---

[1]) Dieses Testament und jenes zu Lübeck 1491 gedruckte, wovon unten, sind möglicherweise identisch.

[2]) Münzenberger, Das Frankfurter und Magdeburger Beichtbüchlein und das Buch „vom sterbenden Menschen". Ein Beitrag zur Kenntniß der religiösen mittelalterlichen Volkslitteratur. Mainz 1881, S. 38.

Exemplar gehört der Büchersammlung des Priesterseminars zu Limburg a. L., leider aber hat eine „gewaltthätige Hand hier obgewaltet und neben zahlreichen Randbemerkungen auch durch Ausreißen und Verstümmelung einzelner Blätter ihre Kritik geübt".

Durch Geffcken, Bilderkatechismus S. 110, bin ich auf ein zweites gut erhaltenes Exemplar der Leipziger Universitäts-Bibliothek aufmerksam geworden, danach lesen wir:

Blatt 1a: **Van dem stervende mynschen Unde dem gulden selen troste.**

Im Ganzen 18 Blätter zu 29 Zeilen in Quart, ohne Angabe des Ortes u. s. w.; der Druck rührt jedoch her aus der Presse des Simon Koch, welcher vom Jahre 1486 an zu Magdeburg thätig war[1]). „Seine Leistungen können bei der Schönheit, Schärfe und Schwärze des Druckes selbst mit tüchtigen Leistungen unserer Tage sich messen," sagt Götze S. 44. Koch stammte von Wylborch, es wird Weilburg an der Lahn sein; war es Weilbach nahe bei Mainz (im Nassauischen), dann wird er bei dem Meister Peter Schöffer zu Mainz in die Lehre gegangen sein.

Der niederdeutsche Text beginnt (Blatt 16) also: „Hier beginnet eine schöne geistliche Lehre von dem sterbenden Menschen, des ein Theil genommen ist aus dem Buche, das der Meister (d. i. Verfasser) gemacht hat von der Kunst wol zu sterben und ist eine Kunst aller Künste, das ein jeweilig Mensch von rechter Ordnung bei sich haben und mit großem Fleiße betrachten soll. Denn das ist die höchste und letzte Hoffnung der armen elenden Seele, darauf all ihr Trost oder Betrübniß steht, wie also der Mensch funden wird in der Stunde des Todes, so wird er verurtheilt zu der Freude der Ewigkeit oder zu der Betrübniß der ewigen Verdammniß.

Die Analyse und die Auszüge bei Münzenberger überheben mich einer ausführlichen Behandlung, wie sie dies kostbare Sterbebüchlein verdient. Es wiederholt sich hier wie anderwärts: die Tiefe der Auffassung, die Innigkeit in den Gebeten sind unvergleichlich und heute noch nicht in unsern Andachts- und Erbauungsbüchern erreicht.

Das vierte Capitel bringt die uns längst bekannten fünf Tentationen des bösen und die fünf Inspirationen des guten Geistes in einer etwas ausgedehntern Form. „Hier ist zu merken, daß die Menschen an ihrem letzten Ende schwere Versuchungen leiden und zwar besonders in fünf Stücken. Die erste Versuchung (bekorung) ist die gegen den Glauben; hier wird das athanasianische Glaubensbekenntniß eingeschaltet; die andere Bekorung ist Mißtrost und Verzweiflung gegen die Hoffnung; die dritte

[1]) Der Druck ist nicht von Joh. Grashove; vgl. Centralbl. f. Bibliothekwesen 1890, S. 246. 344.

ist die Ungeduld und das ist gegen die Liebe Gottes. Die vierte: geistlicher Hochmuth; die fünfte: ängstliche Sorge um zeitliche Dinge."

Das elfte Capitel enthält die Fragen, welche wir als die anselmischen in einem eigenen Abschnitt bereits behandelt haben.

Das zwölfte Capitel betont ein Werk der wahren Gottes- und Nächstenliebe. Wie die Bosheit unserer Zeit zu Vereinigungen führte, deren Glieder im Falle schwerer Erkrankung gegenseitig gegen den priesterlichen Zuspruch sich schützen durch systematisches Fernhalten des Dieners der Kirche (Solidaires in Belgien), so führte das gottinnige Leben unserer Voreltern zu dem hier besonders hervorgehobenen Liebesdienst: „Einem jeden Christenmenschen ist zu rathen, daß er bei seinen gesunden Tagen sich einem besonders treuen Freund befehle, der ihm beistehe in seinem letzten Ende und ihm fleißig zurede nach Anleitung dieses kleinen Buches und ihm den Glauben und andere gute Gebete vorlese und ihn tröste; denn hieran liegt alle Wolfahrt der Seele. Ende gut, Alles gut."

Es folgen drei Gebete von der Todesangst Christi am Oelberge, vom bittern Tode und von der großen Liebe Christi. Andere Gebete bezeichnet der Verfasser selbst als dem goldenen Seelentroste entliehen.

8. Der Spiegel der kranken und sterbenden Menschen. 1482.

Ein nicht näher bekannter Carthäuser schrieb ein aus 22 Capiteln bestehendes Büchlein von der Liebe Gottes, welches nur zu Augsburg, aber in fünf Ausgaben erschien. Allen diesen Drucken hängt an: der Spiegel der kranken und sterbenden Menschen, welcher uns zunächst hier beschäftigt. Es liegt kein Anhaltspunkt vor zur Annahme, daß der Carthäuser auch diesen Spiegel verfaßt habe, wenngleich es heißt in der Schlußschrift[1]) der 1483er Ausgabe:

Ein büchlin von der liebe got- | tes mit sampt dem spiegel der kran | cken und sterbenden menschen en- | det sich hie säligklichen. Gedruckt und vollendt in der keyserlichen | statt Augspurg . von Anthonio | sorg. an aftermontag nechst vor | dem palmtage . do man zalt nach | christi gepurt M CCCC L xxx iii [2]).

Auch der Titel zu dem Hauptwerke: Dise hernach geschriben materi . . . sagt von der grosse nuczberkeyt der gerechten liebe gotes . und der gerechten mainung in allen unsern wercken. — schließt den Spiegel in keiner Weise ein.

Nach der den Titel vertretenden Ueberschrift: Gedenck in allen

---

[1]) Der Titel der 1494er Ausgabe hat: Die liebe gottes | Mit sampt dem spie | gel der krancken und | sterbenden menschen.

[2]) Straus, Mon. typogr. in Rebdorf, p. 168.

deinen werck dein letzte zeit so wirstu nymmer sünden (sündigen). Exodi vij — beginnt der Text des Spiegels:

Seitdemal daß (da) allen Menschen nichts gewisseres ist als der Tod und nichts ungewißeres als die Stund des Tods, und ein jeglicher Mensch gerichtet wird von Gott allein nach dem wie er gefunden wird zu seinen letzten Zeiten, so sich die Seel abscheiden will von dem Leichnam, wann ist (denn ist es der Fall), daß der Mensch in der Zeit seiner letzten Vernunft wird wissentlich erfunden in einer Todsünd, so wird er gerichtet zu der ewigen Verdammniß; wird er aber dieselbe Zeit erfunden ohn Todsünd, so wird er gerichtet zu dem ewigen Leben. Darum so ist einem jeglichen Menschen gut, zu haben die Betrachtung seiner letzten Zeit, alle Tage. Es ist auch einem Jeden zu rathen, daß er mit Geschrift allweg hab ein Ermahnunge seiner letzten Zeit, also daß er daheim in seinem Haus, in seiner Kammer oder Stube oder ander seiner gewöhnlichen Wohnung an die Wände schreiben laß diese Wort:

Gedenck an den Tod und hüt dich vor sünden.

Der Verfasser erörtert nun die dreifache Ursache, warum einem Menschen die Betrachtung des Todes nutz sei: 1. sie macht demüthig und vertreibt die Hoffart; 2. tödtet die Anhänglichkeit an's Zeitliche, und das gibt der Meister Heinrich von Hessen zu erkennen aus dreierlei Begierd der Augen, des Fleisches und Hochfart; 3. die Betrachtung des Todes bewirkt Bußfertigkeit über die Sünden. Dieser Theil basirt auf einem lateinischen Originale [1]).

Der folgende Abschnitt behandelt das, was ein Sterbender wissen muß, um gut zu sterben, nämlich wie er sich halten soll bei den Anfechtungen des Teufels (die wir von der ursprünglichen Ars her kennen), ferner daß man ihn fragen soll nach der Anweisung des Anselmus, auch Augustinus und des Gerson.

Diesem folgt Unterweisung über zeitiges Beichten u. s. w. und zuletzt folgen Gebete [2]).

Das Büchlein mit dieser Stoffvertheilung scheint gefallen zu haben, denn es erschien in fünf

Ausgaben:

1482 zu Augsburg bei H. Schönsperger.

1483 „ „ „ Anton Sorg, in Quart [3]).

---

[1]) Das bei Barth. von Unckel zu Köln zwischen 1475 und 1485 erschienene Cordiale quatuor novissimorum handelt im ersten Theile de morte corporali, quod meditatio mortis facit hominem 1. se humiliare, 2. omnia contemnere, 3. penitentiam acceptare. — [2]) Auszug in Hasak, Letzte Rose. S. 214—219.

[3]) Hain 4062—4064 die Ausgaben von 1483, 1494, 1498; Zapf, Augsb. I, 68. 126; Panzer I, 139. 232; Schelhorn, Amoenitates VI, 477.

1494 zu Augsburg bei H. Froschauer, in Klein-Octav.
1498 „ „ „ H. Schönsperger.
1508 „ „ „ Erh. Oeglein [1]).

Im Jahre 1497 erschien eine niederdeutsche Ausgabe bei Stephan Arndes in Lübeck unter dem Titel:

Dat boek van der
warafftighen unde rechten leve ga
des [2]).

9. Ein heilsames Testament. 1491.

Aus der Presse eines noch nicht festgestellten Druckers zu Lübeck ging im Jahre 1491 ein kleiner Tractat, acht Quartblätter Duodez groß, hervor, von welchem nur ein Exemplar bekannt geworden ist; dieses Exemplar, dermalen in Wolfenbüttel, entbehrt leider des ersten Blattes, auf welchem ohne Zweifel der Titel und ein Holzschnitt war. Doch läßt der auf dem Blatt 2 erste Seite beginnende Text den vermuthlichen Titel errathen:

Dyt is eyn heylsam testament und eyne bekantnisse eynes waren chri | sten mynschen in synen lesten. Und | dyt schaltu vaken lesen by wol macht up dat du in dynem lesten | id des to beth wetest myt der hul | pe godes.

Auch soll man es den Kranken, die nicht lesen können, vorlesen mit Fleiß und sachtmodighen Worten [3]).

Dieses heilsame Testament, dessen ich nicht habhaft werden konnte, um ausführliche Mittheilungen daraus machen zu können, begegnete mir noch ein Mal, und zwar in Dederich's berühmtem Christenspiegel. Dieser Spiegel erschien auch zu Lübeck im Jahre 1497 bei Steph. Arndes, und zwar in erweiterter Gestalt [4]). Dieser Anhang, als 47. Capitel sich einleitend, handelt von sechs Hindernissen der Fortschritte im guten Leben. Die folgenden Abschnitte sind nicht mehr numerirt und handeln 1. vom Ablaß verdienen, 2. Wie ein getaufter Christ durch den Tod Vergebung von Pein und Schuld aller seiner Sünden gewinnen mag, 3. Ein Sermon, wie Menschen künstlich und nutzlich sterben sollen, gewiesen an dem Beispiel des Schächers am Kreuze, 4. Dat viert wo dat Sakrament der hilghen Olinge den Kranken alleine unsprekliк grot nut hulpe und sture deit (Nutz, Hilfe und Steuer thut) an live und sele. 5. Wie man

[1]) Weller 442. Die Ausgaben von 1483, 1494 und 1508 lagen mir aus der Münchener Bibl. vor.

[2]) Bruns, Beiträge zur kritischen Bearbeitung unbenutzter alter Handschriften, Drucke und Urkunden. Braunschw. 1802. S. 360.

[3]) Bruns S. 176. — [4]) Bruns S. 373.

aus dem Stande der Sünde in den Stand der Gnade treten soll. 6. Heilsames Testament u. s. w. Da ich auch dieses Büchleins nicht habhaft wurde, so genüge es, die Worte des Bibliographen Bruns wiederzugeben: „Der Eifer, womit auf die Wiederherstellung des angerichteten Schadens gedrungen wird, ist sehr zu loben, und überhaupt werden dem Christen für sein Leben und Sterben solche Regeln gegeben, die noch jetzt großentheils vor dem Richterstuhl der gesunden Vernunft bestehen würden." Gleichwohl meint Bruns den auch wieder vorkommenden Aberglauben, z. B. Benutzung der Ablaßbriefe, tadeln zu müssen. Doch sind wir solches von akatholischen Autoren gewohnt, welche die katholische Lehre zu studiren sich nicht die Mühe geben.

10. Tractätlein von dem sterbenden Menschen. 1497.

Ein nicht bekannter Autor, vielleicht ist es der geistliche Drucker Johann Weissenburger selbst, hat unter folgendem, über dem Titelbilde[1]) stehenden vierzeiligen Titel:

> Ein tractetlein von dem sterbenden menschen, von der anfechtung im sterben. Von etliche frag stuck tröstung unnd ermanung vor dem ennd des sterbenden menschen gepredigt durch ein geystlichen vater.

einen uns theilweise bekannten Stoff mit neuen Gedanken vermehrt und somit ein neues Sterbebüchlein geliefert.

Es theilt sich in elf Theile, wovon „das erste Tayl" redet von dem viererlei Tode, dem natürlichen, sündlichen, geistlichen (Absterben der Sünde) und höllischen Tode, unter Herbeiziehung von Stellen sowohl der h. Schrift als der Weltweisen und kirchlichen Schriftsteller (Väter u. A.), selbst des Dante:

„Von dem natürlichen todt ist geschryben in dem anderen Buch der Künig am 14. capittel: Wyr sterben alle und schleiffen hyn als das wasser in das ertreich.

„Aristoteles der naturlich meister spricht. Das aller grausamlichest ding aller ding ist der tod.

„Dantes poeta spricht zu den sundigen menschen. Wol auff darvon on allen lon. Rust (rüste) dich on lust, zu dem verlust. Und fürbas hin, on allen gewin. On letzen du lerne ewigklich zu sterben."

---

[1]) Dasselbe Titelbild wie bei der Schrift: Versehung (von) eines menschen leib sel ere und gut. Auf der Titelrückseite eine Predigtscene mit Unterschrift: In omnibus operibus tuis: Memorare novissima tua u. s. w. Dieses letztere Bild wird ursprünglich zu einem andern Buche, Predigt- oder Erbauungsbuch, gehört haben.

Das ander tayl. Syben ding sind zu betrachten einem yetlichen sterbenden menschen, die einem yetlichen im sterben zu stond; 1. daß du ganz allein, ohne Freund, von hinnen fahrst; 2. daß jeder Mensch nackt und blos von hinnen scheidet, im Erdreich wird er von Würmern verzehrt. 3. Jedem folgen nach seine Sünden. 4. Die bösen Geister nahen und harren auf ihre Gerechtigkeit (Ansprüche). 5. Die Seele fährt in eine ihr unbekannte Stätte. 6. Mit dem Tode höret alles Verdienen auf. 7. Der Tod raubt alle irdische Freude. Das Gesagte ist belegt durch Stellen aus Bibel und Vätern sowie durch Exempel.

„Das drite tayl" handelt von der Versuchung; hier kommen die bekannten fünf Anfechtungen [1]).

Der vierte Theil [2]) bringt etliche gar nützliche Fragestücke, dardurch erkannt wird, ob der Sterbende auf dem rechten Wege sich befinde. Die Fragen, deren 15 gestellt werden, sind im Wesentlichen die anselmischen.

Der fünfte Theil kommt auf die Nachfolge Christi zu sprechen und der sechste Theil, wie man durch die h. Messen den Seelen zu Hülfe kommen kann. Hier bringt der Verfasser exempelweise die Klage eines weltlich sterbenden Menschen unter; sie schließt: Weh und weh allen Menschen, die do nicht bedenken, von wannen sie kommen sind und was sie sind und wozu sie sind worden, sollen und müssen, das ist meine Klag und ein Jammer über alle Jammer, daß wir nit sterben wollen und doch sterben müssen.

Der achte Theil gibt die Litanei für die Kranken, der neunte Gebete, der zehnte kurze Lehre, einen Sterbenden zu tröften (12 Tröstungen) und zu ermahnen, der elfte das Te Deum laudamus deutsch, welchem das Exempel von dem Papste und seinem frommen Kaplan mit den drei Pater noster folgt.

Gedruckt zu Nürmberg durch Her
Hansen Weyssenburger am pfincz
tag nach Gregorij des Babst
Im newnten Jare.

Auf der Vorderseite des letzten Blattes: St. Michael als Seelenwäger.

Von diesem Weissenburger'schen Tractätlein kennt die Bibliographie zwei Ausgaben:

1497 zu Memmingen, 28 Blätter in Quart [3]).
1509 zu Nürnberg, 30 Blätter 4 mit 5 Holzschn.

---

[1]) Vor diesem Theile das Bild der Tentatio de avaricia.

[2]) Mit dem Bilde der Tentatio de desperatione.

[3]) Panzer III, 84.

Ich konnte die Ausgabe von 1509 benutzen, welche, so weit bis jetzt feststeht, nur noch in einem einzigen Exemplar vorliegt, nämlich dem der fürstlich Ottingen=Wallerstein'schen Fideikommiß=Bibliothek zu Maihingen [1]).



Titelbild der 1489 gedruckten Ausgabe der Versehung.

11. Versehung von Leib, Seele, Ehre und Gut. 1489.

Wir kommen nun zur Besprechung eines Buches, dessen schöner, mit Schreiberzügen von kräftiger Führung ausgestatteter Titel [2]) den praktischen Inhalt verräth:

---

[1]) Weller 513. — [2]) In gleicher Weise ist der Text mit prächtigen Initialen von 55 × 50 Millimeter Ausdehnung übersäet. Das Ganze zählt 171 foliirte Blätter, 9 Blätter Register.

**Versehung leib sel
er unnd gutt.**

d. h. Versehung (Fürsorge für) von Leib, Seele, Ehre und Gut auf dem Sterbebette.

Die Rückseite des Titelblattes stellt im Bilde den ganzen Buchinhalt dar; nur zur kürzesten Erklärung unseres Facsimile's sei bemerkt, daß neben dem den verhüllten Speisekelch tragenden, also für die Seele sorgenden Priester, der Arzt mit dem Harnglase als der Vertreter für die Versehung des Leibes zu erkennen ist; ihm zur Seite erscheint der Notar, die Urkunde (mit herabhangendem Siegel) der letztwilligen Verfügung in Händen haltend, zur Andeutung der Sorge für Ehre und Gut.

Der fliegende Zettel über den Häuptern der Genannten wiederholt nochmals den Titel:

versehung eines menschen leib sel ere vnd gut.

Am Fußende wird wohl die Gatlin aus ihrem Betbuche Trost erflehen für sich und die Seele des Siechen, während oben die Tochter, so scheint's, eine Erfrischung beiträgt.

Blatt 2 erklärt in einem Quasi-Titel von kräftiger Typenart nochmals: In disem puch ist geschriben ein nottürftige nutzliche trostliche und dermaß vor (her) unerhorte unterweisung zu versehung eines menschen leib sell er und gutt.

Die anselmischen Fragen beginnen: Begehrst du zu sterben in einem rechten, wahren christlichen Glauben — bekennest du, oft wider Gott gesündigt, die zehn Gebot nicht gehalten zu haben u. s. w.

Zum neunten: setz all deine Hoffnung allein auf die Marter und Tod Jesu Christi und befiehl dich gänzlich darein.

Nach den Fragen kommen kräftige, innige G e b e t e, welche der Kranke beten oder Andere ihm vorbeten sollen; sie füllen sieben Blätter.

Es wär' auch gut, räth das Buch zum Schluß, doch dem Kranken ein Crucifix und das Bild Mariä und der Heiligen vorzuhalten, von der Passion vorzulesen und mit Weihwasser zu besprengen; damit verjagt man den Feind.

Das letzte Blatt 171 belehrt wie folgt. Nachdem solch Buch von neuem gemacht und ungenannt ist, so erheischt die Nothdurft, demselben einen Namen zu geben, . . . so ist solch Buch . . . Versehung Leibs, Seele, Ehr und Gut genannt . . . [1]).

Hierauf folgt eine Ermahnung zur Beichte, mit welcher zugleich eine Gewissensforschung sich verbindet. Darnach sollst du des heil. Sa-

[1]) Der Drucker, nicht genannt, ist jedoch Georg Stuchs von Sulzbach zu Nürnberg, wie Panzer, Nürnb., S. 114 festgestellt hat.

craments des Fronleichnams unseres Herrn, auch der heil. Oelung begehren und nach der Entpfahung Gott mit Fleiß und Andacht danksagen.

Und schick zu geistlichen frommen Leuten und bitt sie, die Messe zu lesen, gemein Gebet zu thun.

Blatt 153: Von Anfechtung von dem bösen Geist des Menschen in tödtlicher Krankheit.

Merk, so der bös Feind den Menschen schwerlich anficht, so ist noth zu wissen, wie ein Mensch dagegen halten soll. Nun folgt die Darlegung der fünffachen Anfechtung zu Unglaube, Verzweiflung, Ungeduld, Hochfahrt und zeitlicher Sorge. Es werden sehr ausführliche Erwägungen diesen Einflüsterungen entgegengestellt, z. B. gegen den Unglauben: zum ersten so sol sich kein Mensch mit seinen Gedanken in kein Disputation geben — die Gedanken ausschlagen — viel gescheitere Leute als du glauben u. s. w.

Es liegen also die Grundgedanken der alten ersten Ars moriendi vor, ohne die dramatische Handlung, wie sie daselbst in Gesprächen der Teufel und Engel mit den Kranken auftritt.

Blatt 162: Etlich Frag so man den Kranken furhalten soll [1]).

Das merkwürdige Buch gibt nun eine kurze Analyse über die Besorgung des Kranken in leiblicher Hinsicht, wie man ihn zu Anfang der Krankheit anreden, wie ihn pflegen, auch daß man den Arzt zu Rathe ziehen soll; man hört, wie gewisse Dinge zu beurtheilen seien, von den Adern und wie es mit Aderlaß zu halten sei, z. B. zu laßen für die pestillenzen, Gestaltnuß des plutz (Bluts), auch auf Heilkräuter kommt die Sprache, z. B. von klein oder spitzig wegerich, von rabarbarum, von gebrannten Wassern, als Rosenwasser, Lilienwasser.

Mit Blatt 148 beginnt:

was ein mensch in seiner kran
ckheyt zu seiner sellen seligkeyt ge
dencken fürnemen und handelen soll.

„Item so eins kranck oder legerhaft wurd und zu besorgen were, das sich die kranckheyt merenn (mehren) wurd, so soll der kranck vierley bedencken oder man sol ime das sagen oder vorlesen." — Folgen diese vier Erwägungen in Kürze.

Die Ausgaben der Versehung von Leib und Seele, alle in Quart.

1489 zu Nürnberg bei Georg Stuchs, 171 Bll. u. 9 Bll. Register [2]).
1490 „ Augsburg „ Hans Schobsser, 166 Blätter [3]).

[1]) Hasak S. 540 gibt diese Fragenpartie wörtlich wieder.
[2]) Panzer I, 179; III, 65; Hain 16019; Kloß 4069; Klemm 762.
[3]) Panzer I, 186; III, 67; Mezger S. 70; Zapf, Augsb. I, 94; Hain 16020.

1493 zu Augsburg bei Hans Schönsperger, 152 Bll. u. 7 Bll.[1]).
1509 „ Nürnberg „ Wolfgang Huber, 67 Bll. u. 4 Bll. Register[2]).
1518 „ Straßburg „ J. Knoblauch, 120 Bll. u. 6. Bll. Register[3]).
Eine Ausgabe ohne Ort und Jahr[4]).

Die Ausgabe von 1518 faßt den Titel: Versehung beyder, Seel und Leibs des Menschen durch geistlich und leibliche Artzney. Schön, nutzlich und gar fruchtbar mit kurtzem Bericht zu lesen.

Muther, Bücherillustration, will noch 2 Ausgaben kennen: Augsburg 1491 und 1494.

Noch im Jahr 1541 kam bei Christian Egenolff in Frankfurt a. M. heraus: Versehung Leibs und Seel. „Vor jarn etlich mal gedruckt und in Werth gehalten“, jedoch umgearbeitet im Sinne der Lehre M. Luthers.

12. Die Krankenbüchlein der Herzogin Sidonia von Sachsen.

Diese edele Fürstin begegnete uns bereits in den Meßauslegungen S. 17—19; sie gehört zu jenen seeleneifrigen Menschen des fünfzehnten Jahrhunderts, welche auf ihre Kosten Bücher drucken ließen aus religiösen Gründen, zum Seelenheil ihrer Mitchristen.

Die auf ihre Kosten zu Leipzig 1509 gedruckte und 1521 zu München nachgedruckte Schrift: Eine sunderliche andechtige Beschaulichkeit von dem ampte der heilgen messe — kann eben so gut hier unter den Sterbebüchlein figuriren, da, wie ein Hinweis auf der S. 18 beigebrachten Stelle zeigt, diese Beschaulichkeit jenem Menschen, der sein letzte Zeit und Stund seliglich betrachten will, zugute kommen soll. Interessant ist dabei die Aufforderung, das Testament zu bestellen in Gegenwart von zwölf Notarien, nämlich der heiligen Apostel.

Ihr anderes Büchlein ließ sie 1508 auch bei Lotter drucken: „Ein sonderlich nutzlich und trostlich büchlein für jene, welche in Widerwärtigkeit oder welche krank sind oder an ihrem letzten Ende liegen mit viel schonen und lieblichen Gebeten, auf Begehr und Kosten der durchleuchten hochgeborenen Fürstin Zdena. Ich kann nur den Titel[5]) angeben, da mir das Büchlein nicht zur Hand war.

---

[1]) Panzer I, 204; Zapf a. a. O. I, 107; Kloß 4070; Zapf, Annal. p. 38; Fränkische Acta eruditorum, XI. Samml. S. 702; Hain 16021 identisch mit 16091.

[2]) Panzer III, 111; Klemm 774, — [3]) Panzer I, 418; Weller 1156.

[4]) Hain 16018.

[5]) Panzer I, 288 bezeichnet dieses Büchlein als einen Auszug aus dem Gratiae spirituales Mechtildis.

D. Erbauungsbücher mit Belehrung über glückseliges Sterben.

Wer über die religiöse Volkslitteratur der Wiegendruckzeit Studien zu machen beginnt, geräth alsbald in gerechtes Staunen über die Unzahl und Manchfaltigkeit der Lehr- und Erbauungsbücher für den Gebrauch des Volkes. Besonders scheint die niederdeutsche Litteratur, welche überhaupt für unsere Zwecke nicht hinreichend durchforscht sein dürfte, vielfache Schätze zu bergen.

Es lag nicht in meiner Absicht, hier die ganze Erbauungsbücher-Litteratur in der Richtung zu durchforschen, um darin die Belehrung und Anleitung zur Erlangung glückseligen Sterbens festzustellen; einige Bücher verdienen jedoch Beachtung, theils wegen ihres Ansehens, theils wegen ihrer Seltenheit und so fort.

1. Bruder Dederich's von Münster Christenspiegel. 1480.

Eines der gründlichsten, tiefinnigsten und verbreitetsten Gebet- und Erbauungsbücher ist der von dem Observantenbruder Dederich von Münster verfaßte und zum ersten Male 1480 erschienene Christenspiegel [1]. Daß dieses Lehrbuch auch das wichtige Anliegen eines glückseligen Todes in seinen Bereich zieht, versteht sich von selbst, deshalb

Capitel 44: Wie man sterben soll und das ist die allerfruchtbarlichste Lehre der Welt.

Es sind zunächst Gebete, in welchen die Seele ihre letzte Liebe und Reue ausspricht. Da Moufang, „Die deutschen Katechismen des 16. Jahrhunderts" den ganzen Spiegel in seine Sammlung aufgenommen, so genüge der Hinweis hierauf. S. xlvi: Wie man sterben soll, und das ist die allerfruchtbarlichste Lehre der Welt.



Einige Tropfen aus dem tiefen Borne der Gottseligkeit Dederich's seien hier gespendet:

„O lieber Herr, laß doch dies kleine Leiden und dein groß mannichfaltig Leiden für alle meine Sünden stehen."

„Ich wollte, daß ich blutige Thränen weinen könnte für meine Sünden."

---

[1]) Nordhoff in Pick's Monatsschr. für rheinisch-westfälische Gesch. 1874 gibt eine Bio-Bibliographie; vgl. Kirchenlexicon III, 1744. Im J. 1497 erschien eine Ausgabe zu Lübeck (Bruns S. 365) und nochmals 1501 (Geffcken S. 150).

„O lieber Herr Jesu, so möge denn dein heiliger, bitterer Tod, dein köstlich Blut . . . zwischen dich und meinen Sünden stehen.“

Den erweiterten Christenspiegel von Lübeck 1497 mit dem Anhang haben wir oben bei Testament S. 56 kennen gelernt.

2. Albrecht von Eyb, Sittenspiegel. 1511.

Albrecht, Sprosse eines reichsritterschaftlichen fränkischen Geschlechts, war geboren am 24. März 1420 auf Schloß Sommersdorf, studirte zu Pavia, wurde beider Rechte Doctor, Domherr zu Bamberg, Eichstätt und Würzburg (hier auch Archidiakon) [1]. An den öffentlichen Angelegenheiten der drei Stifte, welchen er angehörte, nahm er lebhaften Antheil. Deren Rechtsstreitigkeiten, namentlich mit dem Ansbacher Hofe, gingen vielfach durch seine Hand. Papst Pius II. zog ihn an seinen Hof. Als Staatsmann und Redner ausgezeichnet, mehrte er seinen Ruhm durch schriftstellerische Thätigkeit. Er gehörte zu den ersten deutschen Humanisten, übersetzte Plautinische Lustspiele, schrieb die Margarita poëtica 1472, verfaßte die sehr beliebte und deshalb häufig gedruckte Ehestandsschrift: Ob einem Manne sei zu nehmen ein ehelich Weib oder nicht, 1472. Sein Tod erfolgte am 24. Juli 1475; im Domkreuzgange zu Eichstätt ruhen seine Gebeine.

Dieser merkwürdige Mann fand noch Zeit, eine Moral in Denksprüchen und Exempeln zu schreiben unter dem Titel: Spiegel der Sitten; doch erschien die Schrift erst nach seinem Tode. Man schreibt ihm auch zu eine Epistola praeparatoria (s. tractatus de praeparatione) ad mortem und: Eyn Gespräch zwischen dem Tod und einem Bauern, 1477.

Sein Spiegel der Sitten, im Latein genannt Speculum morum, von guten und bösen Sitten, von Sünden und Tugenden, zählt 190 Folioblätter; mit dem 70. Folioblatte beginnt die Belehrung:

Von aim guten saligen tod. Und wie sich der mensch darzu bereiten sol.

Ain guter tod des menschen verwandelt dises tödtlich leben in ain ewiges säliges leben, und wer wol in Gott stirbt, der ist warlich nit gestorben, sunder ist aufgestiegen zu eim würdigern höheren leben.

Um eine kurze Analyse zu geben: Die Willigkeit des Sterbens ist eine selige Bereitung zu dem Tode; die andere Bereitung zu dem

---

[1]) Stamminger im Kirchenlexicon, 2. Aufl., IV, 1151; Suttner, Biblioth. Eichst. dioec. p. 5; Chevalier, Répertoire p. 705. 2576. Ein anderer berühmter v. Eyb war Ludwig. Vgl. Lorenz, Geschichtsquellen I, 132. So eben erscheint ein Neudruck dieser Ehestandsschrift (Heft 4 der Schriften zur german. Philologie) Berlin bei Weidmann. Der überdies eine Monographie über Albrecht vorbereitende Herausgeber M. Herrmann bezeichnet die Ehestandsschrift „sprachlich als die glänzendste Behandlung der deutschen Prosa vor der Reformationszeit.“

Tode besteht darin, daß der Mensch geduldig trage seine Krankheit; die dritte, daß er wohl und recht halte in Empfahung der hl. Sakramente, daß er Reu und Leid hab um seine Sünden, dieselben beichte, Genugthuung darumb habe, das heil. Sakrament (Leib des Herren) und die heil. Oelung empfahe. Die vierte Bereitung besteht in der Tugend des festen Glaubens, der stäten Hoffnung in Gott und in vollkommener Liebe. Die fünfte Bereitung ist, daß der Mensch ein ordentliches Geschäft seiner Seel und Guts halber habe und sich von allen weltlichen Sachen zurückziehen soll.

So der Mensch sterben soll, hat er viel schwerer und größer Versuchung des Teufels denn in gesunden Tagen, womit der Verfasser zu den fünf Tentationen und zu den Anselmischen Fragen überleitet. Darnach ist Rede vom guten Freunde, welcher die bekannten Liebesdienste mit Gebeten, Crucifix, Weihwasser besorgt. Zum Schlusse kommt das Exempel vom Kaplan und Papste, sowie von den dreien Paternoster [1].

Diese Ausgabe [2]) gibt ein Schreiben des Bischofs Gabriel von Eichstätt an den Domherrn Joh. Huff wieder, worin diesem der Auftrag wird, das Buch, welches Albrecht von Eybe mit großer Mühe zusammengetragen, aber durch übereilen des Tods nit vollendet, welches nu bis in das 36. Jahr nach seinem Tod also geruwet hat, zu übersehen und zum Drucke zu befördern.

3. Lanzkranna, Himmelstraße. 1484.

Geffcken, Seite 106 der Beilagen, gibt „von diesem für die Sittengeschichte und den Bildungszustand des 15. Jahrhunderts höchst wichtigen Buche“ eine ausreichende Analyse, aus welcher erhellt, daß vier Capitel auch das Sterben behandeln, nämlich:

Cap. 49. Vom heilsamen Sterben.
Cap. 50. Wie der Teufel den Menschen vor seinem Tode versucht.
Cap. 51. Wie man den Kranken ermahnen,
Cap. 52. Wie ihn fragen soll. Es folgen dann noch Gebete für den Kranken.

Von dem Verfasser, welcher sich am Schlusse von Blatt 213a der ersten Ausgabe einfach „Bruder Steffan, der die materi des buechlins aus viel buechern zesamen gepracht hat“, nennt, wissen wir nicht viel, er wird auch als Propst von St. Dorotheen in Wien bezeichnet, gestorben 1477.

---

[1]) Den ganzen Abschnitt reproducirt Hasak's Epheukranz S. 159—172.

[2]) Darnach dürfte eine Ausgabe von 1500 von Hochfeder in Metz, von Panzer III, 92 (Hain 14944) erwähnt, nicht gut möglich sein. Weder Teissier, Essai, noch Trésor du bibliophile Lorrain 1889 kennen eine solche Ausgabe.

Ausgaben der Himmelstraße, alle in Folio.

1484 Augsburg bei Anton Sorg, 219 Blätter.
1501 Augsburg bei Luc. Zeissenmair, 173 Blätter.
1510 Augsburg bei J. Ottmar, 171 Blätter [1]).

Die letztere Ausgabe hat auf dem Titel noch den Zusatz: „in latin genant scala celi“, was jedoch nicht verleiten darf zur Annahme, als ob hier eine Uebersetzung der 1486 zu Ulm bei Joh. Zainer gedruckten Scala celi vorliege; die lateinische Scala ist vielmehr ein alphabetisch geordnetes ascetisches Werk, dessen Verfasser sich Johannes Junior nennt.

4. Johann von Paltz, Himmlische Fundgrube. 1490.

Daß wir die häufig lateinisch und deutsch gedruckte himmlische Fundgrube des Augustiners Johann von Paltz hier zur Sprache bringen, erhellt aus Anlaß der Abfassung und Uebersicht des Inhalts.

Die Rückseite des Titelblattes beginnt allsogleich: „Diß Büchelein wird genannt die himmlische Fundgrube darum, daß man himmlisch Erz darin mag finden oder graben, d. i. die Gnad Gottes. Es mag auch geheißen werden ein Spiegel der Liebhaber dieser Welt, denn zugleicherweise als (wie) der Mensch seine leibliche Gestalt in einem natürlichen Spiegel ersehen kann, also mag ein jeder Sünder und Nachfolger dieser Welt seine Ungestalt und Irrthum in dem Spiegel seiner Vernunft aus dieser nachfolgenden Lehre lauter und klarlich erkennen und wird getheilt in vier Theile oder Predigten: 1. von dem Leiden Christi, darein man mag kommen oder eingehen durch sechs Eingang oder Stollen. 2. von den bösen unnützen Gedanken der Missebittunge, die oft Einem einfallen wider das heilig Sakrament, Mutter Gottes u. s. w. 3. Von der Betrachtung des Todes, dardurch ein jeglicher Christen mensch mag erwerben Vergebung von Pein und Schuld, ob er auch sonst kein gut (Werk) hätte gethan. 4. Von dem großen Nutzen des Sacraments der heiligen Oelung wider mancherlei Irrthum und Mißglauben viel unverständiger Menschen.“

Daran schließt sich die Widmung an Friedrich Herzog zu Sachsen, des heiligen römischen Reiches Erzmarschall und Kurfürst, Landgraf zu Thüringen und Marggraf zu Meißen, vom Jahre 1490 [2]):

„Gnedigster Herre! Nochdem als euer furstlich genad got dem almechtigen zu ere . . . von mir begert hat, das ich wolle zu Teutsch

---

[1]) Zapf, Augsb. I, 72; II, 4. 43; Panzer I, 146. 252.

[2]) Joh. Paltz hatte mit großem Beifall zu Torgau vor Kurfürst Friedrich und seinem Bruder Johann gepredigt, die ihn aufforderten, einige Predigten in Druck zu geben.

machen etliche predigte vor euern genaden gethan: von dem leyden cristi, von den boßen gedancken, von dem tode, wie man ßal sterben und von der heyligen olung in todes noten, So hab ich meinen fleis gethann. Bit euer furstlich genad welle nicht vorachten das schlecht teutzsch. So offt under einer groben rinden ein guter kern vorborgen und in einem groben ungestalten beutel gut golt ist."

Acht Blätter von den 26 Blättern des Ganzen gehen auf: „Die sermon von der wol gebrauchung des todes, damit (womit) ein mensch mag erwerben vorgebung (Vergebung von) pein und schuld, ob er sust nie kein gut Werk gethan hatte, sunder vil ubels."

Ein nach dem dritten Sermon kommender Abschnitt trägt die Ueberschrift:

Von der kunst zu sterben

WJlhelmus parisiensis spricht das der tod sein (sei) ein grosser schatz der do genugsam ist alle schuld zu betzalen u. s. w.

Von der vierten Predigt über die h. Oelung mit ihrem achtfachen Nutzen hat Hasak S. 334—337 einen Abdruck gegeben; es genüge der Kürze halber ein Hinweis darauf, so sehr der Abschnitt hier eine Wiederholung verdiente. Die hier entwickelten Lehren könnten heute noch Verwerthung finden.

Die himmlische Fundgrube gewinnt an Interesse durch die Persönlichkeit ihres Verfassers. Johann Zenser, so lautet sein ursprünglicher Name, stammte nach den Einen aus Schwaben, nach Andern aus dem Orte Paltz (oder Palenz) im Trierschen, weshalb Johannes Palatinus, Johann von Pfalz (Palz, Palitz, Valcz) genannt[1]). Er gehörte zu den Chorherren des Augustiner-Ordens und studirte zu Erfurt und Leipzig, wurde 1483 Doctor der Theologie und zeichnete sich als Kanzelredner aus, namentlich machte er sich durch seine in verschiedenen Städten gehaltenen Ablaßpredigten bekannt, in welchen er zum Kampfe gegen die Türken aufforderte. Auf einer Reise durch Sachsen kam er auch nach Schneeberg, sah die dortigen Bergwerke und nahm daraus Veranlassung, seine „himmlische Fundgrube" abzufassen, welche später (1502) erweitert als Coelifodina erschien. Er starb zu Mühlheim am 13. März 1511[2]).

Man hat unsern Johann von Paltz, wie er sich selbst schreibt, öfters verwechselt mit seinem Namensvetter, welcher Propst bei den regu-

[1]) Sein Lebensgang ausführlich in Kolde, Die deutsche Augustiner-Congregation, und J. Staupitz, S. 174.

[2]) Wie der Abt zu Altenzelle, Martin von Lochau, zu Leipzig ein Studienhaus für den Cistercienser-Orden, Bernhardinum, gestiftet, so begann Johann Palz ein gleiches Seminarium für die Augustiner-Chorherren. Köhler, Fragm. zur Gesch. v. Leipz. 1787. S. 72. — Handschriften von ihm in München, Hof- und Staatsbibl. 8541, 20167.

lirten Chorherren im Neuen Werk bei Halle, Doctor Decretorum und hallischer Archidiaconus war. Letzterer starb viel später und spielte noch in der Reformationsgeschichte eine Rolle [1]).

Ausgaben.

c. 1490	zu	Leipzig bei Martin Landsberg [2])
c. 1490	„	Magdeburg bei Simon Mentzer [3]).
1497	„	Leipzig bei Mart. Lotter [4]).
1498	„	Augsburg bei Hans Froschauer [5]).
1501	„	„ „ „ „
1503	„	Straßburg bei Math. Hupfuff [6]).
1506	„	Augsburg bei Hans Froschauer.
1507	„	„ „ „ „
1507	„	Straßburg bei Matth. Hupfuff.
1512	„	Augsburg bei Hans Froschauer.
1517	„	Straßburg bei Cunr. Kerner.
1521	„	Erfurt bei Mathes Maler.

5. Der Laienspiegel. 1496.

Der Speygel der leyen, gedruckt zu Lübeck 1496, enthält eine Belehrung für Laien in Gesprächen zwischen Lehrer und Schüler über die h. Dreifaltigkeit, die h. Messe und von anderem geistlichen Amte (Tagzeiten, Advent, Fasten, Karwoche, Ostern, Frohnleichnamsfest), vom Weihwasser, von den geistlichen Orden, Pater noster, Ave, Credo, Dekalog, den sieben Todsünden, von guten Werken, von den Engeln. Im Ganzen sind es 43 Abschnitte, davon der 40.: wie ein jeglicher Christ willig sterben soll, wenn Gott es verlangt; ein Auszug aus dem Buche: die Kunst, wohl zu sterben, eine Kunst aller Künste; 41: Wie schätzbar ein guter Tod, wie schlimm ein böser Tod sei; 42: Fragen, die den Kranken vorzulegen sind; 43: Von dem Opfer Christi für uns und dem Abschied aus dieser Welt [7]).

---

[1]) Vgl. Kolde S. 174 Anm. 2; Ossinger, Bibliotheca Augustiniana 1768 p. 652 ungenügend.

[2]) Weller, Altes aus allen Theilen der Gesch. 1762. I, 291; Panzer I, 184.

[3]) Bruns, Beitr. S. 174; Götze S. 66.

[4]) Hain 9421; Hain 9418—9422 hat fünf Ausgaben.

[5]) Zapf, Augsb. I, 129; II, 7: 1501; II, 31: 1507; II, 61: 1512.

[6]) Weller 255: 1503; 353: 1506; 379: 1507 (Straßb.); 1041: 1517. Die Mainzer Stadtbibl. besitzt eine Ausg. o. O. u. J., 26 Bl. ohne Holzschn.; vgl. Zapf, Augsb. II 245.

[7]) Bruns, Beiträge. S. 208—214; Geffcken S. 148 der Beilagen. Exemplare in Göttingen und Wolfenbüttel.

6. Seelengärtlein. 1502.

Das berühmte Gebetbüchlein „Seelengärtlein", hortulus animae zu dessen Würdigung uns die Meßauslegungen S. 21 Gelegenheit gaben, widmet den Kranken und Sterbenden einen eigenen Abschnitt, eingeleitet mit den bedeutsamen Worten:

„Wie man soll lernen sterben, eyn gute lere begryffen in sechß stücklein, und soll sie der mensch alle tag für sich nemen und also lang lernen, biß das er es wol gelernet hat."

1. Zuerst soll man sich kehren zu Gott mit wahrer Reue; 2. sich aller zeitlichen Dinge entschlagen; 3. sich kehren zu den fünf heiligen Wunden Christi, in das liebentflammte Herz Jesu; 4. sich opfern als



Sterbescene aus dem Seelengärtlein.

ein lebendig Opfer unserm lieben Herrn und sich willig geben in den Tod und aus Begierde des ewigen Lebens begehren zu sterben und bei Christus zu sein; 5. man soll begehren, daß all Leid und Weh geheiligt werde in dem Leiden Christi, vorher, nicht erst im Tode; 6. man soll sich senken in den christlichen Glauben und in ein gänzliches gutes Vertrauen, daß er ihn nicht verlassen werde [1]). Hierauf „etlich frag so man eim sterbenden und hynziehenden menschen thun soll", Fragen, die uns an Anselm erinnern, worauf bekannte Mahnungen und Gebete kommen, z. B. „Nun diweil dein edele sele noch bey dir ist und atem hast, so soltu alle deyn hoffnung und getreuen auf niergent anders setzen dan auf das verdienen und den tod ihesu cristi." — So die sele von dem

[1]) Weislinger, Armamentarium p. 776; Alzog, Postillen S. 72; Huttler's Ars mor. S. 63—71.

leyb scheydet, sprich: Nun far hin du edele sel in dem nammen gottes des vatters, der dich also in grosser wirdigkeit beschaffen hat. In dem nammen gots des sunes, der dich so theuer erlöset hat, und im namen gots des heil. Geistes, der durch seine gnad in dir wohnen mag [1]).

7. Brunn der durstigen Seele. 1512.

Wenig bekannt dürfte dieses Gebetbuch sein. Den Anfang machen Gebete zu Gott, denen solche zu Maria und den Heiligen folgen. Darauf kommen Gebete zum leidenden Heiland, Communiongebete, endlich Gebete für Kranke und Sterbende; den Schluß machen Brigittengebete. Ich kann, da mir das Büchlein selbst nicht vorlag, nur dieses mittheilen und die doppelte Auflage in Octav anführen:

1512 Augsburg bei Erh. Oeglin [2])
1519 „ „ Jörgen Nadler [3]).

---

[1]) Huttler, S. 144 ff. — [2]) Panzer I, 339. — [3]) Das. S. 423.



E. Die Pastoral-Anweisungen.

Der Geist der Kirche bezüglich der priesterlichen Sorgfalt für das Wohl der Kranken leuchtet hervor aus ihren im Ritual (Agende) niedergelegten Bestimmungen: Parochus in primis meminisse debet, non postremas esse muneris sui partes, aegrotantium curam habere. Des Pfarrers Sorge um die Kranken soll also nicht an letzter Stelle stehen. Den Bestimmungen der kirchlichen Behörde gehen zur Seite die von Privaten ausgehenden Anweisungen, wie am besten die Sorge für die Kranken im Sinne der Kirche geübt werde. Alle hierher gehörigen Anweisungen übertrifft Surgant. Es ist eine Freude für den Seelsorgspriester, sich im Geiste in die Zeit Surgant's zurückzuversetzen und seine Rathschläge und Praxis bezüglich Predigt, Sacramentenspendung u. s. w. zu hören. Sein oft aufgelegtes Buch heißt Manuale curatorum.

Surgant, Manuale curatorum. 1503.

Johann Ulrich Surgant, geboren zu Altkirch im Sundgau, machte seine ersten Studien zu Basel, begab sich 1472 nach Paris, wo er philosophischen und theologischen Studien oblag; später nach Basel zurückgekehrt, widmete er sich dem Studium des Kirchenrechts und der Homiletik. Im Jahre 1479 erhielt er den Doctortitel, eine Professur, ein Canonicat an St. Peter und die Pfarrstelle St. Theodor in Klein-Basel; vier Mal bekleidete er das Rectorat und drei Mal das Decanat der Rechtsfacultät; Surgant starb 1503 [1]).

Sein Hauptwerk ist das Manuale curatorum, Handbuch für die Seelsorger, dessen erster Theil dem Hauptcharakter nach homiletisch vorgeht, indem er über Zweck und Gegenstand der Predigt handelt, über die verschiedene Art der Schrifterklärung, Wahl des Thema's, Eintheilung, Art der Entwickelung, Vortragsweise. Die gegebenen Regeln zeugen von tiefem Verständniß und praktischem, der Zeit Rechnung tragendem Sinne. Eben so wichtig dürfte der zweite Theil sein, nämlich die Uebersetzung alles dessen, was in der Feier des Gottesdienstes dem Volke deutsch vorzutragen sei; er gibt in sehr correctem Deutsch die

---

[1]) Eine gute, kurze Bio-Bibliographie in Ch. Schmidt, histoire littéraire de l'Alsace II, 54. 393. Im Katholik 1889, II, 166 eine recht ansprechende Analyse und Besprechung dieses Surgant'schen Handbuchs; II, 514: Versehung der Kranken u. s. w.

Gebete bei der Messe, die Verkündigungen der Feste und Processionen, zehn Gebote, Vater unser, Sündenbekenntniß, Formeln für Sacramentenspendung.

Der 12. Abschnitt, Consideratio genannt, enthält die Regeln und Rathschläge für Ertheilung des Sacraments, welches den Kranken gilt, nämlich der heil. Oelung. Nach Empfang derselben soll der Kranke das apostolische Glaubensbekenntniß sprechen:

Lieber Freund, dieweil unser heiliger Glaub ist aller guten Ding ein Fundament, ein Grundveste, auch ein Anfang alles Heils . . . , darum daß ihr gestärkt werdet in Festigkeit des Glaubens . . . ., so sprecht mir nach den Glauben (folgt das Credo).

Consequenter dicat Sacerdos: Lieber Freund N., also wollet ihr in dem Glauben beharren, festiglich bleiben, sterben und genesen wie es Gott fügen will, wollet ihr das thun? Respondet: Ja. Nun fürter um daß ihr in Stetigkeit des Glaubens und in allem Guten desto baß bewahrt seid, wollen wir Gott den Herrn treulich bitten, daß er euch einen guten Engel sende, der euch behüte und beschirme vor allem Uebel. Das wollet auch in wahrem Herzen begehren. Folgt Oratio pro angelica custodia.

Nach diesen Gebeten erinnere der Priester den Kranken, all' seine ganze Hoffnung auf Gott zu setzen, die Krankheit als eine Heimsuchung Gottes anzusehen u. s. w. Dann halte er ihm das Crucifix hin mit den Worten: Dies ist die Figur und das Zeichen des heil. Kreuzes, als unser lieber Herr Jesus die Marter und den bittern Tod für euch und alle Menschen gelitten hat an dem Stamm des heil. Kreuzes . . . Ihr sollt nit an der Barmherzigkeit Gottes verzagen, sondern all euere Hoffnung und Zuversicht in Gott setzen . . . und euer kleines Leiden opfern in das große Leiden Christi . . . Sollt Gott anrufen, daß er sein bitteres Leiden setzen woll zwischen euer Sünde und sein strenges Gericht und euch verleihen, solch sein Leiden andächtig zu betrachten, also daß ihr der Frucht des Leidens ewig theilhaftig werdet.

Subiungat. Ist also euer Glaub, Begierd und Will wie ich gesagt habe? Respondet: Ja. Tunc posset sacerdos si velit addere: Die unergründlich Barmherzigkeit Gottes des Vaters, das Verdienst des schmerzlichen Leidens U. H. J. Chr., das getreu Mitleiden Maria, das Verdienen aller Heiligen und der tröstlich Schirm des heil. Kreuzes sei mit euch in euern Nöthen und seient euch beschirmen vor allem Schaden an Leib und Seele. Amen.

Der 13. Abschnitt behandelt speciell die Exhortationen, welche an den Kranken zu richten sind; derselben sind vier: 1. daß wir alle dem Tode unterworfen sind; 2. sei dankbar auch für gegenwärtige Krank-

heit; du hättest auch plötzlich sterben können; 3. denke an deine Sünden und suche sie gut zu machen; 4. sorge für dein ewiges Heil.

Es können auch folgende Interrogationen geschehen, wie Gerson sagt: Dilecte vel dilecta, vis tu mori et vivere in soliditate fidei christianae; respondeat: volo etc., wie bekannt.

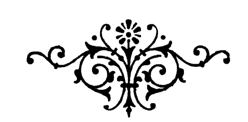
Es folgen noch Gebete, darunter die Bitte: Domine, paradisum tuum postulo, non ob valorem meorum meritorum, sed in virtute et efficacia tuae benedictissimae passionis etc.

Den Erfolg dieses Handbuchs bekundet am besten die Zahl der Ausgaben innerhalb eines kurzen Zeitraumes:

Ausgaben.

1503 Basel bei M. Furter. — 1504 ebendaselbst.
1504 Augsburg bei ? — 1506 Basel bei Furter.
1508 Straßburg bei J. Prüß. — 1508 Mainz bei J. Schöffer.
1514 Basel bei Furter. — 1516 Straßburg bei J. Schott.
1520 Straßb. bei J. Knoblauch [1]).

[1]) Schmidt l. c. p. 393; Weller 264. 265. 365. 366. 451. 452. 844. 1019.



F. Die Schutzheiligen des glückseligen Todes.

Wie für alle Anliegen, so suchte die fromme Vorzeit ihre Fürbitter, ihre Schutzheiligen auch für das so wichtige Anliegen eines guten Sterbens. Unser Gesammtbild von der Litteratur der Sterbebüchlein schließt auch diesen Abschnitt nothwendig ein, doch darf derselbe kurz ausfallen, da die Schutzheiligen des guten Todes, St. Michael, St. Barbara und St. Christophorus vielfach anderweitig behandelt sind. Vgl. insbesondere: H. Samson, Die Schutzheiligen. Ein Beitrag zur Heiligen-Legende und zur Cultur- und Kunstgeschichte. Paderborn 1889.

1. Der Erzengel St. Michael.

Weit zurück in der christlichen Kirchengeschichte und überallhin begegnen wir der Verehrung des heil. Erzengels Michael [1]), unter andern Gründen, weil er der Schützer der abgeschiedenen Seelen, weil er ihr Vertheidiger gegenüber dem Teufel ist. Darum will Geiler, daß man diesen Engel neben dem Schutzengel zum Freunde sich mache, nämlich durch Gebet zu ihm. In Deutschland lag noch ein besonderer Grund der Verehrung vor, weil St. Michael als Patron des Reiches galt.

„Ein mensch sol," so belehrt uns Geiler von Kaisersberg, „sich fründ machen, sein gebet thun zu Christo seinem richter, zu Maria der mutter der barmherzigkeit, zu seinem eigenen engel (Schutzengel), zu Sant Michel vorusz, der da ist ein fürst der Kirchen, hat das amt die selen zu empfahen [2]), auch zu anderen heiligen, daß sie im beistehnlich seien in der erschrecklichen stund des totz."

Mit dieser Anschauung hängt zusammen die häufige Darstellung St. Michael's als des dereinstigen Seelenwägers [3]) auf den Wänden der Kirchen, sowie seine Verehrung als des Patrones der Begräbnißstätten, welche in der Erbauung der St. Michelskapellen ihren Ausdruck fand.

Um nur Einiges anzuführen: auf einem alten Gemälde in Nördlingen wägt St. Michael ein Kind, das tief herabsinkt, obgleich der

[1]) St. Bonifatius weihte um 732 eine Kirche zu Amönaburg i. h. s. Mich. arch. Jaffé, Monum. Mog. p. 455.

[2]) Signifer s. Michael repraesentet animas in lucem sanctam. Offertor. missae de requiem. — Praepositus paradisi, qui praesentat animas ante Dominum. Caesar. Heisterb. Dial. 8, 45.

[3]) Das Sterbebüchlein, Leipzig 1494, schließt mit einem blattgroßen Bilde des h. Michael als Seelenwäger und einem Gebete zu demselben.

Teufel einen schweren Mühlstein in die andere Waagschale legt [1]), während er in der Pfarrkirche zu Kiederich (Rheingau) gar einen ganzen Thurm darauf legt, ohne die Schale herunter zu bringen.

Im heiligen Namenbuch des Konrad von Dangkrotzheim heißt es:

Sanct Michael richtet auf seine Waag
Und hänget sich der Teufel dran,
Doch erreicht er nichts, der schwarze Mann,
Umsonst ist sein Haschen nach armen Seelen,
September mit Hieronymus sich thät empfehlen.

Zahllos sind die kleinen Kapellen, welche ehedem der fromme Eifer der Altvordern allüberall (und jetzt noch zum guten Theil erhalten) auf den Gottesäckern in der Ehre St. Michael's errichtete. Die durch Alter und Bauweise hervorragendste Kirchhofskapelle dürfte St. Michael zu Fulda sein, um 820 vom Mönch Racholf unter Leitung von Rhabanus Maurus erbaut und durch Erzbischof Haistulf von Mainz am 15. Januar 822 geweiht [2]); glücklich hergestellt 1854.

2. Die heil. Barbara, Patronin des guten Todes.

Als hinlänglich bekannt sei vorausgesetzt, daß die heilige Jungfrau und Blutzeugin Barbara, welche zu den vierzehn Nothhelfern gehört, seit unvordenklicher Zeit verehrt und angepriesen wird als jene Heilige, deren Fürsprache bei Gott zu einem glückseligen Tode verhilft. Woher das kommt, sagt uns ihre Legende. Sie hatte einen grausamen Vater, welcher wegen des christlichen Glaubens die Tochter verfolgte und schließlich eigenhändig enthauptete, nachdem zuvor ein Engel ihr die heilige Communion im Kerker gereicht hatte.

Die christliche Kunst drückte dieses Patronat der Sterbenden aus, indem sie der Heiligen einen von der Hostie überragten Kelch in die Hand gab [3]). Denn der Christ will mit der heiligen Wegzehr gestärkt die Reise in's himmlische Paradies antreten.

Wie weit diese Verehrung der heiligen Barbara als Patronin der Sterbenden zurückgeht, wird sich nur schwer bestimmen lassen, wie auch das Alter folgenden Gebetes:

---

[1]) Menzel, Christl. Symbolik II, 130; Wiegand, Der Erzengel Michael in der bildenden Kunst. Stuttg. 1886.

[2]) Will, Regesten der Mainzer Erzbischöfe; St. Michael, Patron der Begräbnißbauten und der Thürme, im „Katholik" 1887. II, 547.

[3]) Artistisches in: Weber, Die Verehrung der heil. 14 Nothhelfer. Kempten 1886, S. 49. Menzel, Christl. Symbolik I, 107 sieht im Kelche mit Hostie das Symbol des Glaubens.

Heilige Barbara, du edle Braut,
Mein Leib und Seel' sei dir vertraut,
Sowohl im Leben als im Tod
Steh' mir bei in letzter Noth,
Wenn sich mein Seel' vom Leib abwendt,
Nimm dann sie auf in deine Händ',
Behüt' sie vor der Hölle Pein
Und führ' sie in den Himmel ein [1]).

Das heilige Namenbuch des Konrad von Dangkrotzheim sagt zum December:

St. Bärbel, die vermag zu stärken,
Denn wer in ihrem Dienste steht,
Nicht ohne Sacrament von hinnen geht.

Ein altes Gebet aus dem Hortulus, deutsch, Straßburg 1513, finde hier eine Stelle.

Gebet.

Herr almechtiger gott, wir biten dich durch die hilff deiner heyligen iungkfrauwen und marterin sant barbara, uns zu beschirmen vor aller widerwertigkeit, also das wir durch ir gebett das allerlöblichest heilig sacrament unsers herren iesu christi fronleichnam und kostbar blutt vor dem ende unsers lebens mit worem glauben lauterer beycht wirdig werden zu empfahen. Durch unsern herren.

3. St. Christophorus, Patron gegen plötzlichen Tod.

Neben St. Barbara, der Schutzheiligen für glückseligen Tod, finden wir St. Christophorus überall im Mittelalter als den besondern Patron gegen den plötzlichen Tod verehrt. Das plötzliche Hinsterben ohne vorausgehenden Empfang der h. Sacramente, ohne vorausgehende Krankheit, welche die Seele läutert und zur Abtragung der Sündenstrafen so viel beiträgt, gilt dem christlichen Volke als ein unglückseliger Tod; daher kann man nicht genug Helfer haben, welche vor solchem Tode bewahren. Zu ihnen rechnete das Mittelalter den h. Christoph [2]).

Eine völlig ausreichende Erklärung der Beziehung dieses Heiligen zum christlichen Tode wollte mir nicht begegnen, genug, er galt den

---

[1]) Rousseau, Purpurviolen der Heiligen. Frankf. a. M. 1835. I, 129; doch gibt es auch erweiterte Fassungen dieses Gebetes.

[2]) Ueber den jüngst entdeckten St. Christophorus zu Niedermendig, 13. Jh., und die drei Christophorusbilder im Münster zu Bonn, 13.—16. Jh., vgl. Ztschr. f. christl. Kunst, I. Jahrg. S. 397 mit Abb. und S. 443.

frommen Gläubigen als besonderer Patron des glückseligen Verscheidens, ja, es bildete sich die eigenthümliche Anschauung, daß man an dem Tage, wo man St. Christoph's Bild anschaue, nicht plötzlichen Todes sterbe, daher frühzeitig auf dem Kunstgebiete das Bild des Heiligen, daher allenthalben in Kirchen, an Rathhäusern (am Markte) und Wohnungen der „große Christoph“ weithin sichtbar.

Der erste mit Jahrzahl versehene Holzschnitt ist der vom Jahre 1423, genannt der „Buxheimer Christoph“, weil er sich in einem Buche der Buxheimer Carthause bei Memmingen fand, von wo er in den Besitz des Lords Spencer in England kam [1]). Die Unterschrift lautet:

Cristofori faciem die quacunque tueris | millesimo cccc°
Illa nempe die morte mala non moreris | xx° tercio.

An welchem Tage du Christophori Antlitz betrachtest, an demselben Tag wirst bösen Tods du nicht sterben 1423.

Auch der Kalender erinnerte an St. Christoph's Fürsprache, deshalb sagt Dangkrotzheim im heil. Namenbuch:

Desselben tages (25. Juli) soltu han
Christoforum den großen man
Der cristum uff sinre achseln treit.
Wer den ansiht, dem geschiht kein leit
Des tages, so er sin antlit siht. [2])

Doch will sich nur eine einzige gedruckte Legende des Heiligen finden; sie erschien 1520 zu Landshut bei dem geistlichen Drucker Joh. Weyssenburger in Form eines Gedichtes (11 Bogen Quart) mit 31 Holzschnitten unter dem Titel:

Sant Christoffs ge
purt und leben mit vil figuren gar
lustig zü lesen in reym Weiß [3]).

[1]) Ob die Zahl 1423 auf Herstellung des Schnitts Bezug nimmt, wird bezweifelt. Falkenstein, Gesch. der Buchdr. S. 16 mit Abbild.

[2]) Siemens, die Legende vom h. Chr. u. die Plastik u. Malerei. Hannover 1868; Weber, die Verehrung der hl. 14 Nothhelfer. Kempten 1886, S. 27. 51; Baudri, Organ f. christl. Kunst 1858; van Heukelum, van sante Christoffels Beelden. Utrecht 1865; Gleichii diss. de Magno Christophoro; Vulpius, Curiositäten I, 295; II, 553; V, 639; Kirchenlexicon II, 239.

[3]) Weller 1347; man kennt nur ein einziges Exemplar, zu München, welches mir vorlag.

Beilagen.

Beilage 1.

Niederdeutsche Schriften.

Auch auf dem niederdeutschen Sprachgebiete begegnen wir dem Sterbebüchlein in mehrfacher Gestalt.

1. Sterfboeck.

In mehreren Ausgaben erschien: „Een notabel boeck ghenoemt dat sterf boeck“; am Schlusse des Druckes heißt es: zum Lobe Gottes und Besserung der Christenmenschen ist „dit boec dat genoemt is Ars moriendi, dats (d. i.) die conste van sterven“ vollendet zu u. s. w.

Ausgaben des „Sterfboeck“.

1488 zu Delft bei Eckert v. Homberg, 168 Bl. in 4.
1488 zu Zwolle bei Pet. van Os, 90 Bl. in Folio.
1491 zu Zwolle bei Pet. van Os, 84 Bl. in Folio. [1])

2. Rechte conste om .... salich te sterven.

Die von Bruder Laurentius aus dem Predigerorden, Beichtvater des Herzogs Philipp von Burgund, verfaßte Somme le roye wurde auch in's Holländische übersetzt:

Des Coninx Summe.

Dieses religiöse Lehrbuch handelt von den zehn Geboten, vom Glauben, von den Hauptsünden und wie der Mensch soll sterben lernen.

Von des Konings Summe erschienen Ausgaben:

1478 zu Delft
1481 zu Hasselt
1482 zu Delft
1484 zu Haarlem
1485 zu Antwerpen.

---

[1]) Campbell, Annales de la typographie néerlandaise 1619—21; Weigel S. 16.

Von dem letzten Abschnitte:

> Voelmaecte ende rechte conste om wel
> te connen leven ende salich te sterven.

erschien ein Sonderabdruck um 1488 zu Hasselt bei Peregrin Barmentlo, 12 Blätter in Quart [1]).

Beilage 2.

Die Schriften über die Vier letzten Dinge.

Im engsten Zusammenhange mit den Sterbebüchlein stehen die Schriften über die Vier letzten Dinge, Tod, Gericht, Himmel und Hölle. Sie bilden eine eigene Gruppe in der Wiegendruckzeit, zusammengefaßt unter dem Schlagwort: Cordiale seu Liber quatuor novissimorum, auch: Cordiale de quatuor novissimis. Ihr Text beginnt mit: Memorare novissima et in aeternum non peccabis, doch bildete sich daraus nicht Memoriale, sondern es kam, vielleicht auf Grund der Stelle bei Isaias 47, 7: Babylon non recordata es novissimi tui, die Bezeichnung Cordiale auf. Hain verzeichnet 22 lateinische Cordiale allein bis 1500 [2]).

Die deutschen Schriften über die letzten Dinge geben ihren Inhalt unter verschiedenen Titeln, wie aus nachfolgender Zusammenstellung erhellt. Es dürfte genügen, die diesbezüglichen Schriften nur nach ihren Titeln vorzuführen.

1. Außzug von dem tractat zu latein genant Tractatus quatuor novissimorum das sind die vier lezten Ding von dem tode, von dem jüngsten gericht, von der hell u. von der ewigen freud u. glorie.

Augsburg 1473.
„ 1476.

Panzer, Augsb. I, 25. 40.

2. Büchlein von dem sterbenden Menschen; ohne Ort und Jahr, 96 Blätter 4. Sein ganzer Inhalt weist es, trotz des Titels, in diese Gruppe. Große Initialen bezeichnen die Abschnitte. Zu Ende des Abschnittes über den Tod, Blatt 22, die Verse:

> Wärst als (so) schön als (wie) Absalon
> Und als stark als Samson
> Und hettest Allexanders gewalt
> Auch Salomons weißheyt manigfalt

[1]) Campbell 446. — [2]) Hain 5691—5713.

Und kündest Galienus kunst d'arczney
Und darczu die alchamey
So wärstu doch dem Tod geleych
Das söllen mercken arm und reich. [1])

Darauf kommen die Abschnitte über Gericht, Himmel und Hölle mit je einem einfachen Bilde.

Diesem Büchlein findet sich vielfach beigedruckt Meister Hans Munsingers (von Ulm) Paternoster-Erklärung, weshalb man ihn (um 1384) auch zum Verfasser des voraufgehenden Büchleins gemacht, jedoch mit Unrecht [2]).

Es gibt vier Ausgaben, alle ohne Ort und Jahr.

3. Eyn spiegel aller lefhebbere der sundigen werlde.
Magdeburg, Sim. Mentzer 1493. 33 Bl. 8.

Unter dem Titel ein Holzschnitt, welcher in drei Feldern den Tod, das jüngste Gericht und die Hölle vorstellt. Auf der Rückseite des Titels findet sich der Inhalt des Buches angegeben, jeder Sünder solle an die vier letzten Dinge: Tod, Gericht, Himmel und Hölle denken.
Bruns, Beiträge S. 178; Götze, S. 58.

4. Ein Allerhailsamste Warnung vor der falschen lieb dieser Welt.
12 Blätter 4, mit 3 Holzschn., o. O. u. J.

Der 1. Holzschn.: zechende Gesellschaft, Kosende, unten steht ein Sarg mit Leichnam; der 2.: Hölle; 3.: Himmel, Gott theilt Kronen aus.
Straus, Mon. typogr. in Rebdorf p. 97.

5. Der Spiegel der Seelen. Köln 1520 bei P. Quentel. Eine nicht genannte Frau ließ dieses Büchlein drucken, sie „begert eyn Pater noster und eyn Ave maria umb gotz wille"; es ist getheilt in 16 Theile, davon Theil 3 von dem Tode, 4 noch von dem Tode, 5 von der Kunst des Sterbens, 6 wie man beichten soll, 7 etzliche vraegen tzo den kranken, 8 von den 5 bekorungen des duvels myt troistynghen des engels, 9 wie man den kranken de kerze in die hand gyft u. s. w. [3])

6. Titelloses Gedicht mit Bildern, 8 Blätter, ohne Ort und Jahr. Das erste Bild: Jüngling und Mädchen in freudigem Verkehr; das zweite: Hölle; das dritte: Mädchen von Schlangen geplagt, eine Schlange entwindet sich seinem Munde: O Todes Noth über alle Noth; letztes

---

[1]) Straus, Mon. typogr. in Rebdorf, p. 95—96.

[2]) Hain 11626—11629; Zapf, Schwaben S. 150; Panzer I, 25. 29; III, 10. Götze S. 70. 72.

[3]) Herr Cohn in Berlin sandte mir das noch käufliche Ex. hierher; vgl. Cat. Cohn 184 (1887); es hat 48 Blätter 4, mit 12 blattgroßen und 7 kleinern Holzschnitten; Panzer III, 167 nebst weiterer Litteratur.

Bild: Christus als Richter und Begnadiger. Die Hölle spricht unter Anderm:

Ihr lieben Kinder dieser Welt,
Sehent an dies grausam Gemäld,
Beide: jung und alt, rych und armen,
Und lond (laßt) uch myn Herzleid erbarmen. [1])

Niederdeutsche Ausgaben der Vier letzten Dinge.

Sie sind betitelt: Die vier uterste ofte die leste Dingen.

1477 zu Gouda.	1488 zu Delft.
1482 zu Gouda.	1488 zu Antwerpen.
1483 zu Anwerpen.	1491 zu Zwolle. [2])
1486 zu Delft.	1510 zu Hamburg. [3])

*

Von den Vier letzten Dingen erfuhr das letzte, die Hölle, noch eine besondere Bearbeitung; es genüge auch hier die Wiedergabe der Titel.

1. Puch der peyn der selen und von den freuden der erwelten und ist zu latein genant Visio Tundali.

Augsburg 1476. [4])

2. Die verdambt Seel. — Am Ende: Gedruckt zu Augsburg u. s. w.

Augsburg 1497. [5])

3. Claghe und droffenisse (Betrübniß) der verdomeden selen.

Magdeburg 1490—1503. [6])

4. Von den peinen so do bereit seint allen denen die do sterben in todsünden.

Straßburg 1506 und 1509. [7])

5. Johann von Leonrod, Himmelwagen, auf dem wer wol lebt und wol stirbt, fährt in das Reich der Himmel; Höllwagen, auf dem wer übel lebt und übel stirbt, fährt in die ewige Verdammniß.

1517 Augsburg. 1518 Augsburg. [8])

---

[1]) Fischer, Typogr. Seltenheiten II, 69.

[2]) Hain 5715—5718; Holtrop, Cat. index p. 293 novissima.

[3]) Muther, Bücherillustration Nro. 1688; Panzer III, 118.

[4]) Kloß 4523. — [5]) Zapf, Augsb. I, 122; Hain 14580; Panzer III, 84.

[6]) Götze S. 60. — [7]) Panzer I, 302; III, 103; Weller 354 : 1506.

[8]) Zapf, Augsb. II, 97. 105; Panzer I, 401. 415; III, 148; Rudolph Weigel's Kunstkatalog (Nro. 27) 20773. Verschieden davon: Der Himmelswagen 1519 zu Nürnberg. Panzer I, 423.

6. Ein schon buchlen vom jungsten gericht, wy groß iamer und weklagen alle verdampten menschen haben werden umb die verloren tzeit so sy hye uff erden gehabt heben.

1512 Leipzig. [1])

Beilage 3.

Des Magisters Matthäus von Crocove ars moriendi.

Mit der Eingangs dieser Arbeit behandelten Ars moriendi wird mehrfach der Name des Magister Matthaeus de Cracovia geradezu als des Verfassers in Verbindung gebracht.

Matthäus, aus der adeligen Familie Pommern's von Chrochove, gilt in Folge der lateinischen Form seines Namens M. de Crocovia gewöhnlich, aber irrthümlich, für einen Polen (von Krakau). Er studirte in Prag, wo er 1367 magistrirte, und nachher in Paris [2]). Von Paris veranlaßte ihn König Ruprecht von der Pfalz, nach Heidelberg überzusiedeln, wo er den Okkamismus vertrat [3]) und der 34. Rector wurde. Dieser Hochschule schenkt er auch seine Bücher [4]). Im Jahre 1405 wählten ihn die Wormser Domherren zum Bischof, als welcher er am 5. März 1410 starb [5]).

Matthäus gehört zu den bedeutenderen Männern seiner Zeit durch litterarische wie amtliche Thätigkeit. Schwab, sylloge rectorum Heidelbergensium p. 35 rühmt ihn als pastor verus et intrepidus, ut pontifex stans inter vivos et mortuos während der Pest in Heidelberg [6]). Er nahm Theil an der Synode zu Pisa und predigte bei der Kaiserkrönung zu Rom. Seine theologischen Tractate sind in zahllosen Handschriften auf den Bibliotheken, besonders München und Wien, erhalten, und einige wurden frühzeitig, der Tract. racionis et consciencie de Eucharistiae sumtione beginnend: „Multorum tam clericorum", sogar noch von Gutenberg (Fischer, Typograph. Seltenheiten III, 79) gedruckt.

---

[1]) Panzer I, 340.

[2]) Budinszky, Die Universität Paris und die Fremden S. 151.

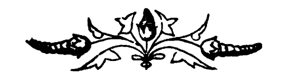
[3]) Stöckl, Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, 1870, S. 486.

[4]) Kayser, Histor. Schauplatz S. 156; Wilken S. 18. 19. 50.

[5]) Schannat, Episc. Worm. I, 407.

[6]) Vgl. auch Scheuffgen, Beitr. zur Gesch. des großen Schisma's, 1889; Lorenz, Geschichtsquellen II, 316.

Ich habe nun, um in die Sache Klarheit zu bringen, von der in Ennen, Incunabeln der Stadtbibliothek zu Köln S. 31 verzeichneten Incunabel Mag. Matthei de Cr. de arte moriendi Einsicht genommen; sie beginnt: Cum de presentis exilii miseria mortis transitus propter moriendi imperitiam etc. Das ist Capranica's Ars! Vgl. oben S. 24. Die weitere Durchsicht bestätigt diese Annahme vollauf. Wer zuerst den Matthäus als Verfasser substituirte, das bedarf weiterer Untersuchung. Vgl. übrigens Dutuit S. 67; Bodemann S. 22.





E. v. Steinle.

Edward v. Steinle

und

August Reichensperger

in ihren

gemeinsamen Bestrebungen für die christliche Kunst

aus ihren Briefen geschildert

durch

A. M. v. Steinle.



Köln, 1890.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

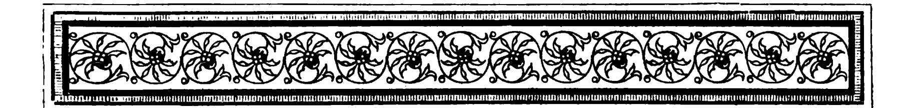
Kurz nach dem Hinscheiden Edward's v. Steinle hat sein liebster, treuester Freund, Dr. August Reichensperger, „Erinnerungen" an den Verstorbenen veröffentlicht, welche er theils seinem Gedächtnisse, theils den an ihn gerichteten Briefen des Heimgegangenen entnahm. Nicht nur die Beschränktheit des zur Verfügung gestellten Raumes, sondern mehr noch die eigene Bescheidenheit des Autors haben bewirkt, daß das Bild der Freundschaft zweier so eigenartiger Männer ein nicht ganz vollständiges und etwas einseitig gefärbtes geworden ist. Wenn ich daher der mir gestellten Aufgabe, aus den Briefen meines seligen Vaters an seine Freunde, und denen derselben an ihn ein Lebensbild zu schreiben, mit diesem Aufsatze vorgreife, so darf das gewiß durch das Gefühl der Dankbarkeit gegen den treuen väterlichen Freund und mit dem vom Vater ererbten Sinne für Ebenmäßigkeit erklärt und entschuldigt werden.

Das dem gegenwärtigen Schriftchen beigegebene Portrait Steinle's ist ein Selbstportrait; das Original entstammt dem Reiseskizzenbuch desselben; es ist im Sommer 1881 in Ragatz mit Bleistift gezeichnet.

Das andere Blatt, „Fra Angelico da Fiesole, in einer Kirche einen Gurtbogen ausmalend, wobei Engel ihm die Farben reiben", schenkte der Künstler im Mai 1856 seinem Freunde Reichensperger zum Danke für dessen thatkräftige Unterstützung bei den Verhandlungen über die Bilder im Kölner Museum. Der gothische Vierpaß, in welchem das Bild dargestellt ist, ist eine Anspielung auf Reichensperger's Vorliebe für die Gothik, das Ganze eine Allegorie auf das Verhältniß der beiden Freunde. Wie die Engel den malenden Fra Angelico unterstützen, so dankt Steinle wesentliche Hülfe seiner unter der Aegide der Engel (Kölner Dom) geschlossenen Freundschaft mit Reichensperger. Das Original ist eine leicht aquarellirte Kreidezeichnung, ca. 2/3 Meter im Durchmesser.

Bad Nauheim, Juni 1890.

A. M. v. Steinle.



I.

Um die Zeit, als Edward Steinle in der österreichischen Heimath gleich seinen Genossen und Landsleuten, die sich der damaligen „neudeutschen" Kunstrichtung in Rom angeschlossen hatten, kein Verständniß und in Folge dessen keinen Wirkungskreis fand, dagegen seinen ersten großen Auftrag, die Ausmalung der v. Bethmann-Hollweg'schen Burgkapelle auf Schloß Rheineck am Rhein ausführte, war in Köln durch die am 3. September 1841 erfolgte Constituirung des Kölner Dombauvereins die Wiedergeburt der guten alten deutschen Kunst als Volkssache feierlich proclamirt worden. Wenn man heute die ersten Jahrgänge des „Kölner Domblattes" durchblättert und sieht, wie allerwärts, einerlei welcher Confession, bis in die Schulen hinein, eine ungesuchte, darum echte und wahre Begeisterung für den Ausbau eines mittelalterlichen Kunstwerkes kirchlichen Charakters alle Volksschichten ergriffen hatte, dann glaubt man angesichts der letzten Dombaufeier und im Hinblick auf die Erlebnisse unseres innerpolitischen Lebens der letzten zwanzig Jahre, man schaue eine Märchenvision.

Einer der Thätigsten bei der Domsache, dieser nach den Worten Friedrich Wilhelm's IV. „eminent deutschen That", war August Reichensperger.

„Es ist doch das Großartigste, was unser Jahrhundert geschaffen hat," sagte vor kurzem August Reichensperger zu mir, als wir vor dem Kölner Dom standen. Dann fuhr er fort: „Und da hat Ihr seliger Vater seine schönen Engel gemalt — und ich, ich kenne von Jugend auf jeden Stein an diesem Baue, und wenn ich so da vorbeigehe, dann ist mir immer, als dürfe ich sagen: et ego pars fui."

Wohl können Wenige das so sehr mit Recht von sich sagen, als August Reichensperger. Aber der gute alte Dom ist ihm auch den Dank nicht schuldig geblieben. An ihm hat August Reichensperger sich zu einer Autorität in Kunstsachen herangebildet, die seinen Rath und seine Freundschaft für Künstler zu einem kostbaren, zu erstrebenden Gut stempelten.

Daß Steinle seine neun Chöre der Engel in den Gurtbogen des Hochchores des Kölner Domes malen konnte — auch diesbezüglich kann Reichensperger sagen: et ego pars fui; und ich füge nach Kenntnißnahme der Acten bei: pars maxima.

Bei dieser Aufgabe lernten sich die Freunde kennen.

Die zwischen Reichensperger und Steinle seitdem bestandene Freundschaft war von ihrer ersten Entstehung bis zu ihrer gewaltsamen Trennung durch den Tod eine echte und wahre. Und darum dauert sie über den Tod hinaus. Reichensperger's Studirzimmer ist gänzlich mit Steinle'schen Zeichnungen Wand für Wand bekleidet. „Und da stelle ich mich davor und spreche mit dem guten alten Freund."

Die Freundschaft zwischen Beiden war wie eine „Liebe auf den ersten Blick". Und so entstand sie auch.

Beide hatten, da Steinle bei der Durchführung der Vereinbarungen für die Ausmalung des Kölner Domchores eines tüchtigen Rathgebers bedurfte und durch seinen Freund Hermann Dietz in Koblenz an August Reichensperger verwiesen worden war, schon mit einander correspondirt, ehe sie sich persönlich kannten. Steinle reiste im December 1842, um die Sache zu fördern und um seine Entwürfe durch den hochwürdigsten Coadjutor Erzbischof v. Geissel approbiren zu lassen, nach Köln. Reichensperger hatte es verstanden, den ihm persönlich fremden Künstler am Abend nach dessen Ankunft durch einen Dritten in ein Restaurant führen zu lassen, wo er ihn im Gespräche mit diesem still eine Zeit lang beobachten konnte. Steinle fiel der stille Beobachter mit dem interessanten Kopfe bald auf, und es währte nicht lange, da saßen die Beiden zusammen und tauschten aus innerstem Herzensgrunde ihre Gefühle aus.

Steinle war mit einer gewissen Bitterkeit nach Köln gekommen. Für das Bureaukratische hatte er nie ein Verständniß, aber das Gegentheil von Vorliebe. Und nun ließ sich diese ihm durchaus an's Herz gehende Sache fast ein ganzes Jahr lang nur in diesem ihm verhaßten Gewande sehen und hören.

Die Aufgabe, ursprünglich nur als Erneuerung der alten unter der Tünche aufgefundenen Malereien gedacht, war Steinle auf ausdrücklichen Rath und Wunsch Peter v. Cornelius' übertragen worden. Derselbe hatte fast acht Jahre früher Steinle zu den Arbeiten in der Ludwigskirche zugezogen, scheiterte aber mit seinem Plane, weitere Künstler außer untergeordneten Hülfskräften zu beschäftigen, an dem Kostenpunkt. Offenbar schwebte ihm, als er wegen der Malereien im Kölner Dom im Jahre 1841 consultirt wurde, Steinle's Composition der Engelchöre für die Ludwigskirche vor, und um den Freund für die damals entgangene Arbeit zu entschädigen, sprach er, wie Bauinspector Zwirner

unterm 14. Mai 1842 an Steinle schreibt, den „Wunsch“ aus, „daß Ihnen die Erneuerung jener Gemälde übertragen werden möge.“

Auch in Berlin war P. v. Cornelius direct bei dem König für diese Sache thätig und erwirkte, daß derselbe 1000 Friedrichsd'or aus seiner Privatschatulle zur Ausführung der Aufgabe auswarf, sowie daß der König auf der Ausführung durch Steinle bestand, und zwar einer Ausführung eigener Compositionen, nicht der von der Bauleitung geplanten Erneuerung der vorgefundenen, aus dem 15. Jahrhundert stammenden Reste. Das Ausmalen gothischer Kirchen galt vor knapp 25 Jahren noch als eine reine Ketzerei, wurde von den Alterthumsforschern, die nicht über das Abkratzen der obersten Tünche weggekommen waren, und namentlich bei den Architekten als ein höchst unberechtigter Uebergriff der Maler in ein Gebiet, wo durch den Stil selbst die Malerei verdrängt schien, betrachtet. Kein Wunder, daß, nachdem man vor 50 Jahren in den Gurtbogen des Kölner Domes Malereien entdeckt hatte, die bedeutend jünger waren, als der Bau selbst, und keinen besondern künstlerischen Werth hatten, man doch von dem damaligen Standpunkte der Bauleitung aus mehr nicht haben wollte, als eine Renovirung des Alten, wenn auch durch Meisterhand. Die Bauleitung, d. h. der damalige Dombaumeister, Bauinspector Zwirner, wurde in dem Festhalten seines Standpunktes, der eben kein anderer war, als der seines naturgemäßen Entwickelungsganges, wesentlich bestärkt durch den Alterthumsforscher Sulpiz Boisserée, der, seinen Neigungen, Studien und Bestrebungen entsprechend, nur ein Restauriren kannte, und die neuaufblühende Kunst lediglich in diesem Sinne thätig werden lassen wollte. Er hatte schon im Jahre 1841 Steinle in Rheineck besucht und mit ihm über die „Renovirung“ der aufgefundenen Wandmalereien im Kölner Domchor gesprochen. Als nun im März 1842 Bauinspector Zwirner sich mit einer Anfrage an Steinle wandte, ob dieser geneigt sei, diese „Renovirungsarbeit“ auszuführen, antwortete ihm dieser (17. März 1842):

„Mit größter Freude werde ich, wenn es mir vergönnt sein sollte, mein Scherflein zur innern Ausschmückung des herrlichen Domes beitragen, auf dessen Vollendung die Wünsche der gesammten deutschen Christenheit gerichtet sind. Daß Meister Cornelius diesfalls meiner ehrenwerth gedachte und daß Ew. Wohlgeboren diese Erinnerung festhielten, kann mich nur ermuntern und erheben.

„Um aber die Sache gleich anfangs klar zu besprechen, erlaube ich mir die Ansichten Ew. Wohlgeboren mitzutheilen, welche sich mir schon nach der ersten, mit Herrn Boisserée im vorigen Jahre mir gemachten Andeutung über die Möglichkeit eines solchen Auftrags feststellten und

welche ich auch im Vertrauen gegen den Herrn Obersten v. Radowitz, der nun wieder zu Sr. Majestät nach Berlin berufen ist, aussprach.

„a. Unter der Erneuerung der Wandgemälde über den Gurtbogen im Chor glaube ich keine Auffrischung, Restauration oder Reproduction derselben, sondern die Ausführung neuer, im Geiste der Alten gehaltenen Compositionen zu verstehen.

„b. Diese Arbeit wäre zum bleibenden Schmuck dieser hohen Kirche bestimmt und nicht als eine transitorische anzusehen, welche, wie z. B. an der Rückwand des Chores, mit dem Ausbau verschwände oder wieder durch andere ersetzt werden sollte.

„c. Es müßte daher an die Lösung der schönen Aufgabe mit tiefem Ernst, Liebe und Würde geschritten werden und die Ausführung der Bilder zwischen den reichen Fenstern nach meiner Idee auf Goldgrund al fresco oder in tempera erfolgen."

Eine Abschrift dieses Briefes schickte Steinle mit folgenden Zeilen an Cornelius (17. März 1842):

„Ein Schreiben des Bauinspectors Zwirner in Köln brachte mir die erfreuliche Gewißheit, daß ich bei Ihnen noch in gutem Andenken stehe. Es handelt sich um die Ausschmückung der Bogenräume im Kölner Domchor, um die Erneuerung der alten Gemälde, die sich dort befinden. Aus den Briefen, die ich Herrn v. Radowitz bat, Ihnen mitzutheilen, werden Sie ersehen, daß die Sache mir übertragen werden soll, jedoch in einer Weise, auf die ein Künstler, den die Sache wahrhaft interessirt, nicht eingehen kann. Ich zweifle nicht, daß Sie mit meiner Ansicht über die Sache, die ich in meiner Antwort an Zwirner ausgesprochen, einverstanden sein werden, und ersuche Sie, da Sie selbst den ersten Anstoß für die Wiederherstellung jener Gemälde gegeben, Ihren Einfluß nun auch dahin wirken zu lassen, daß es auch in rechter Weise geschehen könne. Der Ort und die Sache scheinen mir zu wichtig, als daß nicht alle Kräfte aufgeboten werden sollten, um ein Uebersudeln und Verschmieren jener Räume zu verhindern."

Eine Antwort von Cornelius auf diesen Brief findet sich nicht im Nachlasse Steinle's. Wahrscheinlich hat er bei seiner sehr natürlichen Abneigung gegen das Schreiben auch nicht an Steinle selbst geschrieben. Zwirner aber lud Steinle alsbald ein, nach Köln zu kommen, um die Sache zu besprechen. „Cornelius hat mir geschrieben, und daher wird es mir doppelt angenehm sein, Sie recht bald hier zu sehen." Dieser war wirksam in Köln selbst und in Berlin eingeschritten. Dort hatte er die persönliche Annäherung zwischen Architekten und Maler angeregt und in Berlin im Verein mit Herrn v. Radowitz den König bewogen, die Summe von 1000 Friedrichsd'or für die Ausmalung

der Gurtbogen auszusetzen, eine Summe, welche zwar für die von Steinle gesetzte Aufgabe nicht ausreichte, der Bauleitung aber sehr klar machte, daß weit über den Rahmen der beabsichtigten „Renovirung" der alten Gesellenarbeiten hinauszugehen sei. Die Widmung dieser hochherzigen Gabe war mit den bedeutungsvollen Worten begleitet, damit diese Wiederherstellung „im Geiste der alten Malerei, jedoch dem Stande der jetzigen Kunstbildung entsprechend, herbeigeführt werde".

Die Besprechung in Köln zwischen Steinle und Zwirner führte in der Hauptsache zu dem Ergebniß, daß Zwirner vollständig auf die Ideen Steinle's einging und ihn veranlaßte, die Vorarbeiten in Angriff zu nehmen.

Die vorgefundenen Reste der alten Malereien in den 30 Spandrillen des Hochchores stellten Engelfiguren dar, welche, sich paarweise entgegenschwebend, in den vordern zehn Spandrillen jederseits Saiteninstrumente hielten und spielten, während diejenigen in den zehn den Altar umgebenden Gurtbogen dargestellten Rauchfässer schwangen [1]. Steinle, zwar vollständig anerkennend, daß die Darstellung von gleichsam dem heiligen Opfer dienenden Engelgestalten die richtige und der alten Ueberlieferung entsprechende bildliche Ausschmückung des Sanctuariums sei, konnte in den Resten der alten Gemälde doch nur eine äußerliche, schulmäßige, nicht genügend vertiefte Darstellung erkennen. Ihm drängte sich, sobald ihm die Aufgabe einer selbständigen künstlerischen Leistung concedirt war, eine Vertiefung des künstlerischen Gedankens auf, welche gleichwohl in dem strengen Rahmen des Dogmatischen ihre Begrenzung finden mußte. Seine früher, anläßlich seiner Composition für die Ludwigskirche in München gemachten Studien über die hierarchische Ordnung der Engelchöre, gaben ihm angesichts der Eintheilung des Raumes alsbald ein klares Bild von dem, was er durch eigene Composition wagen durfte, ohne die alten Ueberlieferungen über das für den Raum des Sanctuariums Hergebrachte zu verlassen. Die neun Chöre der Engel, derart angeordnet, daß die höchsten derselben den Raum um den Altar einnehmen, und so absteigend bis zu den mit den Menschen in directer Beziehung stehenden Engeln, welche die dem Schiffe zunächst liegenden Spandrillen auszufüllen hätten, — das war die naturgemäße und richtige Lösung des Problems, sobald es überhaupt ein Mal als der dogmatisch und künstlerisch richtige Ausdruck des Gedankens anerkannt worden war, daß an dem Orte, „wo das Gastmahl gefeiert wird, bei welchem die Engel dienen," diese Engel zur Darstellung gebracht werden sollen.

[1] Kölner Domblatt Nr. 3 von 1842.

Steinle ging, sobald er sich mit Zwirner über das „Thema" selbst geeinigt hatte, mit dem Ernste, von welchem er in seinem oben mitgetheilten Briefe an Zwirner gesprochen, an die Lösung der Aufgabe. Eingehendste Studien über die Lehre von den Engeln, wie sie ein Theologe nicht strenger nehmen kann, aus den Schriften der Väter und ihren Commentaren, nicht minder aus dem großen Dichter-Theologen Dante setzten ihn in kürzester Zeit in den Stand, seinen künstlerischen Gedanken in Form von ersten Entwürfen zu Papier zu bringen. Diese, über Köln nach Berlin gesandt, veranlaßten den Cultusminister v. Eichhorn, da nach einer Darlegung Steinle's die von Sr. Majestät ausgeworfenen 1000 Friedrichsd'or (ca. 5600 Thaler) kaum für die technische Ausführung der Compositionen ausreichten, dem Dombauverein anheim zu geben, den weitern Kostenbetrag zuzulegen. Zum Referenten in dieser Sache wurde Herr Assessor August Reichensperger bestellt. In der Sitzung des Dombauvereins-Vorstandes vom 5. September 1842 erstattete er sein Referat, aus welchem wir Folgendes entnehmen [1]).

„Selbst das weniger gebildete Auge wird sofort von der leeren Wandfläche unangenehm getroffen, welche unter dem Laufgange des hohen Chores an beiden Seiten der Bogenschenkel sich befindet. Man fühlt, daß hier eine unbewältigte Masse lastet, daß das Princip der Vergeistigung der Materie hier nicht durchgedrungen ist. Dieses Princip, welches die christlich-deutsche Baukunst des Mittelalters vorzugsweise charakterisirt, soll aber im hohen Chore unseres Domes, wie ihn der Genius des Meisters ersonnen, seinen schönsten Triumph feiern. Durch architektonische Gliederungen, Sculpturwerk und Farbe ist in den todten Stoff Leben und Bewegung gebracht und jene höhere, frei schwebende Harmonie, welche die höchste in Gott wiederspiegeln und auf die Gesetze der himmlischen Architektonik hindeuten soll. Leider ist durch die Unbilden der Zeit und den irregeleiteten Geschmack der letztvergangenen Jahrhunderte mehr als ein Mißton in diesen Einklang gekommen. So haben die farbigen Fenster, welche am Fuße der obersten Fenster des Chores hinter der umherlaufenden Galerie hervorblitzten, weißen Gläsern weichen müssen, die nunmehr im grellsten Contraste mit der strahlenden Pracht jener obern Fenster stehen und die hohe Halle gewaltsam in zwei Hälften zerschneiden.

„In nicht so gewaltsamer, aber kaum weniger störender Weise wurde sodann auch fast aller sonstige Farbenschmuck dem Streben nach einer mißverstandenen Einfachheit geopfert, und so geschah es denn auch, daß die hier in Frage stehenden colossalen Figuren unter die Tünche

---

[1]) Kölner Domblatt Nr. 12 von 1842.

begraben wurden, aus welcher man vor kurzem noch einige Liniamente derselben hervorschimmern sah. Es waren 30 in den bezeichneten Bogenwinkeln paarweise gegen einander schwebende Engel, von welchen die 16 über den vordern 8 Bogen befindlichen Musik-Instrumente hielten, die übrigen 14 aber Rauchfässer schwangen [1]). Die hochherzige königliche Freigebigkeit, welcher wir die Erhaltung des schönsten Baudenkmales der Erde verdanken, hat sich auch bereits auf das Innere erstreckt, und bewundernd sehen wir dasselbe zum großen Theile wieder in der alten Jugendfrische prangen.

„Die Wiederherstellung der in Frage stehenden Engelsfiguren würde gewiß schon eine bedeutende Lücke ausfüllen und die Gesammtwirkung nicht wenig erhöhen. Da von der alten Malerei nur sehr wenige und überdies noch unzuverlässige Spuren zu entdecken waren, so konnte hier an eine genaue Herstellung derselben nicht wohl gedacht werden, und es blieb nichts übrig, als dieselbe »im Geiste der alten Malerei, jedoch dem Stande der jetzigen Kunstbildung entsprechend« ausführen zu lassen, wie denn auch solches von der hohen Behörde beabsichtigt ist. Wo ganz bestimmte Anhaltspunkte mangeln, an welche die Restauration sich anschließen kann, da wird eine ängstliche Nachahmung des Stiles der Alten in allen seinen Eigenheiten leicht in Manier oder gar Carricatur ausarten. Man wird dann am besten thun, den dermaligen Standpunkt der Kunst, namentlich in allem, was Zeichnung und Technik anbelangt, festzuhalten und sich nur dabei mit der Auffassungs- und Behandlungsweise der Alten möglichst vertraut zu machen und zu durchdringen, damit aus der verjüngten Hülle der alte Geist allenthalben hervorblicke. Wenn aber ein lebender Künstler (Overbeck vielleicht allein ausgenommen) solcher Aufgabe gewachsen ist, so ist es gewiß Steinle. Die Werke dieses Meisters athmen den hohen Geist und die edele Einfalt der christlichen Kunst des Mittelalters; sie sind durchweht von jenem heiligen Ernste, welcher den Darstellungen aus dem Gebiete der Religion allererst die wahre Weihe zu ertheilen vermag. Steinle ist würdig, in die Fußstapfen jener wahrhaft christlichen Künstler der alten italienischen und deutschen Schulen zu treten, welche ihre Inspirationen aus dem Himmel oder doch aus den reinsten Erregungen ihrer hohen Seelen schöpften, dieser demuthsvollen Genien, welche das göttliche Wort in Form und Farbe verkündeten und von welchen, man erlaube mir den Ausdruck, jeder Pinselstrich ein Act des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe war."

---

[1]) Der Widerspruch in der Zahl mit der Angabe in Nr. 3 des Domblattes erklärt sich wohl daraus, daß nach der Anführung des Referenten „nur noch einzelne Liniamente hervorschimmerten".

Zu einem entscheidenden Beschlusse kam es in dieser Sitzung nicht, wohl schon deshalb, weil ein solcher nicht in der Competenz des Gesammtvorstandes lag. Inzwischen aber hatten sich gar manche Einflüsse geltend gemacht, um wo möglich die Ausführung der Steinle'schen Compositionen zu hintertreiben. Ein sehr mächtiger Einfluß wurde von Düsseldorf her ausgeübt, wo man dem Vordringen des „Nazareners“ Steinle mit sehr scheelen Augen zusah; und Bauinspector Zwirner hatte bei all' seiner Vorliebe für Steinle und seiner unbegrenzten Zuversicht zu Cornelius, welcher Steinle's Arbeit nachdrücklichst unterstützte, nicht die nöthige Kraft, diesen Einflüssen, welche durch Sulpiz Boisserée unterstützt wurden, in der wünschenswerthen Weise zu widerstehen. Die Zeit vom Mai bis November 1842 verstrich, ohne daß in der Sache etwas geschah, außer dem warmen Referate Reichensperger's und einem Beschluß des engern Vorstandes, welcher sich in der Bewilligungssumme um 1000 Thaler gegen Steinle's Voranschlag verthan hatte.

Steinle's Geduld war, wenn man die Raschheit in Rücksicht zieht, mit welcher er eine einmal concipirte Idee auszuführen gewohnt war, bis auf's Aeußerste gespannt. Obwohl ihm im November die Mittheilung des Beschlusses des Dombauvereins zugekommen war und er, um der Sache ein Ende zu machen, des Rechnungsfehlers nicht gedachte, war es ihm unmöglich, die nothwendigen genauen Ausmaße der Spandrillen zu erlangen, um seine Cartons beginnen zu können. Was das für einen bienenfleißigen Arbeiter, der sich seiner Aufgabe mit ganzem Herzen hingibt, heißen will, kann man sich leicht vorstellen. Steinle suchte daher nach Hülfe. Und sie ward ihm in August Reichensperger.

Unterm 6. November 1842 schrieb Steinle an Reichensperger:

„Es ist keine bloße Redensart, wenn ich Sie versichere, daß ich mit jedem Gedanken an dieses Werk von ehrfurchtsvoller Scheu und zugleich mit liebevoller Begeisterung erfüllt bin. Doch ist mir die ganze Höhe und Wichtigkeit der Aufgabe erst in ihrer vollständigen Klarheit entgegengetreten, seit ich thatsächlich damit beschäftigt bin; und ich kann mich nun über die in der That wenig erfreulichen Auspicien, die die Sache von Außen her begleiten, um so eher mit dem Gedanken hinwegsetzen, daß kein wahrhaft gutes Werk, zumal in der Kirche, ohne Hindernisse jeder Art entstehen mag. Da ich von Herrn Bauinspector Zwirner bis jetzt noch immer nichts erhalten habe, so ließ ich mir vorläufig die Maße aus dem Werke Boisserée's in's Große zeichnen und habe nun vor, wenn ich meine ersten Entwürfe vollendet, und vielleicht doch bis dahin von Herrn Zwirner Bescheid bekommen habe, sogleich mit denselben Sie, verehrter Herr, in Köln aufzusuchen.

„Nachdem für das Werk über ein halbes Jahr ungenützt vorübergeschwunden, muß sich auch eine andere Zeiteintheilung für dasselbe ergeben, als meine vorläufige war, bei der ich freilich auf eine so lange Verzögerung nicht rechnen konnte. Künftiges Frühjahr an Ort und Stelle zu beginnen, ist dadurch unmöglich gemacht. . . .

„Bis zum Frühjahre künftigen Jahres ist es nun nicht mehr möglich, so viele Cartone und Farbenskizzen zu vollenden, daß dann ohne Unterbrechung in der Ausführung fortgeschritten werden könnte; da ich wünschen muß, selbst so viel als möglich mit dabei zu sein. . . .

„Es sind 30 Felder und die meisten derselben mit colossalen Gestalten zu bedecken. Alles will bedacht und wohl erwogen sein; denn die Bilder sollen sich einem so wohlbedachten Werke anschließen, wie die Menschen kein zweites erfunden. Gott gebe Gelingen!"

Reichensperger antwortete unterm 26. Nov. 1842:

„Ich würde Ihnen schon früher meinen herzlichen Dank für die Freude abgestattet haben, welche Sie mir durch Ihr gütiges Schreiben gemacht haben, wenn ich nicht zuvor die Rückkehr des Herrn Zwirner von Berlin hätte abwarten wollen, in der Hoffnung, daß ich Ihnen dann eher etwas von Interesse mittheilen könnte. Diese Hoffnung ist nun aber freilich nur insofern erfüllt worden, als Herr Zwirner versichert, der König habe inmitten so vieler Antidombauer bis jetzt sein Interesse für die Sache noch immer warm und lebendig erhalten und z. B. unter anderm sich bestimmt dahin ausgesprochen, daß die beiden Portale des Querschiffes mit dem ganzen Reichthum des bereits vorhandenen Thurmportales ausgestattet werden sollen. Hinsichtlich Ew. Wohlgeboren glaubt Herr Zwirner, nun ganz bald durch das Oberpräsidium in Stand gesetzt zu werden, den Vertrag mit Ihnen in aller Form abschließen zu können. Jedenfalls aber wird er die Maße der Querbogenfelder, — welche ihm ungeachtet meiner schriftlichen Erinnerung ganz aus Erinnerung gekommen waren, baldigst Ihnen zukommen lassen. —

„Obgleich ich das Gewicht der von Ihnen für das spätere Beginnen Ihrer Arbeiten im Chore selbst angeführten Gründe sehr wohl fühle, so möge es mir doch erlaubt sein, in dieser Beziehung eine Bemerkung zu machen. So groß die Theilnahme auch ist, welche der Dombausache bisher zugewendet worden ist, so habe ich doch Ursache, zu fürchten, daß dieselbe bei Vielen, selbst hier am Orte bald erkalten wird, wenn sie nicht immer neue Nahrung erhält. Der ungläubige Egoismus, welcher leider noch allzu sehr vorherrscht, will immer sehen und genießen, wenn er mithandeln soll; aber auch selbst viele von denjenigen, welche aus den reinsten Motiven bei dem Unternehmen mitwirken, glauben,

aus Mißtrauen in die Zukunft, daß man nicht rasch und entschieden genug an so vielen Punkten als nur immer möglich Hand an's Werk legen könne. Wie auch die Constellationen in den obern Regionen sich gestalten mögen, das ein Mal in der Ausführung Begriffene wird, so glaubt man, doch so leicht nicht aufgegeben werden. Ich gestehe es, daß ich auch so ziemlich mich zu diesen Mißtrauischen, meistens in Bezug auf das letztere Raisonnement, bekenne und schon deshalb den höchsten Werth darauf lege, daß Sie möglichst bald in Besitz treten und Ihr Werk im Chore beginnen, wenn es auch einstweilen und in der ersten Zeit nur sehr langsam fortschreiten könnte. Es liegt gewiß sehr viel daran, daß die Leute ein Mal eine Idee davon bekommen, was da werden wird, abgesehen davon, daß auch vieles Andere, was auf die vollendete Ausschmückung des Chores Bezug hat, dadurch auf das wirksamste gefördert werden würde. Ich habe mich bisheran bemüht, meinen persönlichen Wunsch, Sie sobald als möglich ein Mal auf längere Zeit hier zu sehen, schweigen zu lassen, kann aber doch nicht dafür bürgen, daß er nicht so ganz unvermerkt sein Wörtchen mit hineingeredet habe. Doch ich vertraue unbedingt, daß Sie dasjenige wählen werden, was am meisten frommt."

Diesen Brief, mit seiner Bemerkung, „daß die Leute hier erst ein Mal eine Idee bekommen, was da werden soll," veranlaßte Steinle, Ende November 1842 mit den inzwischen vollendeten Farbenskizzen seiner Compositionen nach Köln zu reisen. Er legte dieselben zunächst dem Herrn Erzbischofe vor, um sie kirchlich approbiren zu lassen, sodann aber dem Dombaumeister und dem Vorstande des Dombauvereins.

Kurz darauf erschien in der Beilage zu Nr. 42 der „Allgemeinen Zeitung" der nachfolgende Artikel:

„Edward Steinle ist noch vor dem Schlusse des alten Jahres in Köln gewesen, um seine Entwürfe zur Ausschmückung der Gurtbogenfelder des Domchores dem Herrn Erzbischof zur Genehmigung vorzulegen. Wir müssen dies Verfahren loben und freuen uns dessen, zumal es von einem so ausgezeichneten Meister beobachtet wurde. Jüngern Künstlern dürfte dieses Beispiel in ähnlichen Fällen um so mehr anzuempfehlen sein. Denn nicht nur — um auch dieses zu sagen — gehört es zu den Pflichten des Bischofes, das Bilderwesen in den Kirchen zu überwachen (Conc. Trid. Sess. XXIV), wir halten es auch für dringend nöthig, Stoffe der Art der willkürlichen Behandlung zu entziehen. Man hebt nur gar zu gern die ästhetische und künstlerische Seite hervor und vergißt darüber das Verhältniß, welches zwischen solchen Bilderwerken und der längs vorher fertigen und auf anderm Wege zu Stande gekommenen christlichen Vorstellungs- und Anschauungsweise stattfinden muß. Nicht um der ästhe-

tischen Bedürfnisse willen sind die Bilder in die Kirchen aufgenommen worden. Man sollte die dogmatische Seite derselben und ihren Lehrcharakter nicht so verkennen. Wir sind übrigens keineswegs gemeint, den Anforderungen an das Kunstwerk als ästhetisches Product auch nur das Geringste zu vergeben. Nur wollen wir seinen lebendigen Inhalt und seine Bedeutung gewahrt sehen. Jener Kunstrichtung aber, die Inhalt und Zweck mit sündlicher Leichtfertigkeit einem gewissen ästhetischen Wohlbehagen aufopfert, wollen wir mit Energie opponirt wissen. Wir wissen recht gut, in welches Wespennest wir stechen, wenn wir unsern Malern eine Beaufsichtigung von Seite der Kirche wünschen; wissen auch, was man uns hier, da und dort entgegnen wird. Haben wir jüngst zu wiederholten Malen hören müssen: »Kirchliche Gegenstände könnten überhaupt auf eine allgemeine Zustimmung nicht mehr rechnen,« so kann uns freilich die entgegengeworfene Behauptung nun nicht weiter befremden, »daß solche Stoffe, die verlangtermaßen noch dargestellt werden müßten, aller Wirkung auf die Gemüther verlustig gingen, wenn sie der individuellen Auffassung entzogen würden.« Mit den Vertretern dieser Kunstansicht ist nicht weiter zu streiten. Bevor man sie gewöhnte, Bedeutung und Aufgabe der Kunst überhaupt anders aufzufassen, sollte man diese Herren zum Christenthum bekehren. Dann erst wäre eine Verständigung möglich. Die Kirche fordert von allen Bildwerken, die sich auf das Reich Gottes beziehen, eine gewisse obligate Behandlung. Und sie ist dazu gezwungen, will sie die Einheit des Princips, welches dem ganzen kirchlichen Systeme zu Grunde liegt, nicht bedroht sehen. Wir wissen von gewissen Dogmen, daß es Jahrhunderte bedurfte, um den ihnen adäquaten Ausdruck zu finden, der sodann als die erschöpfende Formel fixirt und in das Bekenntniß aufgenommen wurde. Ebenso sind jene bildlichen Darstellungsformen mit Nothwendigkeit vorhanden. In ihnen ist nicht allein das christlich-religiöse Bewußtsein, sondern die aus der ewigen Kirche hervorquellende Weisheit der Kinder Gottes niedergelegt. In diesem Kreise bewegten sich die großen Maler der frühern Zeit. Darum waren sie rückwirkend auf den Beschauer so mächtig. Die Kirche darf diese typische Behandlung, diese ein für alle Mal festgesetzte Richtung und Grenze nicht aufgeben; sie muß die dogmatisch-orthodoxe Behandlung des Thema's fordern. Die modernen Künstler glauben aber in dieser Forderung das Wesen der Kunst angegriffen und aufgehoben. Sie wollen statt der dogmatischen die philosophische, statt der typischen die freie Behandlung, statt der überlieferten die individual-subjective Exegese des Thema's. Hier ist der Streit, den wir schon lange unter den verschiedensten Namen kennen und der auch in unsern Tagen in den Gegensätzen zweier Kunstrichtungen auftritt — wir meinen jener, die

ursprünglich von Veith, Overbeck usw. in Rom ausging, und einer andern, mehr realistischen Richtung, die in neuerer Zeit in Deutschland gepflegt wird — ein Streit, aus dem sich Künstler und Publicum noch lange nicht werden heraushelfen können, in dem jedes Wort zum Verständniß willkommen wäre."

Daß nicht sowohl der Schreiber dieses Artikels, wie er vermeinte, „in ein Wespennest gestochen," sondern daß Steinle mit der Vorlage seiner Entwürfe bei der kirchlichen Behörde das gethan hatte, zeigte bald ein in Nr. 43 des damals in Stuttgart erscheinenden „Kunstblattes" unter dem Titel „Die geistliche Censur für christlich-religiöse Kunstwerke" veröffentlichter Artikel, welcher mit folgender Einleitung anhebt: „Edward Steinle hat seine Entwürfe zur Ausschmückung der Gurtbogen des Domchores in Köln dem Herrn Erzbischof zur Genehmigung vorgelegt. Unter den obwaltenden Umständen, nämlich bei der bekannten strengkirchlichen Richtung des Künstlers, sowie bei der bekannten Weisheit und Mäßigung des Oberhirten liegt in diesem Vorgange durchaus nichts Bedenkliches. Wenn man aber, wie der Berichterstatter desselben in der Allgemeinen Zeitung Nr. 42 ihn als nachahmungswürdiges Beispiel empfiehlt, und dem Ausspruche der geistlichen Behörde eine richterliche Gewalt beilegt, so halten wir es für Pflicht, im Interesse der Kunst und deren freier Entwickelung diesen Versuchen zur Bevormundung der Kunst entgegenzutreten und beklagen es, daß ein ausgezeichneter und anerkannt tüchtiger Künstler durch einen für ihn unverfänglichen Schritt etwaigen Uebergriffen eine Art allgemeiner Berechtigung an die Hand gegeben."

Gegen diesen Artikel schrieb August Reichensperger in Nr. 52 des Domblattes von 1843 folgende geharnischte Abwehr:

„Man sieht, es ist auf ein Veto gegen jedwede Einwirkung der Geistlichkeit in die religiöse Kunst, insbesondere aber auf eine Warnung an alle Künstler abgesehen, welche Bestellungen für Kirchen annehmen, doch ja nicht dem Vorgange Steinle's zu folgen, und für ihre Entwürfe die Genehmigung des Vorgesetzten der betreffenden Kirche nachzusuchen. Ganz besonders aber wird dies denjenigen Künstlern eingeschärft, welche bis dahin nicht, wie solches bei Steinle der Fall ist, eine kirchliche Richtung befolgt haben, indem bei Letzterm diese seine Richtung als ein mildernder Umstand für das, was er durch seine Condescendenz verbrochen, hervorgehoben wird.

„Doch wir kehren zu unserm Artikel zurück. Nach der Einleitung wird in demselben der Satz aufgestellt und näher entwickelt, daß »die geistliche Censur in Dingen der Kunst nicht nur gänzlich nutzlos, sondern sogar schädlich sei,« und es wird versucht, diese Behauptung durch

die Berufung auf die Geschichte zu begründen, wobei denn natürlich »Philipp's Ketzergerichte« und »die Scheiterhaufen des Herzogs von Alba« nicht fehlen dürfen, zumal sie so vortrefflich auf den gegebenen Fall passen."

Nachdem Reichensperger weitere Uebertreibungen des Stuttgarter Blattes gebührend gekennzeichnet hat, gibt er eine Darlegung des Sachverhaltes der Kölner Aufgabe Steinle's und fährt dann fort:

„Wir fragen: liegt in diesem Vorgange eine Veranlassung, die Lärmtrommel zu rühren und mit Spießen und Stangen auszuziehen gegen den »Dämon der Censur«? Schließt es nicht vielmehr eine Verkennung der einfachsten Begriffe von Recht und Schicklichkeit zugleich in sich, einem Bischofe zuzumuthen, daß er das innerste Heiligthum seiner Kathedrale jedwedem Meißel und Pinsel preisgebe, um darin zu bilden und zu malen nach Belieben? Was würde man wohl sagen, wenn Jemand an einen Galerie-Director das Ansinnen stellen wollte, in der ihm anvertrauten Galerie um »der Freiheit des Geistes willen« jede bunte Leinwand aufhängen zu lassen, die Einer für gut findet für ein Gemälde auszugeben? Würde wohl Jemand Veranlassung nehmen, über Geistesunterjochung, über Bevormundung der Kunst zu schreien, wenn der zeitige Inhaber eines Staatsgebäudes verlangte, daß er vorerst über das Was und Wie zu Rathe gezogen werde, bevor man daran gehe, die Wände desselben zu bemalen? Soll denn aber, fragen wir endlich, einem katholischen Bischofe in seiner Kathedrale ein geringeres Recht zustehen? Wir können nicht denken, daß die Beantwortung aller dieser Fragen für irgend Jemand zweifelhaft sein wird; ja, wir sind überzeugt, daß sogar der Berichterstatter des »Kunstblattes« nicht den mindesten Anstoß an dem fraglichen Vorgange genommen haben würde, wenn ihm nicht seine Phantasie einen Streich gespielt und ihm Gott weiß nach welchen Gesetzen der Ideen-Association das Schreckgespenst der »Censur« vorgespiegelt hätte.

„Die Gegner der Censur aber haben wenig Grund, sich zu freuen, wenn solche Bundesgenossen zu ihren Fahnen stoßen; denn um der Freiheit würdig zu sein, muß man vor allem lernen, das Recht zu achten."

Diese sich bis in den Juni 1843 hineinspinnende Zeitungspolemik durfte wohl ausführlich mitgetheilt werden, um darzuthun, welchen Schwierigkeiten Steinle's Auftreten als Künstler „strengkirchlicher Gesinnung" von Anfang an begegnete, und um zu zeigen, daß seine Freundschaft zu einem Manne, welcher sein Vorgehen so klar und überzeugend zu rechtfertigen wußte, wie dies August Reichensperger in der mit-

getheilten Abfertigung des Kunstblattes gethan, geradezu eine prädestinirte war.

Steinle's Entwürfe hatten nicht nur den vollsten Beifall des Herrn Coadjutors v. Geissel, sondern auch den des Dombauvereins-Vorstandes gefunden. Die Gegner schwiegen wenigstens, da sie sich von der allgemeinen Zustimmung geschlagen fühlten.

Dombaumeister Zwirner, inzwischen zum königlichen Regierungs- und Baurath aufgerückt, schrieb unter dem frischen Eindrucke, den die Entwürfe auf ihn selbst und die Mehrheit des Dombauvereins-Vorstandes gemacht hatten, unterm 2. December 1842 an Steinle (eigenhändig):

„Obwohl ich noch nicht im Stande bin, mit Ew. Wohlgeboren den Vertrag, welchen wir mündlich und schriftlich über die Ausführung der Fresco-Malereien im hiesigen Domchore vorbereitet haben, zu schließen, so ist die ganze Angelegenheit doch so weit vorgeschritten, daß über die Ausführung kein Zweifel obwaltet. Deshalb theile ich Ihnen die Aufnahme der Wandflächen mit usw. . . .“

So schien die Sache denn endlich geebnet. Allein es schien auch nur so. Kaum war Steinle von Köln abgereist, da machten sich bei Baurath Zwirner wiederum die gegen das Project Steinle's arbeitenden Kräfte geltend. Reichensperger schrieb darum am 17. December 1842, daß er fürchte, Zwirner werde, um seine Autorität geltend zu machen, auf die Vorlage der Detailpläne zurückkommen, um eine seinerseitige Genehmigung derselben eintreten zu lassen. „Um jede Collision (die der uns so sehr am Herzen liegenden Angelegenheit unmöglich förderlich sein kann) so viel als möglich zu vermeiden, dürfte es sehr räthlich sein, so bald als möglich durch Herrn Cornelius eine Copie Ihres Entwurfes an den König gelangen zu lassen und etwa dabei den Rath des Herrn Cornelius zu erbitten über die Frage, in wie weit Sie dem Herrn Zwirner Rechenschaft über Ihre Entwürfe abzulegen hätten. Im Uebrigen ist Zwirner ein guter, traitabler Mann, mit dem wohl auszukommen ist, sobald nur einmal die gegenseitigen Stellungen fixirt sind.“

Diese Mahnungen kamen in so fern post festum, als Zwirner bereits am 6. December Steinle im Auftrage des Oberpräsidiums und Ministeriums um Vorlage seiner Entwürfe ersucht hatte. Steinle schrieb in der Sache am 19. December an Reichensperger:

„Herzlichen Dank für Ihre gütigen Zeilen vom 17. dieses Monats. Ich erhielt sie in dem Augenblicke, als ich ein Antwortschreiben auf Zwirner's Mittheilung des Ministerial-Erlasses auf die Post geben wollte, und sie veranlaßten mich, demselben noch eine Clausel beizufügen. Allerdings hat Zwirner, aber nur im Auftrage hohen Ministerii, eine Copie meiner Entwürfe zur Einreichung verlangt. Eine Art, über

die allerdings langweiligen Präliminarien in kürzester Frist wegzukommen, ist gewiß die, daß man sie über sich ergehen läßt und schnell thut, was sie verlangen. Ich sagte Zwirner, daß ich Durchzeichnungen zu diesem Zwecke machen lasse, als Clausel aber setzte ich dazu, daß ich sie erst dann übersenden werde, nachdem ich ein Exemplar an Se. Majestät den König abgesendet habe. Herr v. Radowitz, der sich glücklicherweise diesen Monat über hier aufhält, und mit Anfang Jänner, vom König berufen, nach Berlin gehen wird, hat sich mir selber angeboten, die Entwürfe dem König vorlegen zu wollen, und dabei bemerkt, ich könne wohl glauben, daß sich Niemand dazu besser eigne als gerade er, und ich solle ihm nur alle meine Wünsche mittheilen und ihn sorgen lassen usw. Daß aber mein Wunsch künstlerische Unumschränktheit bei diesem Werke sein muß, dies fühlt Radowitz so sehr, daß ich auf ein Verständniß sicher rechnen kann."

Am 4. Januar 43 schrieb Steinle wieder an den Freund:

„Alles geht nun vorwärts, und Gott der Herr möge seinen Segen dazu geben. Der Bauleute Mühe und Eifer ist löblich und läßt den Segen hoffen und erwarten. Friede und in Begeisterung gehaltene Ruhe wird von Nöthen sein, und ohne sie würde der Bauleute Mühe vergeblich sein. Gibt Gott aber das, dann wird Er es sein, der das Haus erbaut, und die Bauleute mögen dann gern damit zufrieden sein. — Künftigen Donnerstag geht Radowitz mit meinen Entwürfen, die ich in Durchzeichnungen dem König als Geschenk anbieten ließ, nach Berlin ab, und er ist gebeten, zu veranlassen, daß, wenn der König die Entwürfe billigt, die Dombau-Behörden hiervon in Kenntniß gesetzt werden mit dem Bedeuten, daß nunmehr die Ausführung mir zu überlassen sei und daß Herr v. Radowitz mir, daß dies geschehen, in einem ostensiblen Schreiben zur allenfallsigen Legitimation mittheile. Es schien mir dies der einzige Weg, mir die nöthige Unabhängigkeit zu verschaffen. Und da der Wunsch ein so bescheidener ist, so hoffe ich auch, daß er gewährt werde."

Die Geduld Steinle's wurde indeß wieder auf eine harte Probe gestellt. Dombaumeister Zwirner war über die directe Vorlage der Entwürfe bei dem Könige offenbar verstimmt. Reichensperger schreibt am 6. Februar 1843 an Steinle:

„Vor einiger Zeit knöpfte sich Zwirner einmal hinsichtlich Ihrer auf, und ich spürte, wie er noch immer den Brief nicht verdauen kann, welchen Sie ihm auf seine Anfrage in Betreff Ihres Sujets als Antwort schickten. Dann hätte er aber auch für sein Leben gern vor Ihnen Ihre Entwürfe an Se. Majestät gelangen lassen — vielleicht bereichert mit einem Commentar. So gut es ging, suchte ich ihm die

Augen über Ihre respectiven Stellungen zu öffnen und dabei zugleich seine Aufwallung zu dämpfen. Im Grunde ist Herr Zwirner doch ein traitabler Mann, mit dem sich leben läßt, sobald man nur einmal entschieden Stellung genommen hat."

Daß aber nicht Dombaumeister Zwirner selbst der Hemmschuh war, sondern „unberufene Archaisten", das zeigte sich sehr bald. Sulpiz Boisserée hatte sich, sobald er erfahren hatte, daß die Entwürfe Steinle's dem Könige vorlägen, aufgemacht, um gegen dieselben zu wirken.

Reichensperger schreibt am 16. März 1843 an den Freund:

„Vorgestern kam Herr Zwirner zum Herrn Erzbischof und eröffnete demselben, daß Herr v. Radowitz von ihm (Zwirner) im Auftrage Sr. Majestät über die von Ihnen eingereichten Entwürfe ein Gutachten in architektonischer Hinsicht verlangt habe, in specie auch über die von Herrn Boisserée angeregte Frage, ob eine Länge von 11 Fuß die Engel nicht in ein gewisses Mißverhältniß zu den Apostelstatuen sowie zu den Königsfiguren auf den obersten Chorfenstern setze, in welcher Beziehung, wie gesagt, Herr Boisserée Bedenklichkeiten angeregt habe. Herr Zwirner behauptet nun zwar, keinen ganz bestimmten directen Auftrag zur Einholung der Zustimmung des Herrn Erzbischofs bekommen zu haben; aus dem ganzen Benehmen desselben aber hatte der Herr Erzbischof geschlossen, daß dem doch so sei. Die Antwort des Letztern ging nun im Wesentlichen dahin, daß er Ihrer Auffassungs- und Darstellungsweise in jeder Beziehung seine vollste Zustimmung schenken müsse, daß er aber in artistischer Beziehung glaube, es sei am räthlichsten, hier den Künstler vollkommen frei schalten und walten zu lassen, und zwar um so mehr, als Ihre Entwürfe sowohl als Ihr Name nach dieser Seite hin die sicherste Garantie gäben. Nach den Bemerkungen des Herrn Erzbischofs zu urtheilen, wäre auch Herr Zwirner derselben Ansicht gewesen, und ich muß auch noch hinzufügen, daß er sich mehrfach in demselben Sinne (nicht bloß mir gegenüber) ausgesprochen hat."

Inzwischen hatte Steinle über die betreffenden Vorgänge von Herrn v. Radowitz folgende vom 5. März 1843 datirte Mittheilung erhalten:

„Daß ich, liebster Freund, Ihnen erst so spät über den Erfolg Ihres Auftrages Nachricht gebe, ist nicht meine Schuld. Seit gestern ist erst dasjenige in meinen Händen, welches ich Ihnen beiliegend mit herzlichster Freude zusende.

„Der König sah Ihre Entwürfe mit einem so vollkommenen Wohlgefallen, wie es selten bei ihm der Fall ist; er ging auf Ihre Gedanken und Absichten bis auf's Einzelnste ein und drückte sein volles Einverständniß mit allem bestimmt aus. Ebenso gern und wohlgefällig nahm er die Zeichnungen, die ich ihm in Ihrem Namen zu Füßen

legte, als Geschenk an und ging auf meinen Wunsch ein, sein Einverständniß durch ein eigens an Sie gerichtetes Cabinetsschreiben auszusprechen. Aus eigenem Antriebe bestimmte er ferner, daß Ihnen die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft zugesendet werden solle.

„Als störendes Element trat indessen ein Schreiben des Herrn Sulpiz Boisserée dazwischen, welches derselbe ohne alle Aufforderung an den geheimen Cabinetsrath des Königs zu richten sich veranlaßt gefunden hatte. Herr Boisserée tadelt in demselben die Darstellung der Cherubim und Seraphim als geflügelte Kinderköpfe und noch mehr die von Ihnen gewählten Dimensionen, von denen er behauptet, daß sie der Architektur im Ganzen und den Figuren in den Glasgemälden insbesondere in hohem Grade schaden würden. Er verlangt daher, obgleich er sonst Ihrem Talent vieles Lob spendet, daß man die Dimensionen auf fast die Hälfte reducire, und sucht diese Forderung auf das ausführlichste als unerläßlich darzustellen.

„Bei dem Ansehen, welches Boisserée in der Dom-Angelegenheit genießt, und da seine Anstände gegen die Darstellung der Cherubim und Seraphim auch von Zwirner getheilt zu werden schienen, führte diese unberufene Zwischenrede manche verdrießliche Weiterungen herbei.

„Ich bin jedoch diesen Zumuthungen nicht gewichen und habe dabei an Cornelius die aufrichtigste und wirksamste Unterstützung gefunden. Der König hat jene Einwürfe als unbegründet anerkannt [1]) und es ist bei dem Beschlusse geblieben, welchen Sie in der Beilage finden [2]). Das Schreiben von Boisserée wird Ihnen wahrscheinlich noch mitgetheilt werden und Sie mögen dann davon beachten, was Sie angemessen finden. Durch die bestimmte Billigung des Königs haben Sie die Hauptsache ganz in Händen und können fernere Kritteleien von sich weisen."

Steinle meldete diesen endlichen erfreulichen Ausgang der Angelegenheit am 21. März dem Kölner Freunde:

---

[1]) Wie unbegründet Boisserée's Bedenken bezüglich der Dimensionen waren, ergibt sich daraus, daß nach einer dem Verfasser vorliegenden Pause der alten wiederaufgefundenen Engelfiguren, welche zu erneuern Absicht der Archaisten war, diese nicht unwesentlich größer waren, als die in der Größe von neun Fuß rheinisches Maß ausgeführten Steinle'schen Engel.

[2]) Das Cabinetsschreiben Friedrich Wilhelm's IV. lautet: „Mir sind die Zeichnungen, welche Sie in Beziehung auf den Kölner Dom entworfen haben, vorgelegt worden. Sie haben Mich in hohem Grade befriedigt und kann ich Ihnen nur den lebhaften Wunsch aussprechen, daß sie in der entworfenen Art zur künftigen Ausführung kommen möchten. Als Anerkennung Ihres Talentes und Ihres Fleißes erhalten Sie die anliegende goldene Medaille für Kunst.

Berlin, den 28. Febr. 1843. (gez.) Friedrich Wilhelm."

Zunächst theilt er mit, daß er, um die nöthigen Vorarbeiten (das Zeichnen der großen Cartons) machen zu können, ohne daß ihm der im mündlichen Vertrag vorgesehen gewesene Vorschuß zugekommen war, ein Anlehen von Fl. 1000 habe machen müssen, und fährt dann fort:

„Ich will über diese Seite der Angelegenheit völlig schweigen, denn anderseits hat sie sich besser, ja vortrefflich gestaltet; und vielleicht gibt Ihnen, was ich nun mitzutheilen habe, den Schlüssel zu dem, was Sie mir am 16. d. M. so gütig mitgetheilt. v. Radowitz schrieb mir ausführlich von Berlin aus über ein ganz unberufenes Zwischentreten des Herrn Boisserée in meine Angelegenheit. Die verdrießlichen Bedenklichkeiten, die auch Cherubim und Seraphim betreffen und von Herrn Zwirner getheilt zu werden scheinen, wurden mit der kräftigsten Unterstützung Cornelius' niedergekämpft, und zu der vollständigsten Beglaubigung dessen war Radowitzens Brief ein Cabinetsschreiben des Königs und zudem die goldene Medaille für Kunst beigefügt. Der König ist mit meinen Entwürfen vollkommen einverstanden und wünscht, daß sie sofort in Ausführung gebracht würden. Den Reisepaß also hätten meine Engel, und ich denke, man wird sie ziehen lassen; und hoffentlich wird dieser (Reisepaß), da es mit dem Beinunterstellen nun ein Mal doch nicht ging, das andere nach sich ziehen. . . . . . Nehmen Sie einstweilen verbindlichsten, herzlichsten Dank für Ihre viele Güte und Sorgfalt in der Engelssache — die Engel selber mögen es Ihnen tausendfach vergelten. Daß sich der Herr Erzbischof so freundlich gesinnt für mich ausgesprochen, hat mich sehr gefreut. Architekt und Maler stehen zu einander wie Staat und Kirche, und es gibt da immerhin Reibungen. Ich habe nun mein Cabinetsschreiben."

Während Reichensperger hocherfreut über diese Wendung der Sache an den Freund schrieb und ihn einlud, während seiner Arbeiten im Dom „an unserm bescheidenen Herde sich niederzusetzen und mit demjenigen vorlieb zu nehmen, was eine noch in ihrer Kindheit begriffene Haushaltung bietet" — erhielt Steinle einen vom 23. März 1843 datirten Brief Zwirner's, welcher neue Schwierigkeiten in Aussicht stellte, die auch eintraten. Zwirner schreibt:

„Noch immer bin ich nicht im Stande, Ihnen über die Ausführung der Frescomalerei im hiesigen Domchor die höhere Entscheidung mitzutheilen. So viel kann ich Ihnen aber vertraulich (sic!) sagen, daß Ihre Composition der neun Engelchöre in Berlin im Allgemeinen (!) günstig aufgenommen und nur wegen der Größe anderweitig Bedenken erhoben worden sind. In der Augsb. Allg. Ztg. vom 11. Febr. 43 ist nämlich gesagt worden, daß Ihre Entwürfe elf Fuß hohe Engel dar-

stellten, und ich bin nunmehr (!!) befragt worden, was ich von diesem Größenverhältnisse hielt.

„Mein Vorschlag ging dahin, daß, um alle Zweifel darüber zu beseitigen, Sie die Umrisse eines solchen Engels in natürlicher Größe an Ort und Stelle prüfen mögen, und ich glaube, daß Sie damit einverstanden sein werden.

„Mit jedem Tage sehe ich nun dem Befehl über die Ausführung entgegen, und ich hoffe, daß auch alsdann die von mir beantragte Abschlagszahlung Ihnen zutheilt wird.

„Indem ich wiederholentlich bemerke, daß meinerseits stets auf die baldigste Entscheidung gedrungen worden ist, um so bald als möglich das schöne Werk von Ihrer Meisterhand in's Leben gerufen zu sehen, mögen Sie sich versichert halten, daß von dem Augenblick an, wo ich mit Ihnen wegen dieser Geschäftsangelegenheit in Verbindung getreten bin, sowohl über Ihre mir schon früher bekannt gewesene einnehmende Persönlichkeit als auch über Ihr anerkanntes Künstlertalent ich die aufrichtigste Hochachtung unumwunden bewahrt habe. Es hat mir daher sehr leid gethan, daß andere Personen sich in diese von mir mit so vieler Liebe behandelte Angelegenheit unberufen, ja störend eingemischt und öffentlich darüber geschrieben haben in einer Weise, die Sie selbst kaum billigen werden."

Steinle reiste daraufhin sofort nach Köln, pauste einen seiner Entwürfe in eine Spandrille und gab von den Größenverhältnissen desselben zwei Fuß rheinisch ab, so daß die nun ausgeführten Engel nicht, wie die alten, die ganze Spandrille wohlstilisirt ausfüllen, sondern frei auf dem Goldgrunde schweben, — eine stilistische Verschlechterung um des lieben Friedens willen.

Der Dank für dieses Nachgeben sollte nicht fehlen. Während Steinle alle Vorarbeiten so weit gefördert hatte, daß er anfangs Mai mit dem Malen beginnen zu können gedachte, kam der Maimonat heran, ohne daß von der Bauleitung irgend etwas zur endlichen Vertragsabschließung geschah.

Auf energischstes Drängen Steinle's stellte sich endlich heraus, daß es vergessen worden war, der Königlichen Regierung den Beschluß des Dombauvereins mitzutheilen, welcher die Mehrkosten über die vom Könige bewilligten 1000 Friedrichsd'or aussprach! Wo der Unterlassungsfehler lag, blieb Seitens Steinle's ununtersucht und darum mag auch hier mehr nicht darüber mitgetheilt werden. Steinle verzichtete endlich, nachdem der thatkräftige Präsident des Dombauvereins, Frhr. von Wittgenstein, die Sache energisch in die Hand genommen hatte, wieder-

holt auf 1000 Thlr. seines Voranschlages und nahm mit frischem, ungebeugtem Muth seine Arbeit mit zwei Gehülfen im Juni 1843 auf.

Bezeichnend für die Hartnäckigkeit seiner Gegner archaistischer und moderner Richtung ist es, daß noch in den im Juli 1843 erschienenen Nummern des „Domblattes“ Professor Kreuser in einigen an den Dombaumeister Zwirner gerichteten „Sendschreiben“ versteckt die Steinle'schen Bilder angreifen durfte und ein Programm aufstellte über die Gegenstände, welche in den Chorbogen-Nischen nach seiner einzig richtigen Ansicht zur Ausführung zu kommen hätten.

II.

Neben den Verhandlungen über die Domausmalungen laufen in dem Briefwechsel der beiden Freunde, abgesehen von Familien-Mittheilungen, Besprechungen und Bestrebungen auf dem Kunstgebiete her, welche zeigen, wie allseitig Reichensperger auf diesem Gebiete wirkte, wie Steinle über den eigenen Arbeiten und Schöpfungen nie das allgemeine Kunstinteresse außer Augen ließ.

Man suchte damals für das neu gegründete Wallraf-Richartz-Museum einen tüchtigen Conservator. Reichensperger, der sich sehr dafür interessirte, daß nur eine nach jeder Richtung hin geeignete Kraft gewonnen werde, hatte bei seinem ersten Zusammentreffen mit Steinle diesem die Angelegenheit empfohlen; Steinle hatte auf den Maler und Sammler Ramboux, welchen er von Rom und München her kannte, hingewiesen und es übernommen, durch den intimen Freund desselben, den Professor Deger in Düsseldorf, Ramboux für die Stelle zu gewinnen. In dieselbe Zeit fielen die Verhandlungen des „Düsseldorfer Kunstvereins“ mit Fr. v. Overbeck wegen eines Altarbildes für den Kölner Dom. Overbeck, der Erzbischof und alle diejenigen, welche das königliche Wort verstanden hatten, daß der Dom erneuert werden solle „im Geiste der Alten, aber mit den durch den Fortschritt der Kunst gegebenen Mitteln,“ hatte darauf gerechnet und darauf bestanden, daß ihm eine Mitwirkung monumentaler Art übertragen werde, wenn auch nur durch das Malen eines Flügelbildes für den Hochaltar. Steinle hatte sich in dieser Angelegenheit im Sinne seines Freundes Overbeck bei Reichensperger verwandt.

Reichensperger schreibt hierüber am 17. December 1842 an Steinle:

„Hinsichtlich des Overbeck'schen Bildes habe ich mich leider überzeugen müssen, daß bereits ein Altarbild in einer Seitenkapelle demselben bestimmt in Auftrag gegeben worden ist. Herr Overbeck wehrte sich lange dagegen, indem er lieber ein Flügelbild auf den Hauptaltar

gemalt hätte. Herr Boisserée erklärte sich aber heftig dagegen und trug den Sieg davon."

Besser, wenn auch nach langen Verhandlungen, welche theilweise durch die Natur Ramboux' veranlaßt waren, erging es mit dem Plane der Freunde, Ramboux als Conservator für das Wallraf-Richartz-Museum zu gewinnen.

Steinle meldet am 19. December 1842:

„Die Sache mit Ramboux habe ich mit Deger, der ihm sehr befreundet ist, besprochen; Deger hat in diesem Augenblicke gewiß schon an Ramboux geschrieben."

Am 6. Februar 1843 schreibt Reichensperger dem Freunde:

„An Ramboux ist von hier aus officiell geschrieben und von ihm auch bereits geantwortet worden. Er stellt zwar ziemlich harte Bedingungen (z. B. will er 200 Thaler mehr haben, als bisher gegeben waren, sodann will er nur dem artistischen Theile sich widmen &c.). Indeß glaube ich doch, daß man sich mit ihm einigen wird. Heute höre ich, daß Herr v. Fürstenberg den Herrn Veit, welcher in Frankfurt seine Stelle niedergelegt habe, für den hiesigen Conservator-Posten in Vorschlag gebracht und nebenher den Herrn Ramboux als nicht passend für den letztern hingestellt hat. Aufrichtig gestanden, ich glaube, dahinter steckt eine Düsseldorfer Intrigue. Herr Veit steht gewiß viel zu hoch, um ein solches Aemtchen genehm zu finden; in Düsseldorf aber protegirt man Herrn Mücke, welcher als Candidat aufgetreten ist, und bemüht sich daher, vor allem einmal den Herrn Ramboux zu beseitigen. Das ist so eine Privat-Hypothese von mir, die freilich mehr auf dem Instincte als auf klarer Erkenntniß beruht. Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mir auch Ihre Meinung besonders bezüglich des Herrn Veit mittheilen wollten. Unserer Stadt würde gewiß Heil widerfahren, wenn ein solcher Stern über ihr zu leuchten käme."

Steinle antwortete unter'm 10. Februar 1843:

„Für den Conservator-Posten ist wohl Veit nicht, und es würde gut sein, wenn Fürstenberg den Gedanken fallen ließe. Gott gebe, daß Sie Ramboux bekommen und von Düsseldorf verschont bleiben."

Die hier zwischen den Freunden berührte Veit'sche Angelegenheit darf an dieser Stelle etwas ausführlicher behandelt werden, weil einerseits leider bis jetzt immer noch nicht ein Lebensbild Veit's erschienen ist und anderseits sein Freund und Nachfolger Steinle einen klaren Einblick in die Verhältnisse hatte, wie nicht leicht ein Anderer.

Steinle war alsbald, nachdem er von Rheineck zurückgekehrt war, im Städel'schen Kunstinstitute, an welchem Philipp Veit als Director wirkte, ein Atelier eingeräumt worden; hatte Veit und seine liebens-

würdige Gattin schon bei Steinle's Uebersiedlung und mehr noch bei derjenigen seiner Familie nach Frankfurt alles aufgeboten, um es dem Freunde und seinen Angehörigen leicht zu machen, die Heimath und Geburtsstätte wenigstens nicht zu vermissen, so trug das gemeinschaftliche künstlerische Schaffen unter einem und demselben Dache wesentlich dazu bei, die beiden gleichstrebenden Männer sich näher zu bringen und im Wettbewerbe sich gegenseitig zu fördern. Wie heiter, schön und frisch pulsirend das damalige Künstlerleben war, davon sind lebendige Zeugen eine ganze Reihe köstlicher, humorvoller Carricaturen Veit's und Steinle's, welche noch im Familienbesitze des Verfassers sind, sich auf alle möglichen Ereignisse im Leben der Freunde beziehen und die beiderseitigen Schwächen und Liebhabereien mit feinstem Humore geißeln. Das Zusammenwirken im Städel'schen Institute wurde jäh abgebrochen durch die von Reichensperger oben erwähnte Resignation Veit's auf seine Stelle.

Steinle schreibt hierüber in seinem vorhin erwähnten Briefe vom 10. Februar 1843 an Reichensperger:

„Was Veit's Demission betrifft, so schicke ich Ihnen einen Auszug meines Briefes an Overbeck auf dem hier folgenden Blatt. Veit hat wie ein Ehrenmann gehandelt, und ich bitte Sie, jeder andern Version mit entschiedenem Mißtrauen zu begegnen."

Der mitgetheilte Auszug lautet:

„Am 30. Jänner hat Veit seine Demission bei dem Städel'schen Institute gegeben und nach Verlauf von zwei Tagen dieselbe erhalten.

„Seit geraumer Zeit hat es der Administration des Institutes gefallen, alle Fäden der Leitung desselben in einer Weise an sich zu ziehen, daß dadurch die Hände ihres Directors natürlich völlig gebunden werden mußten. Man unterließ unterdessen doch nicht, die Gutachten in allen vorkommenden Dingen vom Director einzuholen, welche man aber nicht befolgte, sondern ohne Rücksicht darauf, daß er doch die verantwortliche Person ist, meist in das Gegentheil umwandelte. Dies geschah in minder wesentlichen aber auch in den wesentlichsten Dingen, und zwar immer auf dem Felde, welches Veit als Künstler unverkümmert eingeräumt bleiben mußte. Um aber der Wahrheit getreu die leider trübe und unlautere Seite des an sich schon verkehrten Verfahrens näher zu bezeichnen, muß bemerkt werden, daß während der ganzen Zeit es die sämmtliche Administration nicht daran fehlen ließ, im Rücken Veit's die ganze Stadt mit Klagen über seine Unrührigkeit zu erfüllen, wobei man aber wohlweislich verschwieg, daß man ihn selber festgebunden hielt. Von einem freundschaftlich verbundenen Entgegenkommen, gegenseitigem Erklären oder Aufmuntern wurde gänzlich abgesehen, ja dies sogar mit Sorgfalt vermieden.

„Dies war seit geraumer Zeit der Stand der Dinge, und man konnte fühlen, daß eine Krisis da eintreten mußte. Die in der administrativen Gewalt überwuchernde protestantische Natur mußte sich durch das katholische Element, das sich durch Veit da gehäuft, im Magen beschwert fühlen; das Auswürgen mußte sich allmälig vorbereiten, und sowie es dabei am Ekel nicht fehlt, fand sich auch die Unsauberkeit, welche gewöhnlich solche Umkehr begleitet, in Lessing's traurigem Bild »Huß vor dem Constanzer Concil« dazu. Mochte ich es bisher nicht glauben, daß sich das Talent Jahre hindurch mit allem Fleiße und Studium dem Hasse und der Lüge hingeben könne, so mußte mich nun dieses Bild von der Möglichkeit überzeugen. Und dieses Bild kaufte die Administration um eine sehr bedeutende Summe, bei Nacht und Nebel, und zwar diesmal, ohne das zur Förmlichkeit herabgewürdigte Gutachten ihres Directors einzuholen, sondern ihn diesmal ganz und völlig übergehend.

„Eine Demonstration dieser Art, die das frühere Benehmen auch auf's vollständigste commentirt, mußte natürlich zum Ende des unnatürlichen Verhältnisses führen; und die Feigheit, die trübes Beginnen gewöhnlich begleitet, überließ es Veit, zu thun, was er thun mußte. Es handelte sich um ein Bekenntniß, das Veit durch Darangabe seines schönen Gehaltes bekräftigt hat; und es wird dies nicht ohne Gottes Lohn bleiben, wenn Veit die vom Druck befreiten Flügel nun tüchtig rührt und an die Vollendung seiner gehäuften Aufträge geht."

Reichensperger antwortete auf diese Mittheilung, daß er dieselbe an die gemeinsamen Freunde in Koblenz abgesandt habe und fügt bei: „Wie werden die Giftschwämme erst lustig aufschießen, wenn Herr Veit einmal den Rücken gewendet hat. Diese einzige Betrachtung läßt mich seinen übrigens gewiß durch die Ehre gebotenen Schritt bedauern."

Steinle berichtet unter'm 24. Februar 1843 weiter:

„Die Sache mit Veit hier hat solchen Hallo erregt, daß sich nun die sämmtliche Administration etwas unwohl und schwach fühlt. Eine Petition der sämmtlichen Schüler, worin sie gebeten wird, Schritte zu thun, Veit zu halten, hat ihr eine starke Ohnmacht zugezogen, und sie fühlt sich unvermögend, darauf zu antworten. Alle Miserabilität wird durch Entschuldigen, Leugnen, Einlenkenwollen, Verdecken noch miserabeler, und man sieht wohl, daß die Herren es sich nicht haben träumen lassen, daß alles sich für Veit erklären würde. Auf die eigentliche Sache mit Lessing's Bild wird, glaube ich, zu viel Werth gelegt, und es scheint mir, Voltaire hat mit seinem Kunsturtheile: »Alle Genres sind gut, ausgenommen der langweilige«, alles Nöthige auch für dieses Bild gesagt.

Mein Aerger ist vorbei, aber er wurde nur durch die Langweiligkeit überwunden."

Dem bis hierhin mitgetheilten Briefwechsel der Freunde folgte eine genußreiche Zeit des Zusammenlebens in Köln während fast fünf Monaten, welche August Reichensperger in seiner Broschüre anschaulich geschildert hat. Dieselbe wurde unterbrochen durch die Ferien-Abwesenheit Reichensperger's, in welche gleichzeitig die Geburt seines ältesten Kindes und einzigen Sohnes fiel. Er meldete dies frohe Ereigniß am 1. Juli 1843 dem Freunde von Coblenz aus. Steinle antwortete am gleichen Tage: „Glück auf, liebster Freund, zum Ankömmling! Meinen herzlichsten Glück- und Segenswunsch Ihnen und Ihrer lieben Frau! Nicht wahr, es ist doch etwas Wunderbares um die Geburt eines Kindleins, und gewiß haben Sie gefühlt, wie das für Sie und die Mutter ein recht bedeutsamer Lebensmoment ist. Gott segne es Ihnen! . . . . Ich bin begierig, wie der kleine Reichensperger heißen wird und unter welchen Schutz er gestellt wird."

Anfangs October ging Steinle auf einige Zeit nach Hause, um das Grundiren der Hintergründe der farbigen Bilder mit Gold abzuwarten, ehe er die letzte Hand an dieselben legte. Ihm folgte bald, unterm 5. October 1843 ein Brief des Freundes:

„Ich merke, daß aus der mir so lieb gewordenen Gewohnheit, mich mit Ihnen zu unterhalten, fast ein Bedürfniß geworden ist, indem meine Ungeduld, einmal wieder etwas von Ihnen zu sehen oder doch zu hören, von Tag zu Tag zunimmt. Wenngleich es ein sehr illusorisches Mittel ist, jenes Bedürfniß zu befriedigen, so dünkt es mich doch, vor der Hand einmal meinerseits mich vernehmen zu lassen, in der Hoffnung, daß, wenn es in den Wald geschallt hat, es auch wieder herausschallen wird. Das Stückchen Leben, was zwischen unserer Trennung und dieser Stunde liegt, floß sehr geräuschlos dahin, wie die liebe Mosel, an deren Rand ich es zumeist verbrachte. Sie kennen schon meine Vorliebe für das traulich stille, fast träumerische, dunkelgrüne Moselthal, und dieser letzte Aufenthalt in demselben hat ihr durchaus keinen Abbruch gethan, wennschon ein hartnäckiges Unwohlsein meiner Schwester den Genuß desselben leider sehr gestört hat. Im Allgemeinen kenne ich nichts Behaglicheres, als so ein Mittelzustand zwischen Thun und Nichtsthun ist, in welchem der Verstand und die Phantasie in einander schwimmen und das »Ich« in völliger Ungebundenheit sich darauf hin- und hertreiben lassen kann; einer solchen Situation aber erfreue ich mich fast ausnahmslos in meiner Moseleinsamkeit. Ein etwas bewegteres Zwischenspiel bildete eine kleine Excursion, welche ich mit meinem Bruder — leider ein sehr schlechter Fußgänger — von Wehlen aus in den zunächst belegenen Eifelstrich

unternommen hatte, und auf welcher ich mich davon überzeugte, daß unser rheinisches Sibirien hoch, sehr hoch über seinem Rufe steht. Einzelne Partieen möchte ich in der That dem Schönsten an die Seite stellen, was unser an Naturschönheiten doch so überreiches Rheinland bietet; und was in der Schönheit etwa noch abgehen sollte, das wird reichlich durch die Originalität aufgewogen. Ich habe einen so vortheilhaften Eindruck mit nach Hause gebracht, daß ich mir so halb und halb vorgenommen habe, meinen ersten Plan noch auszuführen und meinen nächsten Rückweg von Köln durch die Eifel zu nehmen. Allerdings hat mein gothisches Herz auch nicht wenig bluten müssen bei dem Anblick so manchen herrlichen Denkmals, welches muthwillig dem Verderben preisgegeben worden ist. Namentlich war dies bei einem unvergleichlich schönen Kreuzgang in Kyllburg der Fall, der noch im laufenden Decennium zum großen Theile zusammengestürzt ist, weil der Stadtmagistrat für gut fand, die Schiefersteine von der Bedachung desselben im Werthe von etwa 5 Rthlr. zu anderweitigen Zwecken zu verwenden!! Nicht weit davon hat man über einige altrömische Reste eigene Häuser zum Schutze derselben gebaut und einen besondern Aufseher mit einer Dienstwohnung dabei angestellt. Wenn das nicht Aufklärung ist, so usw."

Steinle antwortete unterm 13. October 1843:

„Nicht nur, wenn es in den Wald schallt, sondern auch, und das wissen Sie wohl, wenn es in das Herz schallt, so schallt es wieder heraus! — Schlechtes Wetter, Unwohlsein und daher Unentschlossenheit zum Reisen ließen mich leider den zwölften und das Schreiben an Sie verzaudern. In der That hatte ich schon einen Brief an Sie gesiegelt, allein eine fast gänzliche Lahmheit meines linken Brust- und Rückenflügels machten die Abreise bei solchem Wetter unmöglich. Und so ging mein Plan, und ich kann sagen, der sehnliche Wunsch, mit Ihnen in Köln zusammenzutreffen, in Trümmer. Die Nachricht, daß die Goldgründe im Dom fertig seien, erhielt ich vorgestern, und da nun ohne mich dort weiter nichts geschehen kann, so habe ich beschlossen, wenn es nämlich die Witterung nur halbwegs erlaubt, künftigen Montag den Rhein herabzufahren, wahrscheinlich mit meiner Frau? — ? — Ich vermuthe, daß Sie bis dahin wieder in Koblenz sein werden, und wir können uns vielleicht einen Augenblick am Schiffe, jedenfalls länger aber bei meiner Rückreise, wo ich in Koblenz übernachten werde, sehen. Meinen eigentlichen Wunsch halte ich für zu unbescheiden, als daß ich ihn auszusprechen wagen dürfte; ja, es wäre auch in der That zu schön, wenn Sie mitführen! — Ihre lieben, freundlichen Zeilen vom 5. dieses Monats versetzten mich recht in Ihre Nähe und zugleich in's stille, grüne Moselthal, in die großartigen Eifelberge, und alles das contrastirt

recht mit meinem leider zu bewegten Leben hier. Daß Sie aber — das Unwohlsein Ihrer Schwester natürlich abgerechnet — so schöne, glücklich dahinschwimmende Tage verlebt haben, das konnte mich nur herzlich freuen. Solche Tage setzen der langweilig gewordenen Firma von der Verbindung des »Herrn Nützlich mit der Frau Angenehm« ein »selig Wittib« bei; und doch halte ich diese Tage für die geistig nützlichsten. Wenn ich mich gern und oft an Ihre Seite gedacht, so war es besonders der Fall bei Berührung mit Leuten, die durch Gesinnung und Richtung zu den erfreulichsten Zeichen der Zeit gehören, weil ihr Zustand nicht den Charakter des Provisorischen an sich hat, und ich hätte diese gern mit Ihnen getheilt. Mündlich davon mehr.

„Ein Artikel aus Köln, 8. Oct., von einem der fünfzig Schwätzercandidaten um die Museumsstelle war gestern hier in der Postamtszeitung und mir deshalb ärgerlich, weil am Ende Ramboux sich durch dergleichen beirren läßt. Wäre er nur an Ort und Stelle, um Pflaster auf diese ungewaschenen Mäuler zu streichen! Bei mir geht alles so — so — so — so, und ich bin im Deutschherrenhaus bereits einquartiert und habe da einen Krone reichenden Engel glücklich zu Stande gebracht. Besser, glaube ich, wird es gehen, wenn ich einmal über den vollendeten Theil völlig in Ruhe sein kann. Ich bin sehr begierig auf die benedetti Goldgründe!"

Einige Tage nach der in Koblenz stattgehabten Zusammenkunft schreibt Steinle an den Freund: „Wenn ich an die Engel im Dome denke, so möchte ich wie der Bauer nach der Mahlzeit sagen: Gegessen wär's, wär's nur auch schon geprügelt."

Bei Gelegenheit dieser Zusammenkunft hatte Steinle dem Freunde eine Broschüre mitgetheilt, welche Professor Helmsdörffer unter dem Titel „Christliche Kunstsymbolik und Ikonographie" herausgegeben hatte, ein Buch, welches damals so noth that, wie heute ein solches auf der heutigen Höhe stehendes. In Hannover war gleichzeitig in der Hahn'schen Buchhandlung unter dem Titel: „Die Attribute der Heiligen" ein Werkchen erschienen, welches nicht nur denselben Stoff bearbeitete, sondern als eine einfache Plünderung des Helmsdörffer'schen Büchleins sich herausstellte. Dieses war Reichensperger früher zugegangen als das Helmsdörffer'sche. Er besprach dasselbe im Domblatte, nicht ohne in feinster Weise auf den Ursprung desselben hinzuweisen. Dieser Artikel sowie einige früher verfaßte [1]) enthalten so durchaus zutreffende Winke und noch heute gültige Urtheile, daß sie des Verfassers Talent und Competenz

---

[1]) Vgl. Vermischte Schriften über christl. Kunst von August Reichensperger. Leipzig, O. Weigel, 1856. S. 7. S. 26.

in Kunstsachen unzweideutig zu erkennen geben. Steinle legte fortwährend dem Freunde dar, daß er seine Gedanken, Erfahrungen und Rathschläge in einem systematischen Werke zusammenfassen und herausgeben solle. Mit der Mittheilung der Helmsdörffer'schen Schrift wollte er in der ihm eigenen Weise den Freund an dies Vorhaben erinnern. Reichensperger verstand den Wink.

Er schreibt unterm 7. November 1843:

„An Arbeit aller Art fehlt es mir zur Zeit nicht; besonders aber drückt mich noch die Domcollecte [1]) auf's Herz. Nichtsdestoweniger habe ich mir fest vorgenommen, das mehrmals besprochene Buch fertig zu machen, um so manches aus meinem Innern wegzuschwemmen, was mich da sehr incommodirt."

Am 22. Nov. meldete Reichensperger hoch erfreut dem Freunde:

„Da ich weiß, daß Ihnen die Nachricht Freude machen wird, so beeile ich mich, Ihnen zu melden, daß mit Ramboux' Anstellung bei dem hiesigen Museum alles in Ordnung ist; der Hochweise (dies Mal kein ironisches Prädicat!) hat ihm die Stelle anzutragen beschlossen, die königliche Regierung hat ihr fiat darauf gesetzt, und Ramboux selbst ist, wie er mir gestern geschrieben, bereit, das ihm angetragene Schutzpatronat zu übernehmen und wird binnen kurzem hier eintreffen. So wäre denn wieder einer meiner Lieblingsgedanken realisirt und der alten, heiligen Kunst ein neues Bollwerk erbaut, hinter dem sie sich gegen die Angriffe der Kinder der Welt verschanzen kann. Zoll für Zoll muß so der Boden wiedergewonnen werden, den man in unseliger Verblendung quadratmeilenweise darangegeben oder doch sich hat entreißen lassen."

Steinle war inzwischen aus dem Städel'schen Institut mit Veit und dessen Schülern in das „Deutschordenshaus" in Sachsenhausen übergesiedelt, woselbst den Künstlern durch Steinle's Beziehungen zur österreichischen Botschaft beim Bundestage eine Reihe von Sälen als Ateliers zur Verfügung gestellt waren. Die Dinge entwickelten sich dort indeß nicht so, wie Steinle es gehofft und erwartet hatte. Am 3. Dec. 1843 schreibt er: „In Sachsenhausen ist's schön, aber ich kann nicht sagen, daß sich meine Hoffnungen höher gestellt hätten, und am Ende werde ich wohl nur ein Opfer gebracht haben, was Gott der Herr allein mir gutschreiben möge."

Reichensperger an Steinle 30. December 1843:

„Das Briefchen wird, denke ich, am Neujahrstage bei Ihnen eintreffen und es soll Ihnen meine herzlichsten Wünsche und zugleich die Bitte mitbringen, daß Sie mir auch fernerhin Ihre mir so theuere

---

[1]) Die Mitglieder des Dombau-Vorstandes sammelten alljährlich von Haus zu Haus Gaben für den Dombau.

Freundschaft bewahren mögen. Das Neujahrgratuliren mag ein Bißchen nach Perrückenstil schmecken, aber Sie können überzeugt sein und werden es auch hoffentlich nicht bezweifeln, daß das oben Gesagte auch nicht um ein Haar mit der Perrücke zusammenhängt, vielmehr aus dem tiefsten Innern kommt. Allen Ernstes, ich hätte nimmer gedacht, daß es mir noch möglich wäre, ein so inniges Zutrauen für Jemand zu fassen, der meiner Jugendzeit so fern gestanden hat. Das Herumgeschobenwerden im Leben macht am Ende zwar glatt, aber auch kalt. Gott sei Dank, daß ich in mir das heilige Feuer noch nicht erlöschen fühle. Möge es mir das Leben noch recht lange erhalten. Das klingt egoistischer, als es gemeint ist. — Also es bleibt bei der alten Freundschaft, und unsere Nächsten und Liebsten wollen wir mit in dieselbe einschließen! Nicht wahr?

„Ihr letztes Schreiben kam mir wirklich sehr erwünscht; ich erwartete eine Nachricht von Ihnen mit wahrer Ungeduld, obgleich ich mir immer wiederholen mußte, daß Sie ganz recht daran thäten, Ihre kostbare Zeit nicht auf Briefe zu verwenden, die doch nicht immer nothwendig seien. Jedenfalls wird diese letzte Erwägung stets dazu dienen, etwaige Correspondenz-Faulheitssünden, die Sie mir gegenüber begehen könnten, zu erklären und zu entschuldigen.

„Es hat mich sehr gefreut, zu vernehmen, daß alles bei Ihnen im Hause gut geht. Auch hier bei mir bewegt sich noch alles, Klein und Groß, im Normalgeleise und läßt nichts zu wünschen übrig. Meine Frau konnte den Christtag unmöglich ohne Christbaum vorüberziehen lassen; obgleich ich mich anfangs über das Project lustig machte, half ich am Ende doch mit putzen und zusammenschleppen, wobei ich allmälig merkte, daß doch noch viel mehr Kind in einem sitzen geblieben ist, als ich vor dem Spiegel glauben sollte. Der bunte, flackernde, mit Süßigkeiten aller Art behangene Baum hat uns Beiden gewiß eine viel kindischere Freude gemacht, als unserm Kinde, das für all die Herrlichkeiten noch gar wenig Sinn zeigt.

„Doch zu etwas Anderm! Und zwar vor allem zu unserm Original von Ramboux, das vor 8—10 Tagen hier mit Sack und Pack eingetroffen ist und sich auf die Confusion wahrhaft freut, deren Ordner er werden soll. . . . Ich war viel mit Ramboux zusammen und habe immer mehr Gefallen an ihm gefunden. Die Sache scheint ihm wirklich sehr am Herzen zu liegen, da er in Trier ein Häuschen, das er sich erst vor ganz kurzem angekauft hatte, im Stich gelassen hat. Ich setze viel Hoffnung auf ihn. Unter dem herzlichsten Lachen erzählte er mir gleich anfangs, daß er noch in der letzten Zeit gegen 900 Thaler in einem Bankerotte eingebüßt habe, was er höchst drollig fand. Ramboux

ist einer von den Käuzen, denen beizukommen das Unglück Noth haben wird. . . .

„Die Dombausache kommt stets mehr und mehr auf ihre natürliche Basis zu liegen, was man schon allein am Gifte der Gegner merken konnte. Ich mache Sie auf eine so eben im Druck erschienene Predigt des Kaplans Neukirchen aufmerksam oder will sie lieber gleich hier beilegen. Sie wird Ihnen gefallen, und Sie werden gewiß gern, was Sie können, zu ihrer Verbreitung beitragen. . . .“

„Wir haben jetzt ein großes Project in der Mache, das vorzugsweise den Zweck hat, die Katholiken näher und compacter an einander zu schließen, zweitens einen Damm gegen die immer mehr überfluthende schlechte Litteratur zu errichten. Es handelt sich nämlich um einen katholischen Verein zur Verbreitung guter Bücher aus allen Fächern, wissenschaftlichen sowohl als bloß unterhaltenden [1]). Der Verein soll unter das Protectorat des Herrn Coadjutors und des Herrn Bischofs von Trier gestellt und namentlich die Hülfe der Geistlichen dafür in Anspruch genommen werden. Ist es nicht in der That der größte Scandal, in der Kölnischen Zeitung, die sich für ein katholisches Blatt ausgibt, einen Gutzkow dem lieben Publicum das Recept für seine Winterlectüre aufstellen zu sehen, worin dann „les mystères de Paris“ und das Buch von Bettina obenan stehen!

„Was Sie mir über Sachsenhausen berichten, thut mir natürlich einerseits leid, anderseits aber kann ich nicht umhin, eine entfernte geheime Hoffnung daran zu knüpfen, daß vielleicht Köln, dessen Boden doch trotz aller Dürre ergiebiger sein möchte, als der der Millionenstadt, einstens Vortheil aus der dortigen Misère ziehen könnte — und mit Köln die gute Sache.“

Derselbe an denselben 27. Februar 1844:

„Nun wird es mir aber doch bald zu arg. Alle möglichen Fristen, Zusatzfristen und Respectfristen habe ich gegeben und immer noch keine Antwort auf meinen um Neujahr (!!) an Sie abgegangenen Brief. Und doch will ich mich noch immer gern zufrieden geben, wenn nur kein Unwohlsein oder etwas Derartiges die Verzögerung veranlaßt hat. Darüber aber bitte ich mich zu beruhigen oder doch die Wahrheit wissen zu lassen, wenn auch nur mittels dreier Zeilen. Bei mir hat sich, Gott sei Dank, alles noch fest im Bügel gehalten und ich habe im Grunde über nichts zu klagen. Möge es nur noch recht lange so bleiben! — Einen für mich höchst erfreulichen Zuwachs hat Köln in der Person unseres alten Ramboux erhalten. Wir sind sehr viel zusammen und ich lerne

---

[1]) Gemeint ist der noch heute blühende Borromäus-Verein.

ihn immer höher schätzen; überdies ist er aber auch sehr amusant, oft fast zum Todtlachen, besonders wenn er seine Erlebnisse zum Besten gibt. Im Museum hat er schon gehörig herumgewühlt und in der Rumpelkammer über 200 Bilder, meist al tempera entdeckt, die er für recht werthvoll hält. Dann hat er auch ein prachtvolles Antipendium auf Goldgrund (wahrscheinlich aus dem 13. Jahrhundert und eines der besten Stücke des Museums) glücklich den Harpyenkrallen eines Restaurateurs, der bereits in seiner Weise daran herumzufegen begonnen hatte, entrissen und sich selbst an die Herstellung gegeben, die nun schon halb vollendet ist und zeigt, was Ramboux in diesem Fache vermag und was die alte Kunst von ihm zu hoffen hat. Wittgenstein ist auch ganz enchantirt von ihm. Seine Mappen strotzen von den interessantesten Detailzeichnungen aus Italien, und zu meiner Freude habe ich ihn zu dem Entschlusse vermocht, dieselben in möglichst billigen Lieferungen mit kurzen beschreibenden Notizen dem Publicum zu übergeben. . . . . Das Einzige, worüber Ramboux klagt, ist sein Mangel an Federfertigkeit, der ihm in seiner amtlichen Stellung oft fühlbar wird, wo ich dann als von Herzen gern mit einigen Schwänzchen aushelfe. Nichts wünscht Ramboux sehnlicher, als daß sich noch einige tüchtige Künstler hier niederließen. Für den Sommer wird ja sein Wunsch in Erfüllung gehen. . . . . Hoffentlich wird nun auch bald der katholische Verein »zur Verbreitung guter Bücher« in's Leben treten und dem Gustav-Adolph-Verein gegenüber beweisen, daß auch auf den Bergen noch Leute wohnen! Die Statuten sind bereits entworfen und haben die Genehmigung unserer beiden Bischöfe (des hiesigen und des Trierer) gefunden."

Steinle an Reichensperger 3. März 1844:

„Ihr letztes Schreiben vom 27. v. M. habe ich in stiller Fassung und ergeben in alles, was da kommen mag, geöffnet; und ich war nur dadurch überrascht, beschämt, gerührt, daß ich mich mit solcher Milde und Nachsicht behandelt sah. Sie haben es sozusagen mir selber überlassen, mit mir zu zanken, und glühende Kohlen auf mein Haupt gesammelt. — Wenn der Mensch aber mit sich selbst zu zanken hat, so ist er am ärgerlichsten. Möchte ich nun zwar an den Wänden hinauflaufen, so stellt sich doch bei näherer Erwägung heraus, daß der Aerger löblich befunden werden kann, daß es aber weniger auf ihn, als auf eine gültige, kernhafte Entschuldigung ankommt. — Nun denken Sie wahrscheinlich: »Jetzt wird er wieder die Engel vorschieben!« — und da haben Sie Recht; denn ich will sie wirklich so gut wie möglich vorschieben. Aber noch etwas — Ihr Schreiben um Neujahr hat mich so sehr erfreut und ich habe mich daran so wohlthätig erwärmt, daß ich mich leicht einem stillen Genießen hingeben mochte, welches durch mein Schreiben,

was mir immer im höchsten Grade unzulänglich erscheint, nur verkümmert worden wäre. — Ich habe jenen Brief nicht beantwortet, und doch ist er wie ein Ereigniß für mein Leben geworden, und ich kann fühlen, daß wir uns verstehen, und daß mir Gott in Ihrer Freundschaft etwas Wesentliches, das nicht verdirbt, nicht von den Motten gefressen werden kann, geschenkt hat.

„Die Engel, die Aufgabe, das Werk überhaupt hat auch sein Recht haben wollen, nämlich die Periode einer kaum zu ertragenden Muthlosigkeit. Ich halte dies für die Schwierigkeit aller Schwierigkeiten. Doch athme ich namentlich seit den letzten Cartons leichter und hoffe, daß ich darüber sowie über den materiellen Höhepunkt der Arbeit hinaus bin. Sie glauben kaum, wie anstrengend es ist, fortwährend nur zu zeichnen und resp. zu erfinden. Dazu bei einem Gegenstande, wo schlechterdings keine Nebensache vorkommt. Nun freue ich mich, nach Köln und wieder an das Malen zu kommen, und können wir den Sommer über unser Ziel erreichen, so bleiben für das künftige Jahr zwei der großen Bogen, Michael, Gabriel und zwei der Schutzengel. Bis Anfang Mai habe ich freilich noch vollauf zu thun und darf nimmermehr hinter mich sehen. Doch der Muth ist wieder da und mit ihm die Zuversicht, und was dann sich nicht biegt, das muß brechen. . . .

„Alles, was Sie mir von Ramboux schreiben, hat mich hoch erfreut, obschon ich nie daran gezweifelt habe, daß Ramboux ganz der Mann für diese Stelle ist; ich bin mit Ihnen der Ueberzeugung, daß seine Persönlichkeit, an der gewiß kein einziger schlimm moderner Faden ist, schon um deswillen sehr respectabel und ehrenwerth ist. Solche Leute, die nur heutzutage leider höchst selten geworden, bilden den vollständigsten Gegensatz mit all dem Plunder, der mit Ueberschätzung von Genie und Geistreichgethue, wie das liebe Vieh alles umher verderbend, obenauf schwimmt. . . . Ihr Aufsatz über »Wiederbelebung christlicher Kunst in Frankreich« [1]) schien mir wie ein gutes Zeichen für Ihr größeres Vorhaben, und ich denke mir, daß Sie vielleicht schon dahinter sitzen. — Die Sache ist ein Zeichen der Zeit und eine der edelsten Pulsadern derselben. Diejenigen aber, die davon ergriffen sind, sind auch berufen, nach Kräften dafür zu arbeiten."

Derselbe an denselben den 15. März 1844:

„Heute erfuhr ich, daß Settegast an seine Braut hierher geschrieben, wie er Sie unlängst im Museum in Köln gesehen habe, und daß Sie ihm gesagt haben, Sie seien nach Trier versetzt.

---

[1]) S. Aug. Reichensperger, „Vermischte Schriften", S. 334.

„Was soll ich, lieber Freund, davon halten? Da mich diese Nachricht schmerzlich betroffen hat, so ist mir auch die Ungewißheit peinigend. Die Ungewißheit ist schwach, weil ich sie nur darauf bauen kann, daß ein Bräutigam an die Braut schreibt, wobei leicht in Dingen, die außer diesen Personen liegen, Irrthümer sich einschleichen können. Ich bitte Sie, sagen Sie mir recht bald, was an der Sache ist, ob es wahr ist, daß Köln und ich in Köln Sie verlieren soll. Ach, ich fürchte nur zu sehr eine bestätigende Antwort und ich werde mich dann in den Verlust und in die getäuschte freudige Hoffnung des Zusammenseins für den Sommer finden müssen. Ist es aber so, dann will ich wenigstens wünschen, daß die Versetzung für Sie und Ihre Stellung von entschiedenem Nutzen und Vortheil sei. Dann auch nur könnte ich mich leichter in diesen Schicksalsstreich finden. Ich kann Sie versichern, daß mir recht unmuthig zu Muthe ist, wenn ich daran denke, Sie nicht mehr in Köln zu finden. Bitte, lassen Sie mich in jedem Falle recht bald ein Wort des Trostes hören."

Reichensperger an Steinle 18. März 1844:

„Leider kann ich der von Settegast gemeldeten Nachricht nicht mit einem Dementi entgegentreten; es verhält sich in Wahrheit so: Mit dem ersten Mai werden andere Coulissen, Trier und seine Umgebung darstellend, in meine Lebensbühne hineingeschoben, und ein neuer Act soll beginnen. Ich sage mit voller Ueberlegung »leider«, obgleich ich zugeben muß, daß diese Versetzung mit meiner Zustimmung stattgefunden hat und obgleich, wie Sie wissen, die Mosel und Trier insbesondere für mich stets sehr viel Anziehendes gehabt haben. Wie sich jenes »leider« motivirt, brauche ich Ihnen gewiß nicht erst auseinanderzusetzen und ebensowenig brauche ich Ihnen wenigstens zu versichern, daß der Gedanke an Sie und die verfehlte Hoffnung, den Sommer mit Ihnen zusammen zu verleben, mir vorzugsweise den Gedanken an diese Uebersiedelung verbittern. . . . . Jetzt freue ich mich ordentlich darüber, daß Sie im vorigen Jahre die Moselreise aufgegeben haben, indem ich nun um so sicherer darauf zählen kann, daß dieselbe im laufenden zur Ausführung kommen wird, wo wir dann nach Kräften das in Köln Versäumte nachholen wollen. So vieles mich hier auch in sachlicher Beziehung interessirt, so scheide ich von den Personen ohne großen Schmerz, Ramboux und Wittgenstein allein ausgenommen. Mit Zwirner stehe ich zwar jetzt in Folge des Beistandes, den ich ihm durch Dick und Dünn geleistet habe, auf dem besten Fuße; aber ich weiß nicht, wie es ist, immer fühle ich doch, daß wir in ganz verschiedenen Atmosphären athmen. . . . . Ramboux hat von Berlin aus den Auftrag erhalten, ein Gutachten über die Wandgemälde oberhalb der Chorstühle im Dome zu er-

statten; dasselbe ist bereits abgegangen und lautet im Wesentlichen dahin, daß eine Herstellung sowohl wegen der Feuchtigkeit der Wand als wegen der bedeutenden Beschädigungen durchaus nicht räthlich erscheine und er für das angemessenste erachte, möglichst genaue Copieen in tempera auf Holztafeln anfertigen zu lassen und dieselben in der Art vor die Originale zu stellen, daß man diese jeden Augenblick aufdecken könne....

„Zum Schlusse noch eins, und zwar eine Bitte, mit deren Vorbringen ich zögerte, weil sie ein Bißchen unbescheiden ist. Da wir in örtlicher Beziehung uns bald weiter von einander entfernen sollen, so wünschte ich sehr, dadurch eine Ausgleichung herbeizuführen, daß wir uns innerlich um so näher treten, und ich schlage als äußeres Zeichen dieser Annäherung vor, daß wir das »Du« an die Stelle des kältern »Sie« treten lassen. Ich denke, wir haben uns genug verstanden, um diese Schranke wegnehmen zu können, und jedenfalls bin ich überzeugt, daß schon Ihre Gutmüthigkeit Ihnen nicht gestatten wird, mir diese Bitte abzuschlagen."

Steinle an Reichensperger 28. März 1844:

„Leider war ich gestern am Schreiben verhindert, und es muß daher heute, da ich so gern möchte, daß — dich — diese Zeilen noch vor deiner Reise nach Trier treffen, eiliger geschehen, als ich es wünsche. Du hast mit der Bitte um das »du« die Gewährung zugleich gegeben, und ich kann nur freudig einstimmen, was denn auch hiermit von ganzem Herzen geschieht. Ein Freund wie du ist eine gute Gabe Gottes und ich wünsche, daß daher auch alle Früchte unserer Freundschaft (die sich ja ohnehin an Sein Haus knüpft) der Herr zu Seiner größern Ehre möge reifen lassen, damit das Band auch ein festes, recht dauerhaftes und ein solches werde, das auch über unser Zeitmaß hinausgeht. Daß dir die Versetzung nach Trier in vielen Beziehungen angenehm sein mußte, habe ich nicht übersehen, und ich leiste daher auch mit meinen besten Glückwünschen für dich und die Deinen gern Verzicht auf das Angenehme des Zusammenseins für künftigen Sommer in Köln. Dir wird es in Trier an einem Wirkungskreise im höhern Sinne des Wortes nicht fehlen, und ich werde mich in Köln wie eine Schnecke halten, die ihre Fühlhörner nur in den Dom hineinsteckt. Außerdem hoffe ich aber wohl, dich und die Deinen in Trier zu sehen, möchte aber den Gedanken, dich im Laufe des Sommers in Köln zu sehen, nur ungern aufgeben. Wie wird es aber mit dem Dombauverein gehen und wie wird man dich dabei ersetzen können?! .... Ramboux' Gutachten ist ganz wie Ramboux; allein ich gestehe dir unter uns, daß ich nicht ohne Bedenken dabei bin; nicht etwa weil die Verfahrungsweise eine Censur meiner Engel ist, als weil ich mir nicht genügend denken kann, was an jenen

Stellen geschieht, wo von den alten Malereien schlechterdings nichts mehr zu finden ist. Wo sich gutes Altes erhalten läßt, soll man es thun, sei es durch Copie oder Restauration; wo aber Altes nicht mehr ist, da, meine ich, muß Neues, und wenn uns seine Art auch demüthigt, an die Stelle treten. Ich kann mir zwischen dem nur Unbefriedigendes denken. Freilich, wenn Einer den oberflächlichen Blick in Bezug auf Alt und Neu täuschen kann, so ist es Ramboux; Täuschung aber kann sich wohl nie in Wahrheit umwandeln."

Im Mai 1844 war Steinle mit Moralt und einem neuen Gehülfen in Köln an die Arbeit gegangen. Wie sehr ihm der Freund dort fehlte, zeigt sein Brief an denselben vom 17. Juni 1844:

„Endlich, endlich sitze ich nun ein Mal da, dir zu schreiben. Dein Briefchen vom 24. Mai, mit dem du mir denn auch wieder zuvorgekommen bist, steckte mir Ramboux nach Tisch im Fränkischen Hofe wie ein heimliches Liebesbriefchen zu, und in der That, es hätte mich nichts freudiger überraschen können, als ein so freundliches Wort von dir. Es ist mir nicht gegeben, nur ein Lebenszeichen zu geben, denn ich glaube schreibend immer alles schreiben zu müssen, und ich bitte dich, darin den Hauptgrund meines Zögerns zu sehen. Ich kann mir wohl denken, daß du dir in Trier hübsch dein Nest gebaut hast, wie mir denn überhaupt um dich und die Deinen nicht leicht bange werden kann. Den Dom, meine Arbeit und sehr wenige Menschen ausgenommen, habe ich die Kölner mit ihrer französisch-belgischen Kunstmodernität ziemlich satt. Es muß hier noch vieles, vieles gesichtet werden. Daß ich mich mit Ramboux vollkommen verstehe, brauche ich dir wohl nicht zu sagen, allein auch dies geht bis auf sehr bestimmt gezeichnete Grenzen; erfordert es aber die Nothwendigkeit, ein Mal über dieselben hinauszugehen, so muß ich mich erst indirect wohl verwahren, um nicht als modern von ihm über Bord geworfen zu werden. Ramboux ist mit seinen vortrefflichen Eigenschaften wie eine Kugel, rund und fertig, oder wie ein mit seinem ganzen reichen Inhalte versteinerter Schwamm. Alle Production ist bei ihm zurückgetreten und es scheint, als habe er seine Mission, zu überliefern, Stoff zu sammeln, vollendet; lebendige Früchte daraus zu ziehen, das wird einem Andern überlassen bleiben. Indessen ist er im Museum sehr thätig und hat sich an die Restauration mehrerer recht interessanter Bilder gegeben. Wir waren zusammen in Altenberg, und Ramboux hat bei dem Bürgermeister bereits um die Acquisition der schönen vorgothischen Capitele angefragt. Gestern waren wir in Brauweiler, und jene alten Bilder im Capitelsaale haben sich mit Evidenz als griechischen Ursprungs herausgestellt. Der große Heiland über dem mittlern Bogen segnet nämlich griechisch (hier ist im Originale die Hand gezeichnet);

ich halte dies für den bedeutendsten Fund, den man in Bezug auf den Ursprung der Kölner Kunstschule machen konnte, und habe Ramboux so viel wie möglich erinnert, die Sachen, die zugleich wirkliche Kunstwerke sind, zu copiren, und damit einen Beitrag von größtem Interesse für die Kunstgeschichte als ein abgeschlossenes Werk in's Leben treten zu lassen; er müsse alle historischen Notizen sammeln, manches, was sich hier daranreihend noch findet, beischließen und dir das Material zum Texte zuschicken. Ich will nicht unterlassen, noch öfter auf den Busch zu klopfen und sagte ihm, man müsse davon schweigen, damit nicht ein Anderer zuvorkomme usw. Allein ich fürchte, es wird auch daraus nichts; Ramboux fühlt selbst, wie sehr ein belebendes Element, wie es in dir in hohem Grade liegt, ihm nun abgeht. Es liegt eine Masse Zeug und Stoff in ihm durcheinander, mit dem er aber schlechterdings nicht weiß, was er anfangen soll; er wird über die Menge desperat und läßt die Arme am Leibe herunterfallen. Du fehlst da, lieber Freund, und du findest vielleicht, daß ich mit Ramboux etwas hart umgehe; allein ich fühle das Wesen in allem dem so vollständig durch, daß ich in keiner Weise fürchte, ein Unrecht zu thun. Mit Dieringer bin ich ein paar Mal zusammengekommen, eine höchst liebenswürdige Erscheinung, ein geistvoller, bestimmter, klarer priesterlicher Mann; er hat es nun in seinem Blatte auch mit der Kunst aufgenommen, allein da konnte ich nicht umhin, ihm zu sagen, daß ich darauf gar nichts gebe, weil ich die innigste Ueberzeugung habe, daß mit aller Kunstschreiberei nichts gethan wird, wenn nicht erst der Klerus dafür bekehrt und aus seiner Barbarei gerissen wird. Die Zeit, in der die Kunst wieder kirchlich werden muß, ist auf's höchste gestiegen, und wird der Moment verpaßt, so verliert sich der ohnehin überaus dünne Faden vollends. Die Kunst muß beten lernen; sie muß wieder Priester für sich haben, und diese allein sind die rechten Leiter für das Volk. Nur durch die Bischöfe und Priester selber kann dem Greuel gesteuert werden. . . .

„Und nun soll ich dir von meinen Engeln etwas sagen! . . . Ich kann mir doch denken, daß du nicht ganz unzufrieden sein wirst. Die gefrornen Ideen eines Antiquars aber aufthauen zu wollen, das ist ein Unternehmen, was ich längst aufgegeben habe, und ich erinnere mich hier an den Spruch des Heilandes: Lasset die Todten ihre Todten begraben."

Reichensperger an Steinle 5. Juli 1844. „Hoffentlich wird Gegenwärtiges dich noch in Köln antreffen und zwar beruhigt über die lieben Deinigen in Frankfurt und den Fortgang deines Werkes in Köln, welches neben so vielen andern Opfern auch das schwerste, die Trennung von Erstern, dir auflegt. Dein Herz ist indeß groß und dein Auge weitsichtig genug, davon bin ich überzeugt, um dich die mancherlei Wider-

wärtigkeiten geduldig, ja freudig bestehen zu lassen, in Anbetracht des erhabenen Zweckes, der dieselben erheischt. Ich glaube, daß seit langer Zeit der Kunst keine schwierigere und dornenvollere Aufgabe geworden ist, als die deinige. Zugleich möchte aber auch kaum eine andere fruchtbringender in ihren Resultaten sein, als die deinige, wie ich es hoffe, werden wird. Die in jeder Beziehung so hochwichtige Frage, ob die echt katholische Kunst sich wieder neu zu beleben, in unser Fleisch und Blut überzugehen vermag, ob wir den Faden wieder aufzunehmen im Stande sind, den man im 15. und 16. Jahrhundert in trauriger Verblendung hat fallen lassen, die Frage, ob der Geist wieder belebend und schöpferisch über uns kommen wird, der vor jener Zeit so gewaltige Erscheinungen hervorgerufen, mit einem Worte: die Frage, ob der Katholicismus in seiner ganzen Herrlichkeit sich wieder zu entfalten und die eingedrungenen feindlichen Elemente auszuscheiden im Stande ist, auf diese Frage wird dein Schaffen und Wirken, insbesondere das gegenwärtige, zu einem nicht geringen Theile die Antwort geben. Deine Arbeit soll die alte Kunst mit der neuen vermählen in freier christlicher Ehe, die von Sklaverei nichts weiß. Deshalb mußt du dich denn auch über das Kopfschütteln und Achselzucken der Antiquare hinwegsetzen, welche vielleicht eine gothische Decoration einer katholischen Kunstschöpfung vorziehen würden. Ich weiß wohl, du kennst deinen Beruf zu gut, als daß du einer derartigen tröstenden Aufmunterung bedürftig wärest, aber du wirst mir doch die Worte passiren lassen, die ich eben nur hingeschrieben habe, weil mein Sinn sie mir eingab. . . .

„Der hiesige Bischof[1], eine wahre Zierde des Priesterstandes, klagte sehr über den Zustand und das Getriebe der Tagespresse. Durch ein nicht unbedeutendes Opfer hat er zu dem Zustandekommen der neuen Luxemburger Zeitung beigetragen, welche bestimmt ist, an dem katholischen Damme gegen die auflösenden Tendenzen der Gegenwart mitbauen zu helfen. Auch ich habe mich anheischig machen müssen, meinen Senf dazu zu geben, und bin auch bereits mit ein paar polemischen Artikelchen gegen die Trierer Zeitung in die Schranken geritten. Leider fehlt es zur Zeit noch an einer hinlänglich gewandten und umsichtigen Redaction. Bei meiner letzten Anwesenheit in Koblenz hatte ich mir alle Mühe gegeben, den Eigenthümer der Koblenzer Zeitung dazu zu vermögen, von dem Baalsdienste sich loszusagen, und wieder auf das wahre Evangelium zu schwören. Die Regierung hat nämlich das Blatt so gut wie an sich gekauft und durch eine Creatur redigiren lassen, natürlich im antirheinländischen sowohl als antikatholischen Geiste. Zu meiner großen

[1]) Wilhelm Arnoldi.

Freude erfahre ich so eben aus Koblenz, daß unsere Fahne schon wirklich auf dem Redactionsbureau weht. Auf Derartiges lege ich das größte Gewicht. Was nutzen uns alle die gelehrten Bücher, die die Masse des Volkes nicht liest und lesen kann, wenn tagtäglich auf allen Wirthstischen und Bierbänken dem Bürgersmanne die Irreligiosität, ja die Gottesleugnung tropfenweise eingetrichtert wird, wie solches die hiesige Zeitung wenigstens systematisch gethan hat!

„Was nun meine liebe mittelalterliche Kunst anbelangt, so kann ich derselben eigentlich jetzt viel ruhiger obliegen, als in Köln, wo mir immer so gar vielerlei durch die Finger lief. Auch habe ich schon manches Interessante vorgenommen und bin eben daran, mich in Schnaase's Kunstgeschichte hineinzuarbeiten, die mir zwar recht geistreich, aber etwas gelehrt-glacirt vorkommt und für mich wenigstens nichts lebendig Anregendes hat. Diese tiefdenkenden Herren meinen, es wäre alles geschehen, wenn sie nur die Dinge geistig verdaut und das Resultat ihrer Reflexionen glücklich zu Papier gebracht hätten. In dieser Weise wird der Gedanke schwarzbeklextes Papier, aber niemals eigene oder auch fremde That.

„Außer dem Architekten Schmidt und dem Generalvicar Müller bin ich auch noch einem Domcapitular von Wilmowsky näher getreten, der es sehr gut mit der echten Kunst meint, und dem man denn auch einerseits die Wiederherstellung, anderseits die Uebertünchung des herrlichen Kreuzganges verdankt, welcher die Liebfrauenkirche mit dem Dome verbindet. Da letztere (die Uebertünchung) noch nicht überall ein fait accompli war, so bot ich alles auf, um die famose Quaste von nun an wenigstens zu bannen, was mir denn auch gelungen ist. Herr von Wilmowsky hat mir sogar versprochen, so viel als möglich die schon aufgetragene Tünche (schneeweiß auf prächtige röthliche Quadersteine!) wieder wegschaffen zu lassen.

„Endlich hat auch seit kurzem Herr Generalvicar Müller begonnen, im hiesigen Seminarium Vorlesungen über christliche Kunst zu halten, worauf ich das allergrößte Gewicht lege. Sowie der Klerus es war, welcher diese Kunst in ihrer Wiege pflegte und groß zog, so kann auch nur er es sein, welcher derselben wieder allgemeine Anerkennung im Volke verschafft und ihr neues Leben einhaucht, indem er sie wiederum ihrem erhabenen Zwecke dienen läßt. Darum kann ich aber unmöglich der Ansicht beipflichten, welche du, wie du mir schreibst, Herrn Dieringer gegenüber in Betreff seiner Absicht, auch die Kunst in den Bereich der von ihm redigirten Zeitschrift zu ziehen, ausgesprochen hast. Du meinst, mit all' der Kunstschreiberei sei nichts gethan, wenn nicht erst der Klerus für die Kunst bekehrt und aus seiner Barbarei gerissen werde! Aber

wie, um Gottes willen, frage ich, soll denn diese Bekehrung bewerkstelligt werden? Wie sollen dem Klerus die Augen über seine Barbarei geöffnet werden, wenn es nicht auf diesem Wege geschieht, wenn nicht diejenigen Stimmen, auf welche er am liebsten und am meisten hört, auf das eindringlichste ihn über das Wesen der Kunst, über deren Tiefe und Bedeutung für die Religion und deren Mysterien, über deren innigen Zusammenhang mit wahrer Gesittung und Bildung usw. belehren, wenn sie nicht müde werden, ihm vorzupredigen, daß er mit der Religion der Väter auch deren Kunst als die edelste Sprache der Religion in sich aufzunehmen und zu pflegen berufen ist? Mir scheint es gerade im Gegentheil, daß der denkende und schreibende Theil des Klerus bisheran viel zu wenig mit der kirchlichen Kunst sich beschäftigt, viel zu abstract die Religion und deren äußere Erscheinungsform behandelt hat, und daß eben dadurch in letztere jene grauenhafte Barbarei hereinbrechen konnte, in Folge deren gerade der Klerus vorzugsweise es war, der die kostbarsten Reliquien der katholischen Vorzeit schändete und verschleuderte. Ich bitte dich also doch ja, dem Herrn Dieringer die Sache nicht verleiden zu wollen. Sowie die falsche Wissenschaft der christlichen Welt das Heidenthum wieder eingeimpft hat, so muß die echte Wissenschaft dieses fremdartige zersetzende Element wieder zu bannen versuchen. Ist nur ein Mal die Erkenntniß des Guten und Wahren vorhanden, so wird die entsprechende That nicht allzu lange auf sich warten lassen. Nimm mir den abhandelnden Ton nicht übel, in den mein Schreiben, wie ich eben merke, gerathen ist. Ich lege ein viel zu großes Gewicht auf deine Stimme, als daß ich nicht einen ungewöhnlichen Anlauf nehmen zu müssen glaubte, um dieselbe zu gewinnen.

„Die Entdeckung in Brauweiler scheint in der That von hohem Interesse zu sein. Bearbeite nur tüchtig unsern lieben alten Ramboux, damit er sich bald und gehörig dahinter macht. Von ganzem Herzen stelle ich meine Feder zur Verfügung, um die Sache in's größere Publicum zu remorquiren. . . .

„Zum Schluß noch die Bitte, daß du dich von den Kölnischen Kunstjüngern und Künstlern doch nicht allzu fern halten mögest. Dein Einfluß kann und wird doch immer manchen Nutzen bringen und manches Vorurtheil verscheuchen helfen, wenn es freilich auch mehr noch als unwahrscheinlich ist, daß es dir gelingen werde, alle diese Mohren weiß zu waschen. Allein auch der geringste Erfolg im Guten ist doch immer ein Erfolg und meist auch zugleich der Anfang eines Fortschrittes zum Bessern. . . .

„Es ist ein ungewöhnlich aufgeschwollenes opus, welches ich dir diesmal zuschicke. Aber ich hatte ein förmliches Bedürfniß, mich ein Mal

wieder vor dir auszuquetschen; und eigentlich bin ich noch lange nicht fertig.“

Steinle an Reichensperger 25. August 1844:

„Ich weiß es von deiner Nachsicht, daß, komme ich auch spät, ich doch Entschuldigung finde. Ich will mich daher auch lieber über das unangenehme Gefühl, dir die ganze Seite hier damit voll zu schreiben, hinwegsetzen und gar nichts von angestrengten Arbeiten, von Müdigkeit und Abhaltungen sagen. Dein köstlicher Brief vom 5. Juli hat mich in Frankfurt erreicht. Ich schrieb dir schon ein Mal, es sei mir schwer, nur ein bloßes Lebenszeichen zu geben, und glaubte beinahe einen Brief geschrieben zu haben; allein wo blieb mein Renommiren, als ich deinen Brief entfaltete! Dahin, lieber Freund, werde ich es nun und nimmer bringen, und ich ergebe mich gern als besiegt. Vielleicht hat auch diese Uebermacht meine eigenen Kräfte dermaßen übermannt, daß es so vieler Zeit gebrauchte, um wieder zu einiger Erstarkung zu kommen. Doch, Scherz bei Seite, du kannst dir wohl selbst kaum denken, wie werth und lieb mir deine Zeilen waren und wie sehr ich dir dafür dankbar bin. Wir verstehen uns in Bezug auf die christlich-katholische Kunst freilich vollständig, aber nicht verhehlen kann ich dir, daß ich in ernstliche Besorgniß gerathen bin, in meinen Zeilen unbescheiden, ja anmaßend in Beziehung auf das Theil, was ich selber darin zu vollbringen habe, gewesen zu sein. Du mußt die Entschuldigung etwa darin finden, daß ich mich unwillkürlich, wie das physische Leben vor dem ihm entgegengesetzten Tode, vor dem Desperatwerden an der alten Kunst wehrte, und da um so ungeberdiger um mich schlug, als nahe die Sache an das wirkliche Leben streift. Ich halte es für eine Art Gnade, den hohen Werth der alten Kunst zu erkennen; und in der That gibt es auch nur wenige Menschen, die davon nach ihrem ganzen Reichthum und ihrem ganzen Werthe ergriffen sind. Die meisten davon sind aber, wenn sie nicht auf ärgern Holzweg gerathen, wenigstens von der Form (denn der gewaltige Geist hatte auch einen entsprechenden Leib, dessen Schönheit allerdings hinreißend ist) dermaßen überwältigt worden, daß ihnen für immer die Arme am Leibe heruntergefallen sind. Es scheint mir, daß man annehmen muß, daß alle eigentlichen Lebenskeime der katholischen Kirche, aus denen allein nur alles Große in aller echten Kunst hervorgegangen sein kann, noch stets unverkümmert und in ihrer vollsten Kraft vorhanden seien. Würden sie vermindert, oder könnten sie sich ausgeben, so wäre sie, die Kirche, keine göttliche Institution, sondern der gewöhnliche historische Lebensproceß liefe mit ihr, wie mit einer menschlichen Institution ab. Es liegt also freilich wohl nur an den Zeitläuften und an den Menschen, welche sie machen, inwiefern diese sich aus jenem Lebenskeime,

dem wahren, einzigen Quell, zu beleben und zu nähren bestreben. Es war ein vollkräftiges, stark pulsirendes kirchliches Leben, welches die gute Kunst hervorgebracht hat. Der Brunnen, aus dem sie geschöpft, ist noch da, und mit aller Anstrengung der menschlichen Misère konnte er nicht verstopft werden. Wohlan denn, wir sind geladene Gäste; wir dürfen nur hingehen und demüthigen Herzens und vertrauensvoll schöpfen, nimmermehr vergessend, daß es der Geist ist, der da lebendig macht. Man könnte wohl sagen, daß die katholische Kirche in Deutschland nie zu ihrer ganzen Entfaltung gekommen, und daß die Reformation einen starken Strich durch das wunderbar tiefsinnige Anstreben gemacht hat; sie hat nun offenbar ihr Ablaufen angetreten, und allenthalben haben sich grünende Knospen, die einen gar fröhlichen Anblick gewähren, angesetzt. Soll es, lieber Freund, denn zu nichts mehr kommen? Und soll uns die alte herrliche Kunst nicht vielmehr ein ermunterndes Beispiel werden, in ihrem Geiste fortzuschaffen? Für den Gedanken, aus Gottes Welt ein Antiken-Cabinet zu machen, kann ich mich nicht sehr begeistern. Doch ich weiß nicht, lieber Freund, warum ich dir hier nun, was du mir geschrieben, wieder schreibe, und nicht lieber da, wo ich anfing, und wo ich nie aufhören soll, — nämlich über mich selber zu klagen, — im rechten Geleise geblieben bin. Wenigstens kann ich mir bei aller meiner so fühlbaren Schwäche und Mangelhaftigkeit, für die ich in allem Ernste kein Maß kenne, nicht ohne Zittern das Zeugniß geben, daß ich mich ehrlich bestrebt habe, nur das Rechte zu wollen. Dies ist ein Gnadengeschenk, für das ich Gott danke, und bleibt davon etwas in den Domengeln, so hoffe ich, daß jene gütige Hand, die einstens den Choranstrich abschaben wird, an den Engelfeldern vorübergleite. . . .

„Glaube nicht, lieber Freund, daß ich Dieringer in seinem Vorhaben, auch über christliche Kunst zu schreiben, zurückgeschreckt habe; es ist aber meine vollste Ueberzeugung, daß mit der Art, die für Kunstschreiberei gang und gäbe ist, auch nicht auf den Klerus zu wirken ist. Denn daran fehlt es ja in aller Welt nicht. Hat denn der Klerus noch eine Idee davon, was ihm selbst dem christlichen Volke gegenüber die Kunst für ein Hebel zur Erreichung seines erhabensten Zweckes ist? Ich meine nur, es müsse ein Mal von einer Seite her ausgeholt werden, an die man bisher wenig oder nicht gedacht. Dieringer selbst hat übrigens gar keinen Zug nach der Kunstseite; auch haben Leute in ähnlichen Stellungen die Hände so voll mit anderm, daß ihnen kaum mehr zuzumuthen ist. In die geistlichen Pflanzschulen muß der Keim gelegt werden und dafür müssen sich Leute von entschiedenem Berufe ausschließlich mit der Kunst und ihrem einzig wahren Verhältnisse, dem zur Kirche,

befassen können, die dann unter bischöflicher Autorität als die Leiter hingestellt werden usw.

„Lieber Freund, du bemerktest, ich solle mich den Künstlern und Kunstjüngern nicht zu sehr entziehen; ich thue das keineswegs. Allein es sieht sich Niemand um mich um; und ich kann den Leuten doch unmöglich nachlaufen. Das Beste ist: im Dom zu malen und still zu sein. Doch bekomme ich dieses Jahr der Besuche nur zu viel. Aber darunter ist nie ein Kölner, denn die sehen mich alle mehr oder weniger wie ein apokalyptisches Wunderthier an. Der Jude Levy (Elkan) ist der Einzige, mit dem sich ein vernünftiges Wort sprechen läßt . . . Vorgestern besuchte mich Schadow im Dome. Er machte mir nicht kleine Elogen! Du weißt, daß ich das persönlich wenig bewerthe. Doch war es mir wegen des lieben Publicums lieb, da Schadow nun ein Mal eine »Autorität« ist."

Den Abschluß der Arbeiten Steinle's im Jahre 1844 im Dome zu Köln machte ein Abstecher nach Trier zum Freunde, der zugleich eine Wallfahrt zum „h. Rock", welcher damals bekanntlich in Wiederkehr der bestimmten periodischen Zeitabschnitte den Gläubigen zur Verehrung ausgestellt war. Die tiefe Bewegung, welche diese für Katholiken so einfach erklärliche und selbstverständliche Aeußerung katholischen Lebens, Denkens und Fühlens durch die Proteste und Verhöhnungen Andersgläubiger gefunden, bildete für die Freunde natürlich einen neuen Anknüpfungspunkt zur Vertiefung einer Freundschaft, welche im Aufgehen für die Verherrlichung der Kirche Gottes auf Erden ihren Ausgangspunkt gefunden und welche dieses als ihren Ziel- und Endpunkt erwählt hatte.

Nach einem genußreichen dreitägigen Zusammensein, und nachdem Reichensperger nach über sieben Wochen um ein Lebenszeichen gebeten hatte, schrieb Steinle am 18. November 1844:

„Ich bekenne Gott dem Allmächtigen usw. usw. insbesondere, daß ich meinem lieben Freunde Reichensperger, der mich mit Treue und Liebe auf meiner Pilgerfahrt zum h. Rock beherbergt hat, seit jener Zeit (es war um Mitte September) noch immer nicht geschrieben habe, aus meiner Schuld, aus meiner größten Schuld. Ich bitte daher Gott den Allmächtigen usw. usw. Amen! Du siehst, lieber Freund, in welcher Lage ich bin: das Vorhergehende ist mein vollkommener Ernst und kann die Einfalt, die wie ein armes Kind Verzeihung sucht, ihre komischen Seiten haben, so soll sie mir in diesem Falle helfen, dein Herz zu gewinnen und mein Unrecht auch in deinen Augen tilgen. Ach, ich fühle, daß ich unverbesserlich bin, und es mag wohl sein, daß die Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert ist. Unausgeführte Vorsätze aber haben einige

Aehnlichkeit mit den falschen Eiden jenes Juden, der gemeint hat: »zu was sein sie da, wenn man sie nicht ablegen soll?« Nachdem ich dir die ganze Zeit her schreiben wollte, und allerdings häufige Abhaltungen hatte, kam ich aber doch in eine Art Liebäugeln mit dem guten Vorsatz — und schrieb eben nicht, bis gestern, wo ich gleich mit demselben Vorsatz auf mein Atelier ging und — o der menschlichen Schwachheit! Die Palette lag da, das Bild auf der Staffelei, ein Griff, und weg war ich. Da klopft es; ich wollte nicht öffnen; man ruft — ich öffnete, und man brachte mir deine Zeilen vom 15. Nun hatte ich zwar, als ich deine Schriftzüge erkannte, allerdings ein leises Gefühl von der Lust, die es gewähren muß, seinen Nebenmann so mit allem Rechte und aller Herzenslust abzumachen und zurecht zu setzen; allein was ist das gegen die Erfahrung, so selber im vollsten Maße im Rechte zu sein und es gebrauchen zu können! — Doch bald war ich überzeugt, daß du nur zu milde mit mir umgegangen, und wo auch der herbe Ernst durchblickte, da war er im Rechte, und dein Unwille wurde zu wahrer herzlicher Freundschaft, die da gibt, indem sie verlangt. Also verzeihe, lieber Freund. Und nachdem ich dir recht sage, wie sehr es mich erfreut hat, alles Gute von dir und den Deinen gehört zu haben, will ich dir auch sagen, wie es mir ergangen. Als ich nach jenem glücklich überstandenen Schiffbruch auf der Mosel, von dem du gehört hast, wieder hier anlangte, fand ich meine Frau in ängstlicher Erwartung der Dinge, die da kommen sollten und die jede Stunde kommen konnten. Sogleich durch Freunde, durch einen Gast im Hause, durch vielerlei Arbeiten in einen wahren Kreisel von Durcheinander getrieben, war mir innerlich im höchsten Grade unwohl, denn ich war in der That in der größten Besorgniß um meine Frau. Ich konnte an Niemand schreiben und wollte Niemand zumuthen, mit mir zu theilen. Peinliches, ängstliches Erwarten ist eine wahre Henkerarbeit. Endlich am 7. October wurde meine Frau, Gott sei Dank, glücklicher als es allen Auspicien nach zu erwarten war, von einem — könnte ich doch etwas von einem jubelnden Freudenschrei in diese geschriebenen Worte legen! — von einem recht starken, gesunden Buben entbunden. Denke dir, lieber Freund, ein Bub! Nach sieben Töchtern ein Sohn, ein so lange gehegter, sehnsüchtiger Wunsch erfüllt! Ich glaube auch, daß wenig Ereignisse unter dem gegenwärtigen Bürgermeister[1]) eine solche Sensation gemacht haben, wie dieses. Indeß hatte es auf meine arme Frau auch die günstigste Wirkung, und ihre Geduld und Noth — denn sie ist nun in der That sechs Monate nicht über

[1]) Die damalige freie Stadt Frankfurt wechselte jährlich ihren Regenten, den „regierenden Bürgermeister".

die Schwelle gekommen — ist nun in dem Buben, der in der h. Taufe den Namen »Clemens August« erhalten, reichlichst belohnt[1]).

„Die Engel ruhen nun. Mittlerweile habe ich Studien und Farbenskizze zum Urtheil Salomonis[2]) vorbereitet, ein Madonnenbild, an das ich seit zwei Jahren gemahnt werde, zu übermalen angefangen, ein Gedächtnißblatt an den seligen Franz Brentano gezeichnet, allerlei geordnet und nachgeholt, was mich schon längst gemahnt. . . .

„In Sachsenhausen[3]) geht alles gut." . . .

Reichensperger an Steinle 13. December 1844:

„Absolvo te ab omni peccato etc. etc. und gebe dir als Buße auf, deinen nächsten Brief 14 Tage früher zu schreiben, als du ihn sonst geschrieben haben würdest. Du siehst, du bist jetzt wieder — vorbehaltlich der Buße — so ehrlich wie zuvor, Dank deinem reumüthigen Bekenntnisse, insbesondere aber auch nach der Freude, welche mir die Nachricht von der Ankunft eines Söhnleins in deiner Familie verursacht hat. Dieses frohe Ereigniß verdient gewiß durch eine unbeschränkte Amnestie verherrlicht zu werden, und ich würde dir dieselbe schon längst nebst meinen herzlichsten Glückwünschen notificirt haben, wenn nicht eine Geschäftsreise nach Saarbrücken und in ihrem Gefolge eine Vergnügungsreise nach Metz mir in die Quere gekommen wäre. . . .

„Die Reise nach Metz war mir eine recht interessante Episode in der Monotonie meines hiesigen Treibens, und ich habe während meines dortigen viertägigen Aufenthaltes gar mancherlei kennen gelernt an Personen wie an Sachen, was einen bleibenden Eindruck in mir zurückgelassen hat. Auch in dieser Stadt regen sich schöne Kräfte für die alte, gute Kunst, und die herrliche Kathedrale ist in voller Mause begriffen, so daß die Federn und Haare aus der Perrückenzeit sie bald nicht mehr verunstalten werden. Es gibt freilich nur Einen Kölner Dom, aber die Familienzweige der Riesenfamilie sind auch diesem Bau in einer Art auf die Stirne geschrieben, daß der Blick ganz verschüchtert daran umherirrt. . . .

„Ich habe oben der Monotonie meines hiesigen Lebens erwähnt; es ist dies aber nicht der rechte Ausdruck für die Sache; wenigstens

---

[1]) Das frohe Ereigniß hat Steinle in einer reizenden Zeichnung verewigt: Die sieben Töchter eilen mit entzücktem Ausdrucke auf die Mutter zu, die das Wunderding, ein Knäblein, im Schooße hält. In einer sich um die Zeichnung ziehenden Arabeske ist die Zukunft des Sohnes vom Steckenpferdreiter bis zum Manne, der in allen möglichen Berufsarten wirkt, dargestellt; hoch oben am Schlusse der Arabeske eine Kapelle mit einem Sarge. Dieser erste Sohn Steinle's starb schon als siebenjähriges Kind.

[2]) Im Kaisersaale des Römers zu Frankfurt.

[3]) In den Ateliers im deutschen Hause.

könnte er dich leicht dazu verleiten, dem guten Trier Unrecht zu th
Dasselbe hat sich nämlich in neuester Zeit aus dem Lotterbette erhob
auf welchem es so lange Zeit hindurch zwischen Schlaf und Wa
gedufelt hatte. Die Cocytus-Wogen, so die hiesige Feier aufgerüh
sind den guten Philistern in's Gesicht gespritzt und haben einen Th
derselben plötzlich zu einer Art von Bewußtseln gebracht. Ich brau
nur anzuführen, daß man im Begriffe steht, eine »hl. Rocks-Brud
schaft« zur Bildung und Unterstützung der ärmern Klassen zu bilde
daß eine mit etwa 70 Unterschriften versehene Petition um Aufhebun
des Verbotes der Münchener »Historisch-politischen Blätter« bereits
den Oberpräsidenten abgegangen ist, daß die atheistisch-communistisc
Trierer Zeitung fast von der Hälfte ihrer hiesigen Abonnenten ist auf
gekündigt worden, daß im Casino zu aller Welt Erstaunen plötzlich ein
compact ultramontane Masse sich der directen Wahlen bemächtigt hat,
und dergleichen mehr. Die Ronge'sche Infamie und was drum und
dran ist, hat nicht wenig zu dem allem mitgewirkt, wie denn überhaupt
das Treiben dieses Gesindels so recht dazu geeignet ist, auch dem Blöd-
sichtigsten die Augen zu öffnen und den Schläfern das »Wachet und
betet« in die Ohren zu rufen.

„Daß du so fleißig und so vielseitig thätig bist, freut mich sehr,
indeß doch nur unter der Bedingung, daß du das körperliche Leben dem
geistigen Streben nicht zum Opfer bringst. Ueberarbeite dich um
Gottes willen nicht!"

Reichensperger an Steinle 20. Januar 1845:

„Ich ergreife die durch die Reise des Herrn Director Weiß sich
ergebende Gelegenheit, um durch ein paar Zeilen mich in dein Andenken
zurückzurufen oder doch mich in demselben neuerdings zu befestigen.
Gleichzeitig füge ich die »Iconographie« bei, die ich dir im Grunde
schon längst hätte zurückschicken sollen, und einen Artikel von meiner
Klaue, aus der Bonner Zeitschrift besonders abgedruckt. Letzteres wird
dir nun freilich die Augen darüber öffnen, daß ich im Grunde pro domo
plaidirt habe, als ich vor einigen Monaten die Kunstschreiberei in Schutz
nahm und ihr ein Unterkommen in der Bonner Zeitung vindicirte, und
es macht am Ende gar nichts, wenn ich auch wiederholt versichere, daß
ich nichts sehnlicher wünschte, als daß Meißel und Pinsel die Feder ganz
und gar überflüssig machten. Vor der Hand aber kann ich nicht umhin,
zu glauben, daß es höchst wünschenswerth ist, daß sie Hand in Hand
auf das rechte Ziel losarbeiten. Gott möge nur immer das Richtige
vorhalten!

„Es ist mir leid, daß ich dir nicht noch ein kleines Schriftchen
beifügen kann, welches eben im Druck begriffen ist und den Titel führen

ird.: Das Büchlein von der Fialen Gerechtigkeit von Mathias Roriczer, eiland 1480 Dombaumeister in Regensburg. Die Uebersetzung des ten, höchst seltenen und höchst wichtigen Druckes in die heutige Mund- rt hat mein lieber Freund Thimus ganz vortrefflich, wie mir scheint, u Stande gebracht, und ich meinerseits habe unter seinem Beistand eine inleitung dazu geschrieben, in welcher ich mich nach bestem Wissen und Gewissen über das Grundwesen der mittelalterlichen Kunstweise und den ngen Zusammenhang ihrer Fundamentalsätze mit denen der Musik ver- reitet, dann auch gelegentlich hier und da einen Tritt ausgetheilt habe."

Der Aufsatz in Dieringer's Zeitschrift war Reichensperger's, seitdem in dritter Auflage als Separatdruck (Trier, F. Lintz) erschienene Schrift: „Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart", eine Schrift, deren durchschlagende Wirkung und Zeitgemäßheit vielleicht mehr durch die Ergüsse von Gift und Galle der Gegner dargethan wird (gegen welche sich Reichensperger in seiner Vorrede zur dritten Auflage [1860] siegreich vertheidigt), als durch Verständniß auf derjenigen Seite, für die sie berechnet war; eigentlich eine sehr natürliche Erscheinung, denn der letzterwähnte Theil der Leser mußte durch diese Schrift erst geweckt, zum Verständniß angeregt werden, und bis das durchdrang, da hatten dann die Gegner, welche sich auf den ersten Anhieb an ihren wunden Stellen getroffen fühlten, schon längst mit Keulen dreingeschlagen, ehe es bei den für die Schrift in Anspruch genommenen Freunden zu dämmern begann. Sehr wesentlich zu diesem gar nicht beabsichtigten Erfolge mag der scharf polemische Ton der Schrift beigetragen haben, den ja Reichensperger schon in seinem oben mitgetheilten Briefe vom 7. März 1843 angekündigt hatte, wo er sagte, daß er vorhabe, so allerhand von sich wegzuschwemmen, was ihn drückte. Mit köstlichem Humor, feinster Satyre, vernichtender Kritik der Stillosigkeit und Surrogatwirthschaft geißelt er die damals moderne Architektur, dazwischen die Grundsätze der wahren und echten Kunst begeistert schildernd, und, wie schon in seinem Aufsatze über die Apostelstatuen des Kölner Domes, auf Roriczer's Büchlein „von der Fialen Gerechtigkeit" fußend. Dies Büchlein, meisterhaft von ihm bevorwortet [1]), ist die zweite im letztmitgetheilten Briefe an Steinle erwähnte Publication. Beide Werke bildeten nicht das, was Steinle in seinen Gesprächen mit dem Freunde als das systematische Werk gemeint hatte; aber sie wirkten in ihrer Weise demselben vor. Packte der Aufsatz in der Dieringer'schen Zeitschrift wesentlich und mit zunächst fühlbarer Wirksamkeit die Gegner und veranlaßte auf des einen Mannes Rede die Gegenrede, so wirkte

---

[1]) Reichensperger, Verm. Schr. S. 55.

das Büchlein „von der Fialen Gerechtigkeit“ aufklärend und schulemachend auf der Seite der für christliche Kunst Empfänglichen und bearbeitete den Boden für die spätere systematische Schrift: „Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst“.

Sieht man ganz ab von dem Lärmen der Gegner über die „christlich-germanische Baukunst“, so zeigte sich doch bald der Erfolg der beiden Schriften gerade auf dem Gebiete, das Reichensperger zu beackern vorhatte. Was er hier vorbereitet, durch seine „Fingerzeige“ weiter ausgeführt hat, das ging denen, die es anging, nach und nach so in Fleisch und Blut über, daß da, wo man Verständniß für die christliche Kunst wieder erlangt hatte, Reichensperger's Schriften nicht sowohl als seine persönliche Ansicht und Meinung Autorität wurde. Wie Viele durch diese Schriften vom Gegner zum Anhänger bekehrt wurden, wird man nie erfahren, aber daß ihre Zahl nicht klein ist, beweist die Zahl der zunehmenden Freunde altchristlicher Kunst. Es ist seit diesen Publicationen wohl kaum ein irgendwie hervorragendes Bauwerk im christlich-germanischen Stile in Deutschland entstanden, bei welchem nicht August Reichensperger sowohl auf den Ruf Privater als der Regierung, oder Bischöfe, oder Corporationen als Sachverständiger, Beirath, Begutachter oder gar Grundleger figurirt hätte. Das darf über die Angriffe der Gegner trösten; das ist ein geradezu großartiger Erfolg für eine schriftstellerische Thätigkeit, die ja nichts anderes wollte, als Resultate wirklichen Schaffens im echten Sinne hervorrufen. Wenn August Reichensperger heute durch Deutschland in die Kreuz und Quere fährt und irgendwo eine nach den Grundsätzen der wahren „Gerechtigkeit“ aufstrebende Fiale sieht, dann kann er fast allemal sagen: „Et ego pars fui.“

III.

Der Sommer 1845 brachte die Vollendung der Ausmalungen in dem Domchore zu Köln. Beiden Freunden war der Gedanke, nun wieder weiter von einander getrennt leben und wirken zu müssen, ein schwerer.

Steinle an Reichensperger, Köln, 20. Juli 1845.

„Obschon ich weiß, daß ich ein Schuldner bin und mich mein Gewissen nach so mancher Seite hin mahnt, so sollst du doch nimmermehr glauben, daß ich das, was ich dir, lieber Freund, schulde, nicht gern frei und mit einem ganz willigen Herzen abtrage. Ich darf nicht gegen dich, und will nicht gegen mich selber undankbar sein! Und ich denke,

unser Freundschaftsband, das die Engel im Dome geknüpft, soll so lange dauern, als die Engel selber — und die gehören zu den dauerhaftesten Dingen, die Gott selber aufzuweisen hat. Genug, daß du die Geduld mit mir und allem meinem Elend nicht verlierst; und doch, lieber Freund, müßtest du gewaltig anfangen zu schütteln, bis du mich los würdest. Aber das hat seine gewiesenen Wege, und leicht möglich ist es, daß sich auch die äußern Verhältnisse so gestalten, daß wir auf noch lange Jahre hin, wenn Gott das Leben gibt, einander nahe bleiben. Denn ich denke an nichts Geringeres, als das Octogon Karl's des Großen in Aachen auszumalen. Ich war deshalb ein paar Mal in Aachen, und die Sache ist, zwar noch sehr leise und in schwachen Anfängen, angebahnt. Vor der Hand ist aber solche Zartheit mit weiser Schweigsamkeit zu hegen, und es wird nur dann zu sprechen und zu handeln sein, wenn die Momente, welche aller Wahrscheinlichkeit nach kommen müssen, wirklich eintreten. Daß meine Reisen dahin allein schon Muthmaßungen laut werden ließen, konnte ich nicht vermeiden. Es ist dies ein Beweis, wie gern sich die Menschen mit Dingen befassen, die sie eigentlich nichts angehen. Was sagst du, lieber Freund, zu einem solchen Plane? Wäre das nicht herrlich? Bis September, wo wir uns hoffentlich sehen, ist die Sache vielleicht weiter gediehen, und ich behalte mir vor, dir dann das Ausführliche derselben mitzutheilen. In diesem Monate noch hoffe ich, daß die vorletzten Bogen im Chore hier mit dem Michael und Gabriel vollendet werden, und mittlerweile lasse ich noch alle Goldgründe mit kräftigerer Zeichnung der Ornamente überarbeiten.

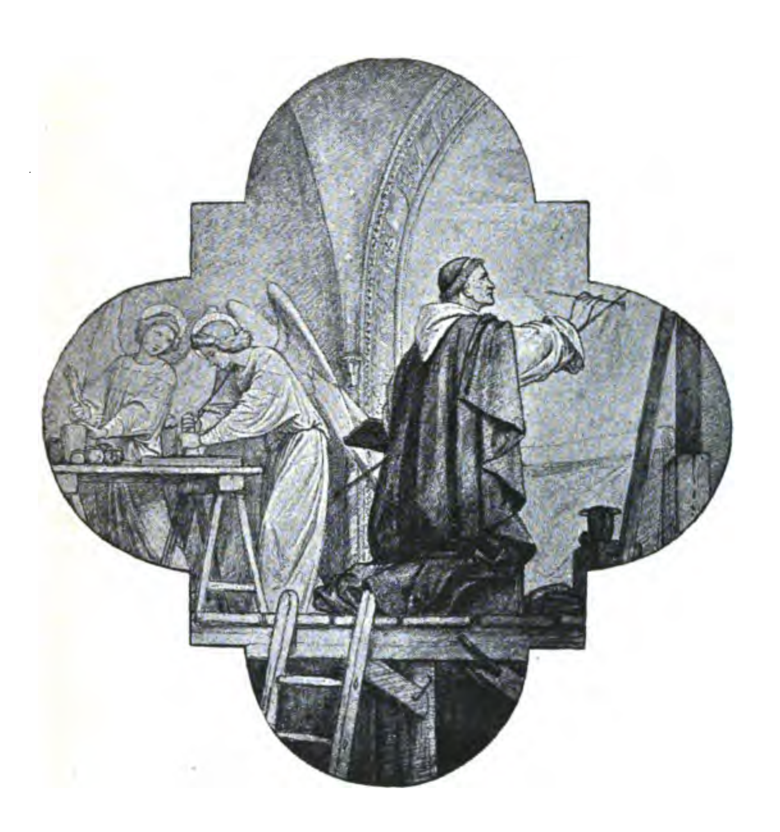
„Denke dir, lieber Freund, mir wächst nun etwas selber der Muth mit dem Werke. Und muß es mir nicht von größter Wichtigkeit sein, daß selbst Ramboux öfters Aeußerungen macht, die wenigstens nicht mehr danach aussehen, als wollte er selber anfangen, wieder abzukratzen? So sagte er noch gestern Abend, ich sollte nun beauftragt werden, die untern Chorwände, da die Malereien doch nicht mehr rettbar sind, auszumalen. Und um das mit Oben in Einklang zu bringen, würde er auf der einen Seite unter gothischen Baldachinen und auf Gold und Teppichgründen Maria und den Chor der Jungfrauen, gegenüber den Heiland mit dem Chore der Martyrer in lebensgroßen Figuren anbringen. Der Gedanke scheint mir so treffend, daß er des Festhaltens werth ist; und hat man einmal etwas vor mit diesen Wänden, so denke ich wohl, daß man den Maler der obern Regionen nicht vergessen wird. »Unterfange dich nicht solcher Dinge, die dir zu thun unmöglich sind.« Das gilt auch bezüglich meiner Aufgabe im Dome und ihrem ganzen äußern Einklang mit dem Alten. Ich möchte aber auch sagen: »Unterfange dich solcher Dinge, die dir zu thun möglich sind« — und das habe ich

nach bestem Wissen und Können vollbracht. Bringt man aber in Anschlag, was ein Künstler heutigen Tages hinter sich hat, wie schwer es ist, den Punkt, wo der Anker für einen praktischen Standpunkt zu werfen ist, ausfindig zu machen und dann bei den fortwährend stürmenden Wogen festzuhalten: man würde milder urtheilen und nicht zu häufig das Kind mit dem Bade verschütten. Die Geschichte läßt sich nicht mit einem Schwertstreiche abhauen; und wir sind nun einmal Kinder unserer Geschichte und haben den ganzen Plunder der Vergangenheit, mehr als wir selbst glauben, im Leibe sitzen. Da beim Abwärtsgehen es um so schneller ging, je mehr die Kunst nach unten zu strebte, so ist jetzt nur ein allmäliges Anbahnen eines Aufstieges möglich, was in seinen Anfängen, weil in der Tiefe beginnend, größere Schwierigkeiten zu überwinden hat. Wie traurig ist es aber, zu sehen, daß so mancher Begabte und Berufene sobald vom Ziele abgelassen, und daß so mancher, der an dem Bettlein der jüngsten Wiedergeburt gestanden, auf den Wegen der Welt und ihrer Eitelkeit wandelt und an den Fleischtöpfen sich um so mehr ergötzt, als s e i n F l e i s c h sie so lange entbehrte!

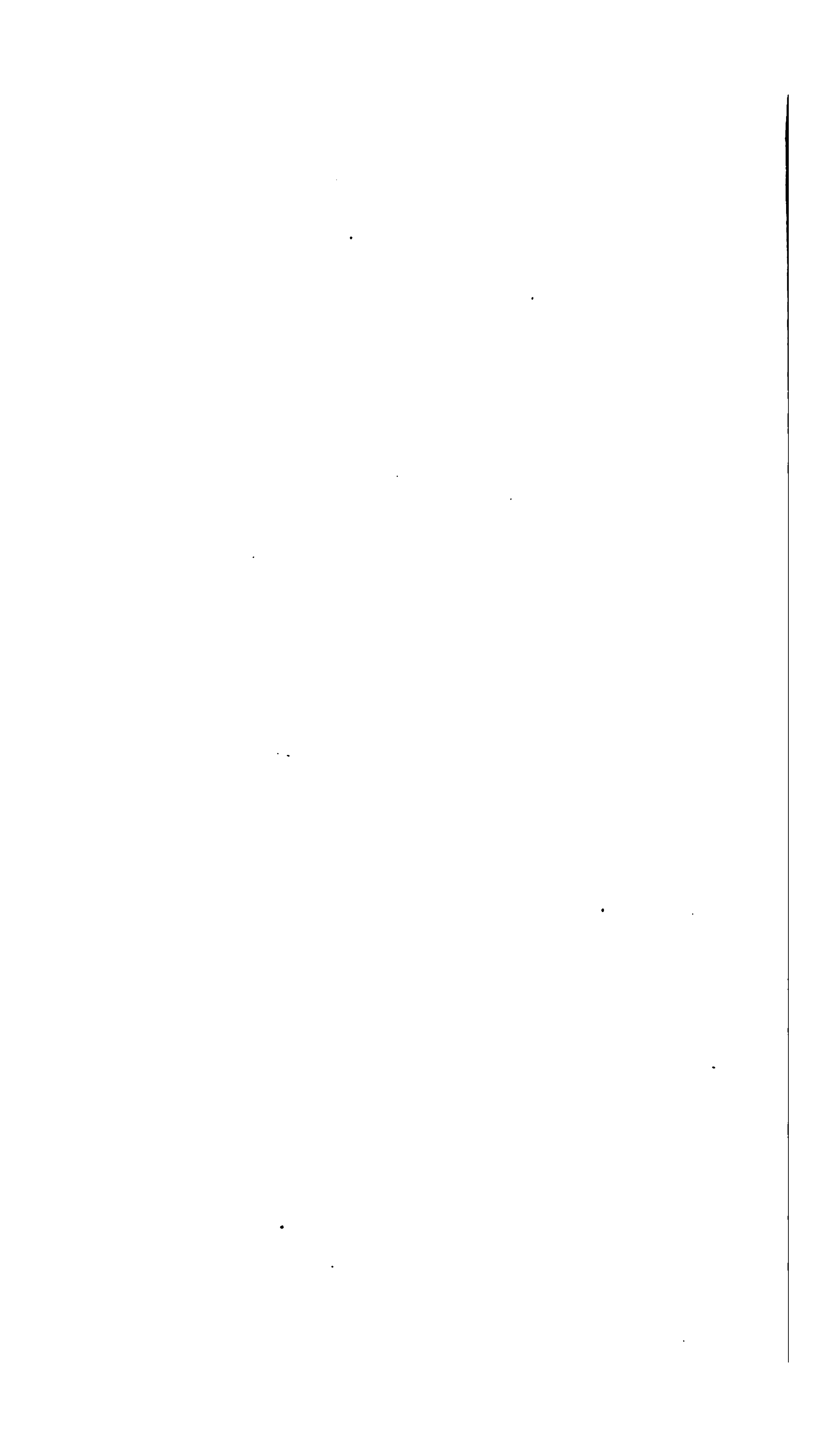
„Hier trat Deger mit beneidenswerther Gemüthsruhe zu mir in's Zimmer, als wollte er mir sagen, daß er ganz gewiß nicht zu den Obigen gehöre; und er braucht es auch gar nicht zu sagen; denn es steht ihm an der Stirne geschrieben. Der Brief aber blieb liegen bis heute, den 22. — Und nun komme ich eben aus dem Dome, wo ich ein Stück Michaelsmantel gemalt und im Fortgehen von Guido Görres attrapirt wurde, mit dem ich eben alle Galerien abgelaufen bin. Guido wird etwas schreiben über den Dombau und hat sich dafür ziemlich viele und genaue Notizen gesammelt, doch soll der Artikel ganz sanft und decent eingerichtet werden, damit er zugleich auch für's Domblatt nicht untauglich sei. So, lieber Freund, geht es hier fortwährend, und ich kann selten ein halb Stündchen finden, mich einmal, müde und erschöpft, hinzustrecken."

Reichensperger an Steinle 5. August 1845.

„Ich fühle zu sehr das Bedürfniß, mich einmal wieder, so weit solches überhaupt durch Vermittelung des Gänsekieles geschehen kann, mit dir auszuplaudern, als daß ich mich länger enthalten könnte, deinen Brief vom 20. vor. Monats zu beantworten, zumal derselbe so viel Interessantes, Gutes und Liebes enthält, worüber meine Gedanken sich auch ihrerseits Luft machen möchten. Vor allem die sich in Aachen eröffnenden Aussichten!! Es müßte dir in der That zu Muthe werden, wie einer Seele, die ihre Körperfesseln gesprengt, wenn du endlich aus der Gefangenschaft der verzwickten Bogenwinkel im Dome erlöset, deine



Fra Angelico mit Engeln.



Phantasie über die Räume und Flächen eines Octogons ergießen könntest, welches an geschichtlicher Bedeutsamkeit fast alle Dome und Münster, wenigstens außerhalb Italiens, so hoch überragt, und in dieser Beziehung eben so hoch steht, wie der Kölner Dom in künstlerischer! Es wäre das gewiß die schönste Klimax, in welcher du von unserm Dome fortschreiten könntest; ein Werk, in welchem all' dein Wissen, Fühlen und Glauben wie in einem Brennpunkte sich concentriren könnte. Kurzum, es wäre das herrlichste Pensum, welches ich für dich, gerade für dich, zu ersinnen vermöchte. Aber nicht allein für dich, sondern auch für mich wünsche ich nichts Besseres, so lange vom Dome zu Trier keine Rede sein kann. Wenn ich doch ein Stück Talleyrand wäre, um diese Negotiationen zu raschem und gutem Ende zu führen, und um das Intriguenspiel zu vereiteln, welches zweifelsohne die bereits angesponnenen Fäden zu zerreißen oder doch so viel als möglich zu verwirren suchen wird. Gott gebe, daß ich mündlich von dir die Versicherung erhalte, daß das Ganze sich nicht als eine glänzende Seifenblase ausgewiesen hat, und daß wir mit rechter Herzenslust wieder Pläne für die Zukunft bauen können.

„Daß der Erzalterthümler Ramboux sich mehr und mehr zu deinen neugeschaffenen Engeln hingezogen fühlt, ist mir für euch Beide lieb; am liebsten aber doch für ihn, da er offenbar am meisten dabei gewinnt, wenn er, anstatt seiner Seele die Vergangenheit einen Gefängnißthurm sein zu lassen, sie zu einem Wachtthurme macht, von dessen Zinnen sie zugleich Gegenwart und Zukunft überschaut. So ein hermetisches Absperrungssystem ist zwar erklärlich und verzeihlich den meisten Productionen unserer Zeit gegenüber; aber es steht geschrieben: »Wehe dem, der da allein ist«. Lieber mit den Hacken und Ellbogen dreingetreten und dreingestoßen, als sich aus dem wüsten Marktgedränge in die Einsamkeit zurückgezogen, deren Genuß am Ende doch nur auf Egoismus beruht, wenn auch auf sehr raffinirtem Egoismus. Sind das bloß so allgemeine Redensarten von Ramboux hinsichtlich des Ausmalens der untern Chorwände, oder ist so etwas wirklich im Project? In letzterm Falle hoffe ich doch, daß du deine Engel nicht in schlechte Gesellschaft wirst gerathen lassen, und daß du jedenfalls Mittel und Wege findest, um mit dem einen Fuße im Dome, mit dem andern in der Basilica Caroli magni Posto zu fassen."

Derselbe an denselben 23. November 1845:

„Obgleich mir noch so viele Briefe unbeantwortet vorliegen und Gott weiß was alles sonst noch auf dem Nagel brennt, kann ich mir es doch nicht versagen, vor allem andern und unverweilt an dich zu

schreiben — zum Theil allerdings aus dem egoistischen Motiv, um dadurch dein Gläubiger zu werden. Zu melden weiß ich in der That nicht übermäßig viel; alles bewegt sich so ziemlich in den langgewohnten Geleisen; nur daß ich leider einen Sitzungstag und beiläufig 12 Procent mehr Arbeit habe als früher, was mich stets mehr und mehr nöthigen wird, meine diversen Steckenpferde im Stalle zu lassen und mir nur auf dem Amtsgaule meine s. v. Wölfe zu holen. Ich habe übrigens schon in Köln eine Intrigue angesponnen, welche mich hoffentlich wenigstens nicht länger als das laufende Justizjahr in dieser Klemme wird stecken lassen. — Indem ich Köln nenne, komme ich auf etwas, was mein letztes Briefchen unerwähnt gelassen hat, obgleich es doch die Hauptsache von allem war, was mich nach der genannten Stadt hingezogen hatte und dort mich beschäftigte und interessirte: ich meine die Engel. Ich will es nicht verschweigen, daß ich mit einer fast ängstlichen Spannung vor das vollendete Werk hingetreten bin, an dessen Anfänge sich für mich so manche schöne und bedeutungsvolle Erinnerung knüpft. Wie bald aber nahmen die Anwandlungen von Aengstlichkeit, die du gewiß richtig deuten wirst, Reißaus, um der reinsten Freude Platz zu machen! Ich habe die volle Ueberzeugung mit mir genommen, daß der Dom und deine Schöpfung kein getrenntes Leben führen, daß beide vielmehr, sowie im tiefsten Grunde ihre Wurzeln sich verschlingen, auch unter dem Sonnenlichte als zusammengehörig sich ergeben, wie Stamm und Blüthe. So kurz auch mein Aufenthalt in Köln war, so konnte ich doch deutlich wahrnehmen, daß das Gefühl davon und das Verständniß überhaupt sehr im Zunehmen begriffen sind, und mir für mein Theil ist es viel lieber, daß die große Mehrzahl sich erst hineinarbeiten muß, als wenn sie mit einem Satze gleich mitten darin gewesen wäre. Was muß nicht erst wieder gelernt werden, bevor nur das Verlernte sich zurückgefunden hat; und wie wenige Volkslehrer gibt es im Verhältnisse zu den Volksschmeichlern, besonders auf dem Gebiete der Kunst! Auch die Größe der Figuren erscheint mir durchaus angemessen, besonders merkwürdigerweise auf der linken Seite, die mich überhaupt auf das freudigste überrascht hat. . . .

„Herr von Wittgenstein hat mir umständlich mit sichtlicher Freude erzählt, wie anerkennend sich der König ihm gegenüber hinsichtlich der Engel ausgesprochen habe — doch das hat er dir ohne Zweifel selbst schon näher mitgetheilt. Hoffentlich wird die Majestät Ihre Worte auch noch in Thaten umsetzen, insbesondere denke ich hier an das Aachener Octogon, über das ich bis dato noch nichts Näheres in Erfahrung gebracht habe. Die Skizze für den Berliner Dom hast du doch nicht von dir abgewiesen und wirst es auch nicht thun wollen? Eine dargebotene Hand,

zumal eine so mächtige, soll man, dünkt mich, ohne Noth nicht zurückstoßen" [1]).

Steinle an Reichensperger 17. Dec. 1845:

„Ich danke dir für deinen so lieben Brief vom 23. v. M. und für den wohlthätigen Trost, den du darin für mich ausgestreut hast. Hast du aber auch, lieber Freund, bedacht, daß ich dir alles, was du sagst, schlechthin glaube? Daß ein schwacher Mensch lieber dem Lobe als dem Tadel glaubt? Ich komme mir etwas wie ein Kind vor, das nach einem köstlichen, aber gefährlichen Spielzeug verlangt hat und dem man, um es zu beruhigen, sagt: da hast du es! Später kommen Zweifel über Verlangen, Erlangen und Besitz, und selbst ein Kind kann über derlei nachdenkend werden. Doch will ich glauben, daß, hättest du in den Engeln einen Mißton gefunden, ich ihn auch zu hören bekommen hätte, und da du weißt, von welcher Art meine Ueberzeugungen in Bezug auf meine Arbeiten sind, so darf ich dir wohl sagen, daß es mich interessiren wird, zu lesen, was du etwa bei überflüssiger Zeit über die Engel aufschreibst. . . .

„Man hat in der gegenwärtigen Zeit ein ganz eigenthümliches Gefühl des Wartens; man glaubt, es müsse irgend etwas geschehen, etwas von Bedeutung, etwas, was die Bedrücktheit, unter welcher die Kirche seufzt, in ein freudiges Aufathmen verwandelt. Es geschieht aber allenthalben nichts, und das Unwesen, das da Macht gewonnen hat über die von Gott gesetzte Macht, geht seine consequenten Schritte mit der Wucht, die allen Bewegungen nach unten eigen ist, fort. Wie wahrhaft verehrungswürdig erscheinen mir Falstaff's Leute gegen unsere Volksmänner, welches Gesindel mit jenen höchstens in den Namen noch einige Aehnlichkeit hat. Armes Deutschland!

„Doch nun naht Weihnachten, und da habe ich letzthin unter altem Kram eine alte Parabel gefunden, die ich vor etwa vier Jahren in das Buch einer Freundin geschrieben und die damals wie ein Blitz aus heiterm Himmel aufgenommen wurde. Ich hätte wohl Lust, den nicht übersinnlichen Theil des Bildes einmal zur Ausführung zu bringen; ich halte es für bedeutsam genug und glaube, eine solches Bild müßte einen eigenthümlichen Eindruck auch auf den gewöhnlichen Beschauer ausüben. Zu einer Weihnachtsbescheerung schreibe ich dir die ganze Geschichte hierher.

---

[1]) Steinle hatte neben Veit und Cornelius von dem Könige den Auftrag erhalten, für den geplanten Campo Santo in Berlin eine Composition für ein großes Frescogemälde: „die königliche Familie in Erwartung des jüngsten Gerichtes" zu entwerfen. Bekanntlich haben alle drei Meister ihre Entwürfe geliefert (sie befinden sich in der Nationalgalerie). Der Plan des Campo Santo blieb indeß unausgeführt.

„Es war gegen Abend, als zu Bethlehem vor der Stadt die Jungfrau Maria unter einem Baume wartend stand. Ihre Gestalt war von unendlicher Heiligkeit und Majestät. Joseph war bekümmert weggegangen, um in der Stadt von Haus zu Haus Herberge zu suchen. Er war so geschäftig und eifrig; es ward allmälig dunkel und Maria's weißer Mantel war wie vom Licht durchstrahlt. Die müßigen Menschen, die des Weges kamen, waren mit wunderbarer Scheu erfüllt vor dem Anblicke der Jungfrau, und sie wußten sich die Nähe des Heiles nicht zu deuten. Alle sahen scheu und verwundert auf die hohe Gestalt. Es waren aber darunter auch Menschen, die Joseph von ihr gehen sahen, und die spotteten wohl, daß der schon ältliche Mann mit der jungen Frau im Lande umherziehe, und machten ihrem Aerger durch ausgelassene, sündliche Reden Luft.

„Die Welt ist abendlich, die jungfräuliche Kirche Christi steht hoch und von allen in ihr gesehen; sie ist auch mit Heiligkeit und Majestät bekleidet; der h. Vater steht ihr vor, eifrig und geschäftig, und will ihr in aller Menschen Herzen Herberge bereiten. Doch es wird dunkeler, und die Ankunft des Herrn rückt näher. Viele Menschen sehen mit Scheu und Verwunderung auf die Kirche und werden wohl innerlich bewegt. Doch es ist Abend — man will der vielgestörten Ruhe genießen. Sie gehen müßig ihres Weges. Andere aber sind voll Aerger, daß die Braut des Alten nach 18 Jahrhunderten noch jung ist.

„Joseph findet aber die einsame, dunkele Höhle. Sie ist vergleichbar mit unserm Herzen. Die Höhle wird zur Herberge allen Heiles und von innerlichem Glanze durchstrahlt. Bereiten auch wir unsere Herzen zu solcher Herberge!

„Ich bin ein Feind aller Absichtlichkeit in der Kunst; aber ein Bild dieser Art, gefaßt wie eine Begebenheit aus dem wirklichen Leben mit scharfer Charakterisirung der Gestalten, interessant und phantastisch in der Anordnung, könnte einmal wohl etwas geben zur Ausführung [1]).

„Es war höchst interessant, nach allen deinen Klagen über Mangel an Zeit deinen großen Aufsatz im Domblatte zu lesen [2]). Du bist ein herrlicher, unverwüstlicher Mensch! Du hast ganz scharf die Wichtigkeit der Portalzierde und ihre Bedeutung unserer höchst flachen Oberflächlichkeit vor Augen geführt."

Reichensperger an Steinle 7. Januar 1846:

„Seit dein letzter Brief in meinen Händen ist, hat die Jahreszahl zu wechseln beliebt, und wir schreiben 1846. Die klugen Leute sind

---

[1]) Steinle hat die Composition später als lavirte Bleistiftzeichnung ausgeführt; sie ist im Besitze des Herrn Ant. Theodor Brentano in Frankfurt a. M.

[2]) „Die Portale der Kathedrale zu Amiens." R., Verm. Schr. S. 352.

nun freilich der Ansicht, daß ein Tag eben nicht anderes sei, wie der andere, und daß selbst der Neujahrstag keine Ausnahme mache von der Regel. Da ich es aber wegen meiner sonstigen vielen Geschäfte in der Pfiffigkeit noch gar nicht weit gebracht habe, so klebe ich für meinen Theil immer noch an dem Vorurtheile, daß es etwas ganz Apartes ist, wenn so das Jahr sich in seinen Angeln dreht, und ein neuer Kalender seine Regierung antritt. Unwillkürlich halte ich da Generalrevue über perfectum, praesens und futurum und zerbreche mir den Kopf mit gar absonderlichen Gedanken. Ich darf so unbescheiden nicht sein, diese Revue von A bis Z dir noch einmal vorzuführen; aber so viel kann ich doch nicht umhin, dir hiermit zu melden, daß du dabei ein hochflatterndes Fähnlein geführt hast und einen großen, langen Zug en chef commandirtest. Mit einem Wort — ich habe von ganzem Herzen dir und den Deinen ein glückliches Neujahr gewünscht, als so Viele mit dem Munde unter einander dasselbe thaten. Gott möge uns allesammt beschützen, segnen und auf gute Wege führen, die so nahe wie möglich sich berühren oder doch so oft wie möglich sich kreuzen! Gott aber hilft bekanntlich nur unter der Bedingung, daß wir auch unserseits die Arme nicht am Leibe herunterhängen lassen, weshalb ich dich denn freundschaftlichst ersuche und bitte:

„1. dem zuletzt ausgesprochenen Wunsche nach Möglichkeit zu seiner Realisirung zu verhelfen;

„2. aber oder vielmehr vor allen Dingen darauf bedacht zu sein, daß du noch recht vielen Jahreswechseln hienieden Stand halten kannst. Zu diesem Ende predige ich dir, was auch mir wohl dann und wann einmal (jedoch ohne genügende Veranlassung) gepredigt wird, daß du deinen Körper ja nicht allzu sehr deinem geistigen Drange preisgeben, letztern vielmehr so weit in Schranken halten mögest, als erforderlich ist, um mit ersterm so lange als möglich auf dem Friedensfuße zu leben.

„Ich habe dir schon gesagt, wie ich von des Morgens bis Abends herumgewirbelt werde, so daß mir weit weniger Zeit als jemals für Allotria übrig bleibt. Auf einen Nothschrei von Nelles, daß dem Domblatte der Bankerott drohe, durfte ich dasselbe doch nicht im Stiche lassen, zumal es so halb und halb mein Kind ist. Das Portal von Amiens aber kam mir wie gerufen, um manches durch die Blume zu verstehen zu geben, als ich hörte, daß Freund Zwirner und Sulpiz Boisserée so ganz in aller Stille unter vier Augen die Ausstaffirung des Nordportals zurecht gemacht hätten. Allen Respect vor den beiden Notabilitäten — aber so ein Portal muß aus ganz anderm Grund und Boden aufwachsen.

„Deine Gabe zum Weihnachtsfeste[1]) traf erst zwei Tage später ein, wo sie indeß immer noch auf's herzlichste willkommen geheißen wurde und dich uns recht vergegenwärtigte, wie du denn überhaupt nicht bloß jenseits, sondern auch diesseits unserer Augen uns stets gegenwärtig bist. Letzteres freilich nur in den Abspiegelungen deines Wesens, in den ihm entwachsenden Gestalten. Bei solcher Gelegenheit, wie z. B. der Christabend eine ist, wünsche ich doppelt, daß wir mit unserm jungen Völkchen zusammen wären. — Auch der Unterrichtsminister Salvandi hat mich mit einem Christkindchen überrascht, indem er außer einer sehr werthvollen Sammlung der bulletins du comité historique mir auch ein vom Ministerium herausgegebenes Prachtwerk über die Kathedrale von Noyon zutheilte. Ueberhaupt thun die Franzosen überaus artig und verbindlich, so daß ich darüber fast in Verlegenheit gerathe, und das Rheinlied mir vorpfeifen möchte, um ja an meinem Patriotismus keinen Schaden zu erleiden. Noch eine Ueberraschung anderer Art ist mir jüngst zu Theil geworden. Durch den Verleger meines Schriftchens[2]) hatte ich ein Exemplar an W. Menzel in Stuttgart (NB. ohne Begleitschreiben) schicken lassen. Vor einigen Wochen nun kommt ein sehr verbindliches, fast herzliches Schreiben von ihm bei mir an, dem ein Artikel von M. im Litteraturblatte abgedruckt beiliegt, an dessen Schluß er sagt, »ich habe ihm aus der Seele geschrieben«. Wie die Franzmänner mich fast an meinem Patriotismus irre machen könnten, so M. an meinem Katholicismus, den ich doch in ziemlich entschiedener Weise dem Büchlein aufgeprägt zu haben glaube.

„Von Aachen habe ich unerklärlicherweise noch nichts vernommen. Reumont aber hat mir von Berlin aus geschrieben, die Sache[3]) sei noch nicht zum Durchbruche, vielmehr mancherlei sei in die Quere gekommen, worüber er mir später umständlichere Mittheilungen machen werde. Welches Teufelchen mag da wieder sein Eichen hineingelegt haben? . . .

„Was macht die neue Frankfurter und die Mainzer Zeitung? möchte ich weiter fragen. Werden sie denn nimmer an's Tageslicht auskriechen? Den Herrn Himmioben habe ich hier zwischen genommen und ihm die Phantasiestücke von großmächtigen Zeitungen à la Times auszureden gesucht, mit welchen die Leute sich immer tragen, während sie Gott danken sollten, wenn sie nur in jeder katholischen Stadt ein Blättchen für Bürger und Bauer auf die Beine stellen können, das die Giftschwämme von den Wirthsbänken verdrängt. Es scheint mir sogar

---

[1]) Ein Stich nach „Der gute Hirt" von Steinle, damals gerade bei Buddeus in Düsseldorf erschienen.

[2]) Das Büchlein von der Fialen Gerechtigkeit.

[3]) Die Ausmalung des Octogons.

viel wichtiger zu sein, den großen Massen gesunde Kost zu bereiten, als für die Gaumen der politisch-litterarischen Feinschmecker zu sorgen, die vorzugsweise solche bedeutende Blätter lesen. Du hast Recht: es geht in der Welt arg darüber und darunter, und besonders in Frankfurt kann es Einem als einmal zu dick kommen. Allein von einem höhern Standpunkte aus betrachtet, scheint mir doch die Gährung an sich sowohl als in Bezug auf ihr Product weit eher erfreulicher Natur zu sein, als das Gegentheil. Man braucht nur 50 oder 100 oder 200 bis 300 Jahre oder noch etwas weiter in Gedanken rückwärts zu gehen, und man muß, so scheint es mir, gestehen, daß es während all' der Zeit niemals besser, wohl aber viel bedenklicher aussah, namentlich im Reiche der Geister. Das faule Fleisch, was während dieser Jahrhunderte sich überall ansetzte, scheint jetzt einem gesunden Wachsthume wieder weichen zu sollen, und es fragt sich nur, ob die Völker noch Lebenskraft genug haben, um den Heilungsproceß zu bestehen. Es ist möglich, daß das alles in einem delirium tremens endet, wie es schon an mehr als einem Orte sich ankündigt. Aber auch nur möglich ist es, nicht wahrscheinlich. Laßt uns hoffen und beten und wirken, Jeder, wie, wo und was er nur immer kann!

„Deine Parabel hat mich sehr erfreut und erbaut. Sie ist schön gedacht und warm gefühlt. Aber sollte sie sich zum Bilde wohl eignen? Ich möchte es bezweifeln. Sie steht, dünkt mich, zu hoch und ist zu zarter Natur, um eine Versinnlichung ertragen zu können. Die Allegorie würde überdies leicht der Geschichte und diese jener zu nahe treten und Eintrag thun. Indeß bietet meine malerische Phantasie einen schlechten Maßstab für Derartiges dar, und ich wollte auch nur eine Meinung, keinen Rath äußern.

„Vorgestern las ich in der Zeitung, daß Lessing, Stilke und Schrödter nach Frankfurt übersiedeln würden. Ich fürchte, daß dadurch die Annehmlichkeit Eures Aufenthaltes in dieser Stadt keinen Zuwachs erhalten wird. Es ist aber hoffentlich nur ein übel begründetes Gerücht!

„Man schreibt so viel von der Nüchternheit unserer Zeit; doch kann es wohl etwas Märchenhafteres geben, als dies tête à tête des griechischen mit dem römischen Papste? [1]). Kann es ferner etwas Märchenhafteres geben, als das bevorstehende protestantische Concilium in der Stadt Friedrich's II.? Kann es etwas Märchenhafteres geben, als den Triumphzug des Schusticus Ronge durch das aufgeklärte Deutschland usw. usw.?"

[1]) Die russischen Verhandlungen mit dem h. Stuhle, das apostolische persönliche Auftreten Gregor's XVI. gegenüber Kaiser Nicolaus.

Steinle an Reichensperger 12. Juni 1846:

„Heute Morgen träumte ich von einem Zeitungsblatte mit großen Buchstaben überschrieben: »Rom« und dachte im Traume, ach, gewiß ist der heilige Vater gestorben. Du kannst dir denken, wie überrascht ich war, als ich bald hörte, daß ich wahr geträumt [1]); denn heute gelangte die Nachricht von diesem bedeutsamen Abschnitte, der in dem großen Buche, welches aus der Zeit in die Ewigkeit hineinreicht, gemacht wurde, hierher. Komisch, fast lächerlich erschien mir der Ausdruck der Bestürzung, die in allen diplomatischen Kreisen eingetreten sein soll — Gott sei Dank, die Kirche ist nicht auf sie gegründet! Doch lasse mich absehen von dem wirren Treiben der Zeit! Und indem ich dich nur noch auf eine, wie mir scheint, ganz interessante Erscheinung eines Buches, betitelt: »Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche« aufmerksam mache, welches mit großer Milde und Schonung den tiefsten Riß, der durch unsere Zeit geht, aufdeckt und alle Conclusionen dem Leser überläßt, und an dem wahrscheinlich Radowitz [2]) Antheil hat, . . . will ich dir noch manches von unserm Treiben hier erzählen. Ach, hätten wir nur einen Freund, wie du es bist, hier, der unser Treiben nach außen hin etwas in Schutz nähme, wenigstens davon Erwähnung machte. So aber müssen wir uns fortwährend das systematische Ignorirtwerden in Geduld gefallen lassen. Vor einigen Tagen ging »die ägyptische Finsterniß« und eine sehr schön ausgeführte Zeichnung von Veit, sein »Achillesschild« nach Berlin. Ich bin schon lange mit der großen Composition »das Harren der Creatur auf den großen Moment« beschäftigt — im Augenblick aber ziemlich voll Kunstjammer; denn ich gedenke, meine ganze bisherige Arbeit zu verwerfen. Ich konnte keine rechte Begeisterung für diese Arbeit finden, sie hat sich aber arbeitend eingefunden, und ich glaube, nun einen Blick gethan zu haben, den ich mit Ernst festhalten darf. Du weißt wohl kaum, welche Unruhe und Bedenken es mich kostet, viele Zeit und Arbeit, die mir zwar nicht ohne Nutzen gewesen, als verloren ansehen zu müssen. Doch denke ich, daß es sich lohnen wird, und der König mag dann unter den Harrenden der erste sein. Das Bild für Lord Egerton [3]) ist untermalt. Das Urtheil Salomon's steht noch unvollendet da, und ich habe die Pein, zwischen meinen Arbeiten etwas hin und her gerissen zu werden und sehe auf keiner Seite ein Weiterkommen, wozu noch allerlei Winkel-

---

[1]) Papst Gregor XVI. starb am 1. Juni 1846.

[2]) Radowitz schickte selbst sofort nach Erscheinen des Buches dasselbe an Reichensperger, welchen er durch dessen Schriften kennen gelernt hatte. Daraus entwickelte sich das spätere nahe Verhältniß Beider.

[3]) Altärchen, Madonna mit dem h. Bonifatius und Augustinus.

arbeiten kommen, die mich wie Mücken quälen. Veit ist seit geraumer Zeit sehr fleißig und wahrhaft in's Feuer gerathen. Sein Bild für Lüttich wird außerordentlich schön, und es wäre mir in manchfacher Beziehung wünschenswerth, daß du es sähest; denn ich glaube, es ist geeignet, viele Punkte unserer Gespräche über Auffassung besser aufzuklären, als ich es im Stande bin. Führst du dein englisches Reiseproject nicht aus, so hoffe ich, dich wohl im Herbste hier zu sehen. Im Allgemeinen wird sonst tüchtig geschafft in unserm »Deutschen Haus« und nächstens soll denn auch eine kleine Lebensäußerung, Skizzen aus unserm Compositionsverein, an's Licht treten."

Die Ferien dieses Jahres führten Reichensperger nach England, ehe es Steinle möglich war, einen beabsichtigten Besuch bei dem Freunde in Trier zur Ausführung zu bringen.

Reichensperger berichtete über diese seine Reise sehr befriedigt an den Freund 12. October 1846:

„Wie du siehst, lebe ich wieder auf heimathlichem Boden, und England ist aus einer Hoffnung zu einer Erinnerung geworden. Diese Erinnerung aber ist von der angenehmsten Art. Meine Erwartungen sind weit übertroffen worden. Namentlich fand ich das religiöse Leben und Streben unter den englischen Katholiken eben so erhebend an sich als beschämend für uns Deutsche. Fast gemahnt es Einen, als ob die Zeiten der ersten Blüthe des Christenthums wieder angebrochen seien. So energisch, so opfermuthig und einmüthig arbeitet die vor wenigen Jahren noch unscheinbare Minorität auf das erhabene Ziel los, die britische Insel wieder zur Insel der Heiligen zu machen. Den Mittelpunkt dieses Lebens bildet wohl das Marien-Collegium zu Oscott bei Birmingham, an dessen Spitze der eben so gelehrte als fromme und umsichtige Bischof Wiseman steht. Ich war so glücklich, zwei Tage in diesem Institute zubringen zu können und so eine nähere Einsicht in die dortige Sachlage in persönlicher wie in objectiver Hinsicht zu gewinnen. Die Conversionen ergeben sich fortwährend in großer Anzahl, und es steht zu erwarten, daß, wenn einmal der jetzt in Rom befindliche Newman in sein Geburtsland als Priester zurückgekehrt sein wird und gemeinschaftlich mit seinen frühern Amtsgenossen sein Wirken beginnen wird, noch weit Größeres sich in dieser Hinsicht begibt. Denn von allen Seiten her wird Newman als eines der strahlendsten Lichter unserer Zeit, insbesondere aber als ein ungewöhnliches Predigertalent anerkannt. Zugleich habe ich in England wieder den Satz auf's glänzendste bewahrheitet gefunden, daß die religiöse Kunst, namentlich die Architektur, der Reflex des religiösen Lebens ist. In einem Monat, vom 15. August bis 15. September dieses Jahres, sind nicht weniger als sechs neue katholische Kirchen einge-

weiht worden, welche sämmtlich im gothischen Stile erbaut sind, wie denn überhaupt der Afterklassicismus dort in vollem Rückzuge ist. Pugin[1]), gleichfalls ein Convertit, hat in dieser Beziehung das Unglaublichste geleistet; nicht bloß hat er zwischen 40 und 50 Kirchen nebst dazu gehörigen Schul-, Pfarr- und zum Theil auch noch Kloster-Gebäuden aufgerichtet, sondern durch seine Schriften und Zeichnungen allerwärts das Leben angefacht und genährt, so daß fast kein Gefäß, ja keine Stickerei zum gottesdienstlichen Gebrauch angefertigt wird, wozu er nicht die Zeichnung geliefert hätte. Sein reichstes und schönstes Bauwerk ist unstreitig die auf Kosten des Grafen Shrewsbury errichtete Kirche zu Cheadle, die einen 200 Fuß hohen Thurm, bis zum Hahn hinauf ganz aus Hausteinen, hat und im Innern bis auf den letzten Zoll ganz bemalt und vergoldet ist. Sie kostet nicht weniger als 40000 Pfd.-Sterl., worin die prachtvollsten Gewänder und Gefäße eingeschlossen sind. Vor etwa sechs Wochen wurde sie in Gegenwart von 15 Bischöfen resp. Erzbischöfen eingeweiht und bildet den Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit durch ganz England. Ein Empfehlungsschreiben des Bischofs Wiseman verschaffte mir den Zutritt zu dem Grafen, auf dessen Schloß Altontower ich zwei Tage verbrachte. Shrewsbury ist eine Art König über das katholische England, und überall, wo es ein katholisches Interesse gibt, mit Rath, namentlich aber auch mit That bei der Hand. Seinen Neffen und Erben, einen sehr liebenswürdigen jungen Menschen, läßt er durch einen Jesuiten aus Neapel erziehen. In Birmingham, Nottingham, Derby, London, an welchen Orten ich mich einige Zeit aufhielt, ist ein trefflicher Klerus, der nur von freiwilligen Gaben seine Existenz fristet, in freudigster, segensreichster Thätigkeit. Die Barmherzigen Schwestern siedeln sich an allen diesen Orten an und wirken ungemein wohlthätig. Nimm mit diesen allgemeinen Notizen einstweilen vorlieb."

Steinle an Reichensperger 24. October 1846:

„Ich habe nun einen Brief vor, und einen nach deiner Reise nach England zu beantworten. Ich bin, ein paar kleine Ausflüge abgerechnet, nicht vom Flecke gekommen, aber dir im Geiste ein treuer Begleiter gewesen in das Land, welches mich seit geraumer Zeit sehr interessirt, an das ich so gern Lieblingshoffnungen knüpfe. Und in der That, alles, was dort vorgeht, schafft neue, größere Hoffnungen, deren Realisirung ja auch rasch, ja reißend fortschreitet. Die Engländer haben es vor den liebenswürdigen Franzosen voraus, daß sie gar keine Windbeutel sind, daß sie immer religiös waren, daß sie einen tüchtigen Willen

[1]) S. unten S. 100.

haben, und daß die That still und fest vor sich geht... Lessing war wieder hier; es gab viel Champagner; die Zeitungen sagen natürlich, nicht ohne »zeitgemäße« Schlagwörter: der große Künstler ist für uns gewonnen, an Gehalt wird Außerordentliches gethan — Lessing reist ab — Düsseldorf grämt sich in Zeitungsartikeln gar sehr — auf einmal sagt Lessing: nein! Man reist ihm nach — doch alles umsonst; er bleibt in großartiger Ruhe einstweilen, wo er war und malt — Huß auf dem Scheiterhaufen . . . Ich bin verschnupft, lieber Freund, weil all unser Treiben und Wirken im Vaterlande unter dem Drucke des infamen Wortes »zeitgemäß« darniederliegt. . . . Welche Freude wäre es mir, könntest du im Verlaufe des Winters ein paar Tage für Frankfurt breitschlagen. Thue es doch und wohne dann bei mir! Gern käme ich zu dir; aber ich darf daran nicht denken; denn ich bin zwischen ganzen Schaaren von Heiligen und Engeln, die auf das Preußenland herabschauen, mit welchen ich immer noch gar nicht recht weiß, was anfangen."

Derselbe an denselben 15. December 1846:

„Ich wünsche, daß diese Zeilen dich und die Deinen wohl antreffen, und daß du mit ihnen wohlgemuth dem schönen Weihnachtsfeste und dem Jahreswechsel entgegengehst. Mir ist es Gott sei Dank gelungen, mit meinen Arbeiten zu einem Abschnitte zu gelangen, und ich benutze die kleine Pause, welche dadurch eingetreten, gern, dir etwas von meinem Treiben mitzutheilen. Mein »Urtheil Salomonis« steht am Pranger, d. h. es ist ausgestellt, welcher Widerwärtigkeit ich den Bestellern zu Liebe nicht ausweichen konnte. Das Publicum weiß noch nicht, daß es gewöhnlich nur Bilder sieht, die für Ausstellungen gemalt sind und daß jedes derselben sagt: »ich bin auch da, mich sieh' an; bin ich nicht ein ganzer Kerl usw.?« Doch, das ist ja ganz natürlich; denn das Publicum liebt es, gefragt zu werden. Ich darf mich indeß zufrieden geben, daß mein Bild, das so ganz für den Platz seiner Bestimmung berechnet ist, so viel Gnade gefunden hat. Vergangene Woche ging denn auch mein Entwurf, »die Erwartung des jüngsten Gerichtes« an den König ab. Die Zeichnung ist über sechs Fuß hoch und verhältnißmäßig breit und faßt an 300 Figuren. Bei dem Reichthume der einzelnen Motive und Gruppen den einen Gedanken, der überwiegend durch die ganze Composition gehen mußte, vorherrschend festzuhalten, war die größte Schwierigkeit der Aufgabe, und ich habe ein Gefühl, daß mir gerade das nicht ganz mißlungen ist. Radowitz sah meine Arbeit, und es war mir lieb, durch ihn dem Könige meine Gedanken über die Composition, welche ich zu dem Zwecke niederschrieb, mittheilen zu können und außerdem durch ein eigenes Schreiben an den König mit diesem in directen Verkehr zu kommen, so daß alle etwaigen Vermittler in Berlin aus-

geschlossen sind. Was aber wird der König zu einem ganz katholischen Himmel über sich sagen? Meine ganze Composition ohne weiteres in die Tasche zu schieben, wäre, nachdem man mich, meine Richtung kennend, aufgefordert hat, kaum möglich. Und doch wird kaum Anderes möglich sein, und ich erwarte eigentlich, daß der König, verdrießlich über manchen Streit, den er bekommen wird, die ganze Sache still bei Seite legt [1]). — Daß einige Zeit vor der Absendung dieser Zeichnung der König bei mir anfragen ließ, ob ich geneigt wäre, seine Kapelle auf Stolzenfels auszumalen, wird dich interessiren, und es ist mir interessant genug, wenn ich mich frage: was eigentlich will denn der König mit den Katholiken? Soll katholische Kunst bloß ein Pflaster auf die große Wunde geben, damit man sich behaglicher fühle, oder soll sie mehr? Kann ein so gestecktes Reis in der Zukunft Früchte tragen? Werden sich bei ihm wieder Menschen sammeln, die mit Ehrerbietung nach dem Stuhle Petri blicken? Ich habe erklärt, daß ich bereit bin, auf Stolzenfels zu malen und bitte dich, diese Sache noch zwischen uns sein zu lassen. Zum Schlusse ernster Arbeit aber wollte ich mich auch unterhalten und habe eine große Zeichnung zu Clemens Brentano's Rheinmärchen ausgeführt, welche wahrscheinlich hier in der Familie bleiben wird. Die Märchen empfehle ich dir und deiner Frau. Gewinnen sie zwar unendlich, wenn man Clemens kennt, und wird dadurch das Uebermaß erklärt, so gehören sie doch außerdem gewiß zu dem Schönsten dieser Gattung.

„Hierbei übersende ich dir mein wohlgetroffenes Portrait und bitte dich, es freundlich anzunehmen; es läuft bei dir keinerlei Gefahr, als eine Eitelkeit angesehen zu werden, und du wirst daraus ersehen, daß der Maler des Bildes [2]) ein sehr lieber, edeler Mensch ist. Nun, lieber Freund, geht es muthig und frisch an mein Bild für England [3]), eine Arbeit, auf welche ich mich längst gefreut. Ich wollte, ich könnte mit aller Kunst ganz von Frischem anfangen. Und so sollte es auch eigentlich immer sein."

Reichensperger an Steinle 21. December 1846:

„Von einer entsetzlichen Eifel-Expedition zurückkehrend, konnte ich kaum freudiger überrascht werden, als durch deine Zusendung geschehen ist. Wie du weißt, war es schon längst ein Herzenswunsch von mir, dich wenigstens im Bild immer um mich zu haben. Ich konnte aber kaum hoffen, daß dieser Wunsch so in Erfüllung gehen werde, da vorauszusehen war, daß du dich nicht leicht dazu verstehen würdest,

[1]) Bekanntlich ist es so, wie Steinle hier vorausahnte, gekommen.

[2]) C. v. Stralendorff, ein convertirter Mecklenburger.

[3]) Das früher erwähnte Altärchen für Lord Egerton.

Hand an dich selbst zu legen. Ich bitte dich, dem Herrn v. Stralendorff auch noch in meinem Namen für das wahre, warme, liebe Conterfei zu danken, welches da seinem Herzen entquollen ist. Nur eines wüßte ich zu erinnern: deine Heiterkeit fehlt dem Bilde; die Einsamkeit des Ateliers und ewige ernste Staffeleigedanken werfen einen Wolkenschatten darüber hin. Veit müßte dich nun auch noch haschen, wie du im Freundeskreise aussiehst, mit der Cigarre und diversen Schalkseinfällen im Munde. Hier erscheint bloß der der Ideenwelt zugekehrte Steinle. Wenn dich wirklich einmal mein guter Stern hierher führt, wirst du hoffentlich mit dem Platze zufrieden sein, den du in meinem Laboratorium einnimmst. Neben dir hängt dein hochherziger, genialer Brentano (dessen Märchen meine Frau zum Weihnachtsabend überraschen sollen), und nicht weit davon als Gegenstück das Portrait Hemling's zwischen einigen Dürers und Steinles. Könnte ich dir doch auch so eine liebe Weihnachts- oder Neujahrsgabe zugehen lassen! Die Anfrage wegen Stolzenfels klingt in der That fast märchenhaft. Du hast gewiß sehr recht daran gethan, die Sache nicht abzuweisen, obgleich ich dir nicht verhehlen kann, daß mich fast ein unheimliches Gefühl anwandeln will, wenn ich dich in der carrikirten Miniatur-Kathedrale, deren Thurmspitzen kaum das Fenster des Boudoirs Ihrer Majestät der Königin zu erklimmen vermocht haben, malend vorstelle. Ich vertraue aber fest, daß deine Lichtgestalten den Kampf mit den architektonischen Spukgeistern schon zu bestehen wissen werden. Im Herzen des Königs ruhen jedenfalls edele Keime, und wer weiß, auf welchen Sonnenstrahl sie warten!

„Hat Kaulbach euch in Frankfurt besucht; und zu welcher Menschensorte gehört er? Nach der Versicherung von Clemens soll er ganz raisonnable Gesinnungen haben und guten Gründen sein Ohr nicht verschließen. Ich möchte gern ein Urtheil von dir über ihn und seine Bilder zum »Reinecke Fuchs« hören. Ich muß gestehen, daß mir letztere ein ungewöhnliches Talent (besonders in Deutschland!) zu bekunden scheinen.

„Nach allen Himmelsgegenden hin habe ich Artikelchen über dies und jenes zu versenden; was mich aber dabei am meisten incommodirt, ist der Umstand, daß man den Engländern und Franzosen nur in ihrer Sprache kommen darf. Dafür sind sie aber auf der andern Seite um so genügsamer, wenigstens in Bezug auf alles, was aus der terra incognita, Deutschland, kommt, wie solches schon daraus hervorgeht, daß man meinem Geschreibsel so viel Ehre anthut. Wenigstens in fünf bis sechs sogenannten gelehrten Gesellschaften hat man mich zum Mitgliede erkieset. Ich glaube, es ist den Leuten um einen unaussprechbaren Namen zu thun! Ich habe übrigens einige recht interessante Publicationen aus den gedachten

Ländern erhalten und überzeuge mich überhaupt immer mehr davon, daß die katholische Kunst aus ihrem Scheintode wieder erwachen will.

„Auf einer amtlichen Eifelreise habe ich mir eine anonym erschienene Kunstnovelle »Semida« mitgenommen, worin die neueste Malerei (Lessing, Gallait, Bufvé ꝛc.) im hohen Berliner Thee- und Salonstile besprochen und durch mancherlei Beziehungen interessant gemacht wird. Die mancherlei guten Gedanken sind in eine so preciös-grimassirende, hypergeistreiche, blasirte Phraseologie gefaßt, daß ich mich nur mit Widerwillen bis zum Ende des Büchleins durchgeackert habe. Ich würde dasselbe auch hier gar nicht erwähnen, wenn ich nicht aus guter Quelle wüßte, daß unser König sich höchlich für die Schrift interessirt und den Verfasser (Unger, Maler, Schriftsteller und getaufter Israelit aus Erfurt) hat aufspüren lassen, um ihn nach Berlin zu ziehen und mit Gunstbezeugungen zu überhäufen.

„Die Andreä'sche Buchhandlung wird dir in meinem Auftrage ein Heft des Aschbach'schen Kirchenlexicons zugehen lassen, worin sich einige Artikel von mir über Baukunst ꝛc. befinden. Es ist nur, um dich au courant meines Thuns und Treibens zu halten."

Derselbe an denselben 3. Februar 1847:

„In Prüm überraschte mich die neue königlich preußische Constitution, ohne mich besonders zu erfreuen, da sie uns jedenfalls nur sehr wenig bringt, aber möglicherweise sehr viel nimmt. Ich fürchte, wir bekommen états généraux ohne deren nobele, chevalereske Instincte, und dafür viel radicales Gift.

„So eben erhalte ich das erste Heft der Zeitschrift »Capistran« von Buß und durchfliege sie mit großem Interesse. Es scheint in der That etwas recht Gediegenes daraus zu werden. Welch ein Wechsel! Vor zwölf Jahren kaum ein katholisches Wort in der deutsch-periodischen Presse, und jetzt schießen aller Orten die Sonnenblumen lustig aus der Erde. An den Einwohnern des unter uns liegenden Stockwerkes haben wir eine gute Acquisition gemacht. Es ist ein gewisser Regierungsrath Zernentsch mit Frau und Kindern, geboren in Erfurt, aus Magdeburg hierher versetzt; liebe Menschen und eifrige Katholiken, durch deren Mittheilung mir manches in Bezug auf norddeutsche Zustände klar wird. Namentlich hatte ich kaum gedacht, daß so viel protestantisches Zelotenthum da umherspuke, welches sich systematisch jeder Belehrung verschließt. Dann aber ist mir durch dieselben eine höchst interessante litterarische Persönlichkeit näher gebracht, ein Regierungsrath Volk[1]

[1]) Der unter dem Namen Ludwig Clarus bekannte Schriftsteller convertirte 1855, starb zu Erfurt, nachdem er Jahre lang die Stütze und der Mittelpunkt der dortigen katholischen Gemeinde gewesen, 1869.

aus Erfurt nämlich, der intimste Freund unserer Hausgenossen. Dieser Volk ist ein Protestant ganz im Genre von Hurter vor dessen Uebertritt; ein sehr gelehrter und geistvoller Autor, der namentlich während der erzbischöflichen »Wirren« wahrhaft ritterlich für das Recht unserer Kirche stritt."

Steinle an Reichensperger 1. April 1847:

„Ich sitze in meinen Atelierwänden und höre und sehe nur mich selber und habe ein Gefühl, als käme dabei nichts Erkleckliches heraus. Ich bin müde. Könnte ich nur immer schaffen und erfinden, ich würde so leicht nicht müde; weit schwieriger ist es, Geschaffenes ausbilden und mit Ruhe und Geduld vollenden, ehe es an Geist und Leben verliert und allmälig in die langweilige Gattung hinein vollendet wird. Wahrhaft vollenden ist das Schwierigste in der Kunst.

„Ueber Stolzenfels kann ich dir nichts mittheilen. Meinen Entwurf zum jüngsten Gericht hat der König sehr gnädig aufgenommen, aber selber, wie ich vorausgesehen, nichts dazu gesagt. Vielleicht kommt etwas nach, wenn er Veit's und Cornelius' Compositionen bekommt: Beide haben verweigert, meine zu sehen, ein Zeichen dafür, daß Cornelius damit beschäftigt ist; Veit ist's auch.

„In der jämmerlichen baierischen Geschichte [1]) kann ich nur einen consequenten Fortschritt des deutschen Radicalismus sehen; und was werden wir bald in Preußen erleben?"

Um Ostern brachte Steinle mit seiner Frau einige Tage bei Reichensperger in Trier zu und um Pfingsten gaben sich die Freunde ein Stelldichein in Bingen.

Reichensperger an Steinle 27. August 1847:

„Du hast dich gewiß schon über mein langes Schweigen gewundert. Ja, mir selbst ist es so ergangen. Jedenfalls war ich es, der am meisten Grund hatte, sich darüber zu wundern, da ich es von Tag zu Tag brechen wollte. Der Grund, aus welchem dieser Vorsatz bisher nicht zur That geworden ist, lag einzig darin, daß ich seit mindestens fünf Wochen den beifolgenden Sonderabdruck des Artikels über die Brauweiler Wandgemälde [2]) erwartet habe. .... Seit unserm glühendheißen Rendezvous in Bingen, für welches ich dir und besonders deiner lieben Frau nochmals den herzlichsten Dank sage, hat sich bei mir keinerlei sonderliche Veränderung zugetragen. Mein Leben war in den letzten

[1]) Der Sturz des katholisch-conservativen („ultramontanen") Ministeriums in Folge der Lola-Montez-Scandale, welchem bekanntlich das liberale, im Volksmunde „lolamontane" genannte Regiment folgte.

[2]) Die Deckengemälde in dem Capitelsaale der Abtei Brauweiler bei Köln; zuerst erschienen in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. 1847. Verm. Schriften S. 72.

Monaten ziemlich bewegt. Dank dem trefflichen und wohlfeilen neuen Wein mehren sich die Prügeleien in erschreckendem Maße, und ich muß dann immer fast hyänenartig hintendrein ziehen [1]).

„Von Ramboux habe ich schon lange nichts mehr gehört; allerdings durch meine Schuld, und zwar aus dem Eingangs erwähnten Grunde. Die Boppарder haben meinen Rath befolgt und ihn zu Rath gezogen über die Restauration der dortigen Carmeliterkirche. Trüge ihm doch die Regierung auf, die Brauweiler Bilder zu copiren und zu veröffentlichen!

„Den Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung über die Maler des deutschen Hauses hast du doch wohl gelesen. Ich dachte an Helmsdörfer und würde ihm gern alles verzeihen, was er mir gegenüber gesündigt haben mag, wenn er wirklich der Verfasser wäre. Deine Madonna für England ist vielfach in den Zeitungen berührt worden und bedauere ich immer mehr, nur von Hörensagen ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Woran bist du denn jetzt? — und Veit?

„Ich gehe mit dem Gedanken um, eine Petition an den König um eine Wahlreform zu erlassen, welche nur von Beamten und studirten Leuten unterschrieben werden soll. Diese alle sind nämlich politisch mundtodt und müssen sich von den hohlsten Schwätzern bon gré mal gré repräsentiren lassen. In der Schweiz, die gleichsam ein Theater auf dem Theater ist, rückt die Entscheidung grausam nahe und scheint mir, als ob man zum Gott der Schlachten für sie zu beten hätte. Wer weiß, ob dort nicht binnen kurzem auch die Würfel über unsere Häupter fallen! Auch nach Rom sehe ich nicht ohne Bangigkeit. Die Straßen-Ovationen und der radicale Pöbel debordiren mir doch etwas zu sehr, und der herrliche Papst scheint mir fast mehr getrieben als treibend. Falls er die Aufgabe, welche er sich gesetzt zu haben scheint, glücklich löst, bildet er für sich allein eine Periode in der Weltgeschichte — aber! —“

Steinle an Reichensperger 4. September 1847:

„Wir hatten ein Schicksal. Schon längst wollte ich dir schreiben, aber zugleich auch warten, ob nicht der Brauweiler Aufsatz endlich doch komme. An der langen Pause sind somit die Bonner schuld. Der Sommer ist mir äußerlich und innerlich ziemlich bewegt vorübergegangen. Ich war ein paar Mal bei Schlosser auf dem Stifte [2]) und habe acht Tage mit einem Jugendfreunde im Thüringer Walde zugebracht.

„Deine Aeußerung über Rom hat mich deshalb frappirt, weil ich ganz dasselbe Bedenken über die Dinge, die da vorgehen, habe und damit, wenigstens hier im deutschen Hause, allein stehe.

---

[1]) Reichensperger war seit 1846 Untersuchungsrichter.

[2]) Stift Neuburg bei Heidelberg, Eigenthum des Rathes Chr. H. F. Schlosser und dessen geistreicher Frau, ein Sammelpunkt katholischen Lebens in jener Zeit.

„Deinen trefflichen Aufsatz über Brauweiler habe ich mit Aufmerksamkeit durchgelesen und fand ihn in allem Wesentlichen vollkommen, und zweifele nicht, daß er mit einigem Gewicht gegenüber der Oberflächlichkeit der privilegirten Kunstschreiber durchschlagen wird, die von nun an nicht ohne eine Art scheuer Ehrfurcht nach dem Manne in Trier hinsehen werden, wenn sie es auch äußerlich so viel wie möglich zu verbergen suchen werden.

„Der Aufsatz in der Augsburger Zeitung [1]) ist wirklich von Helmsdörfer. Doch thut mir die ganze Sache fast leid; denn ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß alles Edele, Wahre und Schöne, was sich heute noch in die Journalistik hinein verirrt, gegenüber der schlechten Wirkung derselben fast gar keine Wirkung thut. Das Verhältniß ist ungefähr wie Gerstenschleim zu Blausäure und Arsenik. Alle Idee an einen besondern Erfolg der ernsten Kunst sind Illusionen, die mich nach mancher bittern Erfahrung nicht besonders mehr anfechten können.

„Im Augenblick, lieber Freund, bin ich ein Freiherr geworden, d. h. ich kann malen, was ich will, oder mit andern Worten, ich habe, worauf der Artikel der Allgemeinen Zeitung gerade nicht hinzielt, keinerlei Auftrag. Es ist mir das nicht ganz unangenehm, und ich darf wohl hoffen, daß die Aufträge auch wiederkommen, wie mir denn auch schon manches, und darunter ein großes Bild für die Karlsruher Galerie, in Aussicht gestellt ist. Für mich habe ich nun eine lebensgroße Sibylla Tiburtina mit der Neptunsgrotte im Hintergrunde als Carton vollendet und werde das Bild zu malen beginnen. Es soll ein etwas phantastisches Charakterbild jener geheimnißvollen Seherin geben; die Neptunsgrotte aber mit ihrem Wasserfall muß mithelfen, das Romantisch-Poetische zu erhöhen; die religiöse Seite aber findet sich im Spruchbande, in welches eine hinter ihr sitzende junge Gestalt sieht [2]). Veit war den ganzen Sommer mit dem Entwurf für den König beschäftigt und ist es noch; er hat den Gedanken diplomatischer gefaßt als ich; mußte ich wegen dem entschieden hervortretenden kirchlich-katholischen Elemente durchfallen, so ist seine Auffassung mehr philosophisch-poetisch zu nennen und begegnet in ihrer Weise den natürlichen Widersprüchen. — Wird aus Stolzenfels nichts, so werde ich mir kein graues Haar wachsen lassen; kommt die Sache aber zur Realisirung, so will ich es an mir auch nicht fehlen lassen."

---

[1]) „Die Maler im deutschen Hause." Allgem. Ztg. Nr. 210 vom 29. Juli 1847, Beilage.

[2]) Das Bild befindet sich im Städel'schen Kunst-Institut zu Frankfurt a. M. Die auf dem Carton und auf dem ersten Entwurf vorfindliche, oben erwähnte, in das Spruchband schauende Gestalt ist auf dem ausgeführten Oelbild weggelassen.

Reichensperger an Steinle 16. November 1847:

„Unter andern Besuchen, die in den Ferien hier waren, brachte auch mein Bruder eine Zeit lang bei mir zu und kochten wir dann den Plan aus, in einer Adresse an den König das antichristliche, pseudoliberale Gebahren unserer Vertreter auf dem Landtag zu stigmatisiren und zugleich für die bisheran gänzlich als Proletarier behandelten Klassen der Beamten, Aerzte, Rentner und Professoren die active und passive Wählbarkeit zu erbitten, damit der Kreis etwas weiter gezogen und demgemäß das Monopol liberaler Geschäftsmänner in etwa erschüttert werde, endlich auch, um dem König eine Partei zu bilden und ihm durch eine eclatante Demonstration zu zeigen, daß er im Nothfalle auf seine katholischen Unterthanen zählen kann.

„Die Schweizer Geschichten zeigen so recht klar, auf welcher Stufe der Entwürdigung unsere liberale Journalistik und die Masse des Lesepöbels bereits angekommen ist. Hätte ich doch eine Legion in meiner Faust und einen Artilleriepark in meiner Tasche! So aber kann ich nichts als hoffen und beten und ohnmächtige Fäuste machen. Wenn die Ochsenbein'sche Rotte[1]) siegt, Dank ihrem schrecklichen Zahlenübergewicht, so wird dem Radicalismus dermaßen der Kamm schwellen, daß man auch in unserm lieben Deutschland sich den Schnurrbart kann wachsen lassen und sein Schlafzimmer wohl verschließen muß. Dann werden unsere stumpfsinnigen Philister, die jetzt mit Wohlbehagen den liberalen Phrasenschaum von der Schnauze herablecken und gegen die »Jesuiten« losdonnern helfen, plötzlich schiefe Gesichter schneiden und, wenn es zu spät ist, denken: wer hätte das denken sollen!"

Steinle an Reichensperger 6. Februar 1848:

„Ich bin wieder bei dir in Rückstand gerathen und deine nachsichtige Liebe muß mich schon einestheils mit meinem Fleiß an meinen Arbeiten, anderseits aber mit dem Aerger und Kummer, den die Zeit bringt, und welch beides auch für alle Mittheilungen verstimmt, entschuldigen.

„Wer sollte nicht auf's tiefste erschüttert werden, wenn in all der Misère der Zeiten auch noch Männer wie ein Görres hinweggenommen werden, bei dessen Tod[2]) ich das Gefühl hatte, daß die Zeitgeschichte einen Schritt gethan, nach welchem wir gar bald den Mangel an so einziger, energischer Kraft und so sicherm Rückhalt, wie der Mann ihn gewährt, zu fühlen bekommen werden. Welche Hoffnungen und Aussichten sind aber für die Kunst da, wenn wir betrachten, daß ein Werk wie Kaul-

---

[1]) Unter der Ochsenbein'schen Rotte versteht R. zweifellos die gegen den Sonderbund gerichtete radicale Bewegung, in welcher der in 1845 zurückgeschlagene Advocat und Major Ochsenbein durch seine Einfälle in Freiburg und Luzern eine siegreiche Rolle spielte.

[2]) 29. Januar 1848.

bach's Reinecke Fuchs, in welchem der schändlichste Unfug mit der Kunst getrieben wird, auf allen Tischen aufliegt und diese, in eleganter und talentvoller Form erscheinende verderbliche Nahrung von Jung und Alt verschlungen wird? Und wo Niemand mehr da ist, der nicht, bestochen von der gleißenden Außenseite, mit in das allgemeine Lob ausbräche. Wehe dem Künstler, der mit dem Heiligsten so leichtsinnig spielt und aller Schlechtigkeit und Sünde verführerische Nahrung zuträgt. Können aber die Menschen, die mit solchem erfüllt sind, Wohlgefallen finden an einer Erscheinung, wie es Overbeck's Evangelienbilder sind? Aus ihnen tritt Reinheit und Heiligkeit der Gesinnung, Klarheit und Unschuld des Charakters hervor; sie haben etwas von der edeln evangelischen Armuth und bilden in der That den schneidendsten Vorwurf für das leichtsinnige Publicum eines Reinecke Fuchs. Man kann sie daher nicht leiden und wird sie als unangenehm wohl zu beseitigen wissen. Diese beiden Erscheinungen zeigen auf die klarste Weise das Zwiespältige in der Zeit; ich halte sie für sehr wichtig und höre schon, wie die Kunstschreiber ohne Tiefe in einem Athem den Overbeck etwa aus Gnade noch passiren lassen, während der Andere die unbändigste Heiterkeit veranlaßt, wenn er alles Heilige mit Witz und Humor besudelt. Ach, die herrliche heilige Kunst! Sie ist eine wunderbare Welt in der Welt. Und glücklicherweise kann man sich in sie hineinflüchten und zurückziehen und sich an ihren Tröstungen einigermaßen schadlos halten für der Welt trostloses Treiben, und sich so das Leben, das ja sonst verschmachten müßte, fristen.

„Und nun magst du mich für einen Egoisten halten oder nicht, ich will ein Mal des Glückes deiner freundlichen Theilnahme an meinem Treiben recht froh werden und dir von meinen Arbeiten erzählen. Mein großes Bild, die Tiburtinische Sibylla, habe ich so weit gebracht, daß ich nun bald an das Vollenden und Ausfeilen gehen kann. Eben jetzt male ich an dem kleinen Madonnenbilde für Professor Clemens recht con amore und hoffe, es recht bald zu vollenden. Ein zweites großes Bild für Karlsruhe[1]) steht untermalt. Außerdem habe ich einen Glaubensschild[2]) entworfen und für die Ausführung vorbereitet. Da mein Gedanke, wie mir scheint, ziemlich scharf abgerundet und freilich aber auch ausschließlicher als der des königlich preußischen Weltgerichts ist, soll da eine kurze Beschreibung folgen.

„Das Ganze umfaßt das Werk der Erlösung. Im Rande der Rundform unten der Sündenfall; an beiden Seiten und oben darin die

---

[1]) Die Heimsuchung Mariä, in lebensgroßen Figuren ausgeführt in der Kunsthalle zu Karlsruhe.

[2]) Das ausgeführte Aquarell ist dem h. Vater Pius IX. vom Künstler geschenkt worden.

vorbildlichen Opfer; oben Abraham und Isaak, an den Seiten Melchisedech und das levitische Opfer. Im innern Kreise, welcher von blau emaillirtem Wasser umgeben ist, die Schöpfungstage, von Christus, durch welchen alles gemacht ist, ausgehend. In der Mitte, von rothemaillirtem Feuer umgeben, die Geburt Christi, seine Erscheinung im Fleische — darüber aber, den Kreis der Schöpfung trennend, mit dem Siegeszeichen der Erlösung, dem Kreuze, Christus in der Glorie und auf dem Regenbogen sitzend. In den Kreuzesenden die vier Evangelisten, das neue Testament, der Inhalt seiner Lehre. Unter der Mitte, die Geburt und den Schöpfungskreis trennend, die Kirche, dargestellt im Stellvertreter Christi auf Erden, dem Papst mit dem eucharistischen Opfer in seinen Händen, verwirklichend die im Rande dargestellten vorbildlichen Opfer, zugleich nachbildlich für das in der Zeit von Christus selbst in Seiner Geburt und am Kreuze vollbrachte.

„Die Sibylle und Görres' Tod haben für einstweilen einen Strich durch die Ausführung dieses Schildes gemacht; denn die Sibylle will und muß vollendet werden. Und nachdem werde ich nicht umhin können, dem Manne, den ich so herzlich geliebt habe, ein Gedächtnißblatt zu weihen. Der Gedanke dazu dämmert bereits. Was aber der Geist empfangen, das muß auch ausgetragen und endlich geboren werden.

„Außer andern verschiedenen Nebensachen, die ich die Zeit her getrieben, hat mich ein lateinisches Wortspiel zu dem hier beigefügten Buben veranlaßt. Auf weißes Papier gezogen, mag es ein bescheidenes Plätzchen unter deinen Wandzierden einnehmen [1]). Der Humor davon ist folgender: nulla fides heißt sowohl »kein Glaube«, als »keine Saite«. Unsere Zeit aber ist dem tollen, ungezogenen Buben, welcher frech mit dem zarten Glaubensinstrumente umgeht, wohl vergleichbar. Die Saiten werden zerrissen und das Instrument mit den Füßen hinweggestoßen. Dann kommen die falschen Instrumentenmacher und ziehen etwa deistische oder pantheistische Saiten auf, und dann hat es mit aller gottgefälligen Harmonie natürlich ein Ende. Er mag auch als ein Bild des radicalen Treibens erscheinen, und es ist bei dem Blättchen, das übrigens recht gut in Holz geschnitten ist, Jedermann frei gestellt, eine ungemessene Reihe von Betrachtungen anzustellen — was vielleicht sein Hauptwerth ist. . .

„Doch nun genug; ich fange an, mich selbst über meinen langen Brief zu wundern und darf nicht mit einem Male so ganz aus der

---

[1]) Das von Graeff geschnittene Blatt: Ein Knabe tritt mit den Füßen eine Geige, auf welcher alle Saiten zerrissen sind, und schlägt nach ihr mit dem Geigenbogen. Bekannt unter der Bezeichnung: **Nulla fides.**

Art schlagen; denn was sollte daraus werden? Gebe Gott, daß dich und die Deinen meine Zeilen wohl treffen und grüße sie von mir und meiner Frau herzlichst, Karl und Hänschen nicht zu vergessen. Unter anderm: wirst du keine Osterferien und eine Reise hierher zu Stande bringen? Denke darüber nach, und mache es so!"

Reichensperger an Steinle 14. März 1848:

„Was für ein Stück Weltgeschichte liegt nicht zwischen deinem letzten Briefe und dem gegenwärtigen! Jeden Augenblick ist man versucht, nach dem Kopfe zu greifen, um zu sehen, ob sich nicht alles zu unterst, zu oberst gekehrt hat. Die Ereignisse schwinden so pfeilschnell hin, daß man sie kaum in's Auge fassen kann. Nirgends am Horizonte bietet ein fester Punkt sich dar. Wie ein Bergsturz ist diese neueste Revolution in die Zeitgeschichte hineingebrochen, und man kann noch nicht entfernt übersehen, was er alles erschüttert hat, geschweige denn, was auf der neugebildeten Oberfläche alles wachsen und blühen wird. »Betet für die Völker!« rief der alte Görres auf dem Todesbette aus; und wahrlich, sein Seherauge hat ihn auch hierin nicht getäuscht. Was nun aus denselben werden wird, wenn die Feuer- und Koth-Vulcane, die ringsumher aufgeschichtet liegen, sich einmal an's Speien geben! Voraussichtlich werden sie sich dies Vergnügen nicht versagen wollen. Was wird da aus der Ordnung, der Freiheit, der Religion, der Civilisation werden!

„Hoffentlich wird man in Berlin der neuen grassirenden Epidemie Rechnung tragen und Concessionen machen, ehe man durch directen physischen Zwang dazu genöthigt wird. Möglicherweise kann das große Imbroglio der Kirche und dem Christenthum Vorschub leisten, indem einestheils der Polizeistaat auf die Dauer der bedenklichste Vormund beider ist, und anderntheils das Christenthum allein noch einen innern Halt darbietet, wenn alle andern Stützen wanken und weichen.

„Die gegensätzliche Parallele, welche du zwischen Overbeck und Kaulbach ziehst, ist leider sehr zutreffend. Kunst und Litteratur gehen Hand in Hand und ziehen sich gegenseitig immer tiefer herab in den Abgrund. Es scheint fast, als ob eine Heilung nur wieder eintreten könnte dadurch, daß das Uebel den höchsten Punkt erreicht.

„Wie weit bist du mit dem Gedenkblatte an Görres? Ein solches Monument würde ihm selbst gewiß das liebste gewesen sein, und auch seine Verehrer werden dem beistimmen. Es ist allerdings keine kleine Aufgabe, einem solchen Universalgenie, einem solchen Gelehrten, Dichter, Denker und Menschen gegenüber!"

Derselbe an denselben 12. Mai 1848.

„Dich wie mich haben die Ereignisse stumm gemacht; was läßt sich da sagen, wenn alles um uns her einstürzt oder doch in seinen Grundvesten wankt!

„Zu dem Werden unserer Tage gehört auch, daß ich mit ausersehen bin, an den neuen Bau mit Hand anzulegen [1]), von dem ich sehr fürchte, daß er im babylonischen Thurmstile ausgeführt werden wird. Mit beklommenem Herzen, ja mit einer wahren Angst sehe ich dem 18. d. Mts. entgegen und finde nur Trost in dem Gedanken, daß so viele Hunderte mit mir das nämliche Schicksal theilen: nicht zu wissen, was sie wollen und sollen. Eine wahre Herzensfreude aber ist es mir, durch diese Wendung meines Schicksals mit dir, liebster Freund, und den Deinigen auf längere Zeit vereinigt zu werden."

Steinle an Reichensperger 14. Mai 1848:

„Ich war eben im Begriffe, dir zu schreiben und wollte dir sagen, daß ich noch lebe und wie sehr ich bedauerte, daß du nicht für hier, sondern für Berlin gewählt seiest, als ich deine letzten Zeilen, welche meinen Irrthum auf die angenehmste Weise aufklären, erhalte. Ich adressire diese Zeilen nun nach Koblenz an deinen Bruder, und zwar mit der inständigsten Bitte an dich, lieber Freund, nicht im Gasthause abzusteigen, sondern bei mir! Ich leide hierin keine Widerrede!"

Weder die Aachener Pläne, noch die bezüglich Stolzenfels waren bis zum Eintritt der wilden Zeiten von 1848—49 zur Wirklichkeit geworden. Dafür entschädigte die Freunde die lange Anwesenheit Reichensperger's zum Frankfurter Parlament, während dessen Dauer Reichensperger bei Steinle wohnte. Dieser hatte, um in der Nähe seines Ateliers im „Deutschen Hause" zu wohnen, mit dem Kunstgenossen und Freunde C. v. Strahlendorff ein Gartenhaus in Sachsenhausen gemiethet. Ich darf, da aus dieser Zeit des Zusammenseins keine oder nur ganz unbedeutende schriftliche Mittheilungen vorhanden sind, auf die mehrerwähnte Broschüre Reichensperger's hinweisen und den von vielen Seiten ausgesprochenen Wunsch auch hier gewissermaßen vor der Oeffentlichkeit wiederholen, daß Reichensperger doch seine Erlebnisse von 1848 und 1849, ähnlich wie sein Bruder, niederschreiben und veröffentlichen möge.

Die lebhafte Erörterung der politischen Tagesfragen, welche durch die mit den Künstlerkreisen bekannten Abgeordneten natürlich sehr gefördert wurde, brachte es mit sich, daß die Künstler ihre politischen Ansichten

---

[1]) Reichensperger war für die Frankfurter National-Versammlung und für das constituirende preußische Parlament als Abgeordneter gewählt worden, entsprach aber, beide Mandate annehmend, wie viele Abgeordnete, zunächst nur dem Rufe zum National-Parlament.

und Meinungen auf ihre Weise zum Ausdruck brachten. Es entstanden wohl nie und nirgend eine so reiche Fülle trefflicher, humorvoller Illustrationen zu Tagesfragen, Meinungen, Sentenzen, Redefiguren und Redeschnitzern, als während der Dauer des Frankfurter Parlamentes; sie erhoben sich zum größten Theile weit über das Niveau der Carricaturen und der Illustrationen der heutigen Witzblätter. Die Hauptspaltung in zwei scharf entgegengesetzte Parteien im Parlamente machte sich auch in den Künstlerkreisen geltend. An der Spitze der Conservativen unter den Künstlern standen Veit und Steinle, an jener der radicalen ein Frankfurter Maler Schalck, eine scharfkaustische Natur. In einer Menge von einzelnen fliegenden Blättern wurden von beiden Seiten alle Tagesfragen und Vorkommnisse illustrirt; ja, die beiden Richtungen unter den Künstlern selbst bekämpften sich mit derartigen Blättern, und auf eine Zeichnung von der einen Seite wurde mit einer solchen von der andern Seite geantwortet. Steinle zeichnete seine Blätter mit „Ipse fecit". Die nobele Art seiner und Veit's Zeichnungen, die Feinheit des Humors in denselben gibt diesen Blättern einen bleibenden Werth für die Culturgeschichte der damaligen Zeit. Leider sind die Blätter, als Tageserzeugnisse auf lithographischem Wege vervielfältigt, um ein Billiges in die Massen verschleudert, wenig bewahrt und darum sehr selten geworden.

Nachdem Reichensperger im Juni 1849 als Kammerpräsident nach Köln versetzt worden war, wurde die Correspondenz zwischen den Freunden wieder aufgenommen.

IV.

Wenn ich bis hierhin bei der Wiedergabe der Freundesbriefe mich weniger beschränken zu dürfen glaubte, als es an und für sich gegenüber dem gebotenen Raum nothwendig erscheinen dürfte, so glaube ich, daß der Leser es durch das, was ich mittheilen konnte, gerechtfertigt finden wird. Eine scharfe Charakterisirung der beiden Freunde, ihrer Eigenarten, ihres Verhältnisses zu einander und zu dem gemeinsamen Ideal konnte wohl nicht anders als durch eine möglichst vollständige Wiedergabe derjenigen Correspondenzperiode geboten werden, in welcher sich die Freunde suchten und ineinander lebten. Das lange Zusammensein gelegentlich des Parlaments hat die Freundschaft vollständig ausgereift. Die Correspondenz zwischen den Freunden ward zwar in der Folge nicht weniger eifrig geführt, wie bislang, aber wegen des eben erwähnten Umstandes sowie der großen Geschäftslast beider Freunde nehmen die einzelnen Briefe schon bedeutend an Umfang ab und enthalten demgemäß allgemein Interessirendes nicht derart in extenso, wie die seitherige

Correspondenz. Bei dem Bestreben, nur Derartiges mitzutheilen, muß der Herausgeber daher, schon in Folge der Art des vorliegenden Materials, wesentlich aphoristischer werden als seither. Diese Bemerkung dürfte nicht überflüssig sein, damit nicht der eine oder andere Leser meint, die Freundschaft zwischen Steinle und Reichensperger sei kühler geworden. Berücksichtigt muß auch werden, daß in Folge des aufblühenden Eisenbahnwesens ein häufiger persönlicher Verkehr stattfand; Reichensperger ließ es sich, so lange Steinle lebte, nicht nehmen, denselben jedes Jahr auf einige Tage zu besuchen, wenn dieser nicht selbst am Rhein zu thun hatte oder, wie in spätern Jahren, seitdem seine Tochter Benedetta Lucius mit ihrem Manne in Aachen und zur Sommerzeit in Königswinter wohnte, häufiger dort sich zur Erholung aufhielt.

Inzwischen vollendete Steinle die „Sibylle", eine lebensgroße „Madonna mit dem Kinde" für die neue katholische Kirche in Wiesbaden, und während er an dem Bilde für Karlsruhe weiter arbeitete, abgesehen von Zeichnungen und Aquarellen, ein weiteres Oelbild, „Madonna auf Ara Coeli" (durch den Eisenhardt'schen Stich als Madonna del Campidoglio bekannt geworden).

Steinle an Reichensperger 28. Februar 1850:

„Unsere letzten Briefe um Neujahr haben sich gekreuzt und ich fühle wohl, daß es wieder höchste Zeit ist, daß ich Schwarzgelber ein Lebenszeichen in Schwarzweiß gebe. Und denke dir, ich thue es dieses Mal als wohlbestallter Professor der Historienmalerei am Städel'schen Institut! Die Frühlingsluft hat das Eis in Gang gebracht, und wie es scheint, noch anderes Eis geschmolzen, weil man es gewagt hat, nach langen Bedenken einen Katholiken an die Spitze zu stellen" [1]).

Reichensperger ging im März 1850 nach Erfurt, „da die Erfurter Augustinerkirche die Coda zur Paulskirche ist, und mein cursus politicus unvollständig bliebe, wenn ich nicht auch jene besehen hätte. Als meinen Hauptberuf erachte ich, Menschen und Dinge kennen zu lernen und Geschichte zu constatiren. Im Uebrigen denke ich: deus providebit und hoffe, daß auch dies Mal unser Herrgott sich durch Majoritäten nicht die Hände wird binden lassen."

Derselbe an denselben 29. April 1850:

„Gottlob ist die Uhr hier (Erfurt) abgelaufen; ob sie noch ein Mal aufgezogen wird? Ich brauche dir nicht erst zu sagen, daß ich trotz meiner in Frankfurt gezogenen dicken Parlamentshaut gar manche peinliche Stunde hier durchlebt habe. Auf eine größere Partei gestützt, kann

[1]) Die Directorstelle, welche Veit innegehabt, ward in der Folge nicht mehr besetzt; Steinle wurde als erster Professor lediglich an der Kunstschule thätig, während Veit als Director auch die Galerie unter sich hatte.

man manches Mal gemüthlich gegen den Strom anschwimmen; aber mit dem Dutzend Ultramontaner, die noch dazu in manchen Fragen auseinanderfuhren, hielt es oft hart, Zeugniß für die Wahrheit abzulegen."

Steinle urtheilte (28. April 1850) über die Erfurter Verhandlungen: „Schon ein paar Mal habe ich dich in Gedanken an mein schwarzgelbes Herz gedrückt und mich innig über deine Tapferkeit gefreut. Aber wunderlich freilich sieht die ganze Erfurter Geschichte aus und kommt mir die Versammlung vor wie eine Gesellschaft, die auf Eiern geht. Einerseits voller Angst, voller Bedenken, anderseits frech und hochfahrend; mit Einem Worte: so, wie der ehrliche Mann sein Recht nicht sucht."

Im Juli 1850 konnte Reichensperger melden, daß die in's Stocken gerathene Dombausache wieder voranginge: „Der Dom schreitet nun aber ganz auffallend fort; das große Hauptfenster in der südlichen Façade des Querschiffes steht vollendet da und imponirt außerordentlich. Hoffentlich wird die regierende Majestät von Baiern dies Fenster mit gemaltem Glas versehen. In zarter Hindeutung darauf haben die hiesigen Gesangvereine ihn gestern Abend mit einer pompösen Serenade überrascht. Als der gute Mann zuerst hier durch nach Aachen reiste, fürchtete er auf Grund der v. d. Pfordten'schen Politik eine Katzenmusik zu erhalten. Freilich wäre die Gefahr groß gewesen, wenn alle Leser der Kölner Zeitung auch ihrer Politik huldigten. Aber Kleindeutschland schrumpft fast zusehends zusammen."

Steinle an Reichensperger 17. August 1850:

„Denke ein Mal darüber nach, von welcher Bedeutung das Traditionelle in der Kunst, was das, was wir in einem lebendigen Faden von den nächsten Vorfahren überkommen haben, für uns sein muß, ob Sprünge in abgebrochenen Zeitläuften möglich, von welcher Bedeutung es ist, daß z. B. die Engländer nie aufgehört haben, gothisch zu bauen usw. Diese Dinge, in welchen eine Wahrheit liegt, die alle Dinge durchdringt, beschäftigen mich seit einiger Zeit vielfältig, und kommt es mir vor, als würde durch zu wenig Berücksichtigung derselben selbst der guten Sache in der Kunst geschadet. Das lebendige Fortpflanzen in allen Dingen dieser Welt ist eine große Sache. Das directe »Anknüpfen« dagegen hat sich auch meist als ohnmächtig erwiesen und bringt Scheinerzeugnisse ohne inneres Leben, ohne lebensfähige Realität hervor, kränkelnde Erscheinungen ohne Fähigkeit zur Dauer."

Derselbe den 16. November 1851:

„Ich habe meine »Aphorismen über Kunst« [1]) überarbeitet und an Graf Franz Thun in Wien geschickt, wo aber, wie ich fürchte, Hopfen

[1]) Das Manuscript dieser Aphorismen ist leider nicht im Nachlasse vorhanden, nur einzelne Aufzeichnungen davon, welche an anderer Stelle veröffentlicht werden sollen.

und Malz verloren ist, seitdem ich gehört habe, daß man sich um Kugler aus Berlin bemüht, um Kunst nach Oesterreich zu bringen. Wir tölpelige Oesterreicher, die wir nur die Schublade ein Mal aufmachen dürften, die wir nur es ein Mal sagen dürften: »Wir sind katholisch«, wir lassen uns in Berlin beschwätzen und sehen nicht ein, welche Gefahr im Hegel'schen Wissenswahnsinn liegt!"

Reichensperger an Steinle 23. September 1852:

„Die preußische Regierung hat nun auch in ihrer Weisheit die religiöse Gährung wieder in Gang gebracht. Und das nach allen Erfahrungen der letzten Jahre! Sie kommt mir vor wie ein Reconvalescent von einer schweren Krankheit, der sich auf seinem ersten Ausgang in geistigen Getränken übernimmt und dann in krankhaftem Uebermuth die harmlos Vorübergehenden mißhandelt. Aber der Protestantismus lebt ja nur vom Hasse und der Ignoranz. Das Einzige, was die Regierung entschuldigt, ist, daß die Katholiken sich immer so ruhig haben ducken lassen."

Derselbe Berlin 6. December 1852:

„Hier schwimmt noch alles im Trüben herum, indeß hat sich doch bereits eine katholische Fraction von etwa 60 Mitgliedern gebildet, die freilich in politischer Beziehung ziemlich weit auseinandergehen. Auf Zahlenmajoritäten gebe ich nicht viel; dafür aber danke ich dem Constitutionalismus bestens, daß er die Katholiken aus allen Gegenden der Windrose auf einen Punkt zusammenführt."

Anläßlich eines Aufsatzes eines „jungen Herrn Mosler, Sohnes des Professors Mosler", über das Unwesen der Kunstvereine, welchen Steinle zur „Patronisirung" an Reichensperger geschickt hatte, schreibt dieser, Berlin den 17. December 1852:

„Von Kunstvereinen erwarte ich übrigens immer weniger und habe deshalb auch die Ehre der Präsidentschaft eines christlichen Kunstvereins, Mittelpunkt Köln, peremptorisch abgelehnt, welche der Herr Cardinal auf mich übertragen wollte. Jeder Einzelne muß in seinem kleinen Kreise nach Möglichkeit dahin zu wirken suchen, daß das Alte erhalten und daß Neues im Geiste des gediegenen Alten geschaffen wird; letzteres namentlich durch persönliche Einwirkung auf die Handwerker. Dem modernen Fabriksplunder muß Zoll für Zoll der Krieg auf Leben und Tod gemacht werden. Vor allem aber muß die Architektur wieder den ihr gebührenden Vorrang einnehmen.

„Von unserm hiesigen Thun und Treiben, unserer katholischen Fraction, unsern Anträgen und Debatten 2c. erfährst du wohl so gut wie nichts? Und doch scheint mir nicht unwichtig zu sein, was sich hier

begibt, und dazu im Ganzen ad majorem Dei gloriam auszuschlagen. In einigen Tagen will ich dir den stenographischen Bericht über unsere am 12. d. Mts. gelieferte Hauptschlacht mittheilen. Wir sind zwar abmajorisirt worden, allein alle Welt meint, daß dem Ministerium mit solchen Siegen nicht gedient sein könne."

Derselbe an denselben 19. Juli 1853:

„Die orientalischen Wirren haben mir viel Besorgniß gemacht. Wie wenig mir auch Se. moskowitische Majestät am Herzen liegt, so sehr liegt mir der Weltfrieden am Herzen; und ich will ersterm lieber einen diplomatischen Sieg gönnen, als letztern irgendwie auf's Spiel gesetzt sehen. Der Continent ist den Eventualitäten eines Krieges offenbar nicht gewachsen; namentlich bedarf Oesterreich noch immer geraumer Zeit der ruhigen Entwickelung, um als fester Anker für die europäische Ordnung dienen zu können. Das höchste Gewicht lege ich auf das religiöse Moment. Allerwärts nimmt der Katholicismus den energischsten Aufschwung, und es steht zu hoffen, daß auf diesem Wege eine moralische Regeneration zu Stande kommt, und so eine Grundlage gewonnen wird, von welcher aus einer großen politischen Krisis Stand gehalten werden kann."

Derselbe, Berlin 6. Januar 1854:

„Seit einigen Tagen bin ich wieder hier in das politische Confusorium eingetreten, wobei mein größter Trost der seit Frankfurt so vielfach bewährte Satz ist: „Germania regitur confusione hominum et providentia Dei." Unsere katholische Fraction hat sich wieder freudig und eng aneinander geschlossen, und scheint es, als ob wir, wenn auch nur zollweise, Terrain eroberten. Und nun die liebe Kunst! Du bist gewiß recht thätig? Dem Herrn v. Gerlach habe ich über die klassischen Nuditäten oder vielmehr Obscönitäten der hiesigen Schloßbrücke auf seinen Wunsch ein kleines Memoire angefertigt, welches er theilweise in den zweiten Theil seiner Januar-Rundschau (Kreuzzeitung) eingewoben hat; wie er mir sagt, habe dieser Passus zunächst Veranlassung zur Beschlagnahme dieser Nummer gegeben. Auf den daraus entspringenden Preßproceß bin ich natürlich sehr gespannt."

Steinle an Reichensperger 9. Januar 1854:

„Ich muß mich wahrhaft schämen, daß ich mir alljährlich den Rang mit guten, freundlichen Wünschen zum Jahreswechsel von dir ablaufen lasse. Glaube aber nicht, daß das von einem Mangel an guten Wünschen für dich, lieber Freund, herkommt, sondern entschuldige es damit, daß ich zu viel den Pinsel und die Reißkohle in der Hand habe. Soll ich dir aber nun von mir etwas sagen, so wüßte ich kaum, wo ich anfangen

soll. Die Dinge, welche mich von Außen berühren, erscheinen mir im höchsten Grade unerfreulich; und gehen sie im deutschen Vaterlande ihren Schritt so fort, so wird es sich bald nicht mehr um Katholicismus, sondern um Christenthum überhaupt handeln, wozu die schlechte Presse ungehindert thätig ist. Von dem kirchenpolitischen Hundetanz in Baden kann ich mir einstweilen noch nichts Gutes erhoffen. Die Regierungen benehmen sich aber allenthalben so, daß Einem unwillkürlich das Sprüchwort einfällt, »wen Gott verderben will, den verblendet er«. Und dieses alles im Angesichte der Gefahren, die im Oriente so ernsthaft drohen. Ich erwarte mir nichts Gutes; und möge uns, bricht der Sturm los, Gott gnädig sein!

„Im Atelier aber bin ich ungehindert fleißig und habe eine Reihe von Arbeiten vollendet, die mir im Ueberblicken selber zu groß erscheinen will. Wer den Werth der alten Kunst erkennt, weiß, daß das Beste heutzutage nur ein dürftig erhaltener Pflichttheil gegen den wohlerworbenen Besitz eines großen Vermögens ist. Und diese Erkenntniß schützt mich auch vollkommen vor jeder Selbstüberhebung; dabei ist mir aber die Liebe nicht ausgegangen, und meine Arbeiten freuen mich, so lange ich sie unter Händen habe. Kommen sie vor die Thüre, so erfährt man allsogleich, daß die Menschen weder mehr fühlen noch denken können, und sich als Ersatz vom nächstbesten bezahlten Zeitungsschreiber an der Nase herumführen lassen. Es kommt alles auf einen »Liebhaber« an. Allein es ist nicht zu leugnen, daß auch für Kunst und Geschmack die Presse eine Macht geworden ist, die den Menschen weit über den Kopf gewachsen ist und dabei alles ernstere Eindringen bei den Meisten gewissermaßen überflüssig macht. Ich spreche natürlich nicht von einzelnen Ausnahmen, deren Zahl aber so klein ist, daß meine beiden Hände vollkommen hinreichen, sie an den Fingern abzuzählen; was aber auch freilich weit über die Grenzen Frankfurt's hinausreicht. Drei Cartons für das Brentano-Zimmer [1]) von Guaita mit den Rheinmärchen sind vollendet und bei dem Eigenthümer begraben; eine h. Magdalena [2]) bis in die tiefsten Tiefen der Farben durchgeführt, ist zur Schöff Brentano als Weihnachtsgeschenk gewandert; zwischendurch sind Zeichnungen gegangen, die noch einigen Stoff für Bilder enthalten, und der Carton für das Bild nach St. Leonhard [3]) ist vollendet. Mit Anfang Februar

[1]) Die mehrfach vervielfältigten großen aquarellirten Cartons zum Rheinmärchen; jetzt im Besitze der Freifrau von Handel, geb. v. Guaita.

[2]) Aquarell, büßende Magdalena im härenen Gewande in der Höhle knieend; Besitzer Herr Ant. Brentano.

[3]) Madonna mit dem Kinde auf einem Throne; lebensgroße Figuren, Altarbild, Stiftung des Künstlers in St. Leonhard in Frankfurt a. M.

aber gedenke ich wieder an den h. Petrus für Riga[1]) und seine Vollendung zu gehen."

Reichensperger 24. Januar 1854:

„Es freut mich sehr, daß du dich ein klein wenig darüber ärgerst, daß ich dir wieder das Neujahr abgewonnen habe, wenngleich ich solches sehr natürlich finde und sogar die Verantwortung nicht tragen möchte, wenn du ohne dringende Veranlassung Pinsel und Stift niederlegtest, um die Feder zu ergreifen. Gott sei Dank, daß erstere immerfort so rührig sind. Wenn es nur irgend angeht, werde ich gewiß über Frankfurt retourniren, um mich endlich einmal wieder an einem Reflex deines Geistes und Herzens zu erquicken. Es thut mir förmlich noth.

„Abgesehen von dem orientalischen Knoten, der freilich über Nacht eine Art von jüngstem Tag über uns bringen kann, sehe ich die Dinge weit getroster an als du. Allerwärts scheint nun der Horizont sich zu klären; ich meine natürlich den kirchlichen, worauf am Ende doch alles ankommt. Die Wurzelstrünke der Wälder, welche die Reformation und Revolution abgetrieben haben, schlagen allerwärts wieder freudig aus. Setze dich nur in Gedanken um ein Jahrzehnt zurück. Wer hätte da ahnen können, daß die oberrheinische Kirchenprovinz eine solche Schilderhebung wagen werde und dürfe?!

„In meinen spärlichen Mußestunden mache ich ein ganz praktisches Handbuch zunächst für die Herren Pastöre fertig, worin gesagt werden soll, was puncto der kirchlichen Kunst zu thun und zu lassen ist. 25 Tafeln mit Abbildungen (hauptsächlich Kirchenmöbel) wurden unter der Leitung von Statz meist nach alten Mustern angefertigt. Du würdest der Sache einen Dienst thun und mir eine Freude machen, wenn du beim Kaffee nur um der Kostüme willen einen Meßjungen und einen Domschweizer auf ein Blättchen skizziren wolltest, damit auch auf diesem Gebiete den Carricaturen allmälig ein Ende gemacht würde. Alles soll gothisch werden!"

Mit Brief vom 14. December 1854 übersandte Reichensperger sein früher mehrfach erwähntes, im oben mitgetheilten Briefe angekündigtes Buch: „Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst." Leipzig, O. Weigel, 1854:

„Hier beifolgende Schrift bitte ich als ein kleines Andenken an unsere Kunstgespräche freundlich aufzunehmen. Ich knüpfe an die Gabe nur die eine lästige Bedingung, daß du das Buch lesen und mir unumwunden deine Meinung darüber sagen mußt."

---

[1]) Die Pfingstpredigt, Altarblatt für die protestantische Kirche in Riga, mit lebensgroßen Figuren.

Steinle an Reichensperger 18. December 1854:

„Gestern erhielt ich deine trefflichen »Fingerzeige«, die ich bereits nicht ohne Kampf in die Institutsbibliothek[1]) eingeführt habe. Meinen besten Dank dafür, und in Demuth auch Dank dafür, daß du glühende Kohlen auf mein Haupt gesammelt. Der Küster! Er stand wieder als ein schrecklicher Mahner vor meinem Gewissen. Könnte ich zu meiner Entschuldigung etwas vorbringen, so wäre es der Umstand, daß du mir damals nicht gesagt, welche Stelle ihm zugedacht war. Meinen Fehler, freilich zu spät, wieder gut zu machen, folgt nun hierbei das Bild eines Küsters! Aber natürlich erscheint derselbe nunmehr als ein Bild aller menschlichen Schwachheit. Nimm an, daß ich mich selbst in ihm gespiegelt" [2]).

Eine vielfach geplante, immer wieder verschobene Reise nach Köln zum Freunde konnte endlich im Mai 1855 zur Ausführung kommen, als Steinle seine älteste Tochter nach Paris gebracht hatte, wo dieselbe in den Orden des Sacré-Coeur eintrat. Auf der Rückreise hielt er sich mit seiner ihn begleitenden Frau einige Tage bei Reichensperger in Köln auf. Hier trat er mit Vincenz Statz, welcher damals sich auf der aufsteigenden Höhe seines Schaffens befand, in persönliche Beziehungen, nachdem er schon mehrfach mit dem genialen Autodidakten schriftlich in Verkehr gestanden hatte. Statz hatte damals gerade das Project der Mariensäule vor dem Erzbischöflichen Palais in Arbeit und bat Steinle, ihm den Entwurf für die Figur der Gottesmutter zu zeichnen.

Steinle an Reichensperger 22. Juni 1855:

„Es ist mir gelungen, gestern die kleine Statue für die Säule vom trefflichen Statz zu zeichnen. Sie ist im Maßstabe seiner Zeichnung gehalten und folgt hierbei an dich, weil ich die Idee hatte, daß du dir diese Zeichnung, wird sie nun würdig befunden oder nicht, aneignen solltest. Das Figürchen schien mir, unter die Pause gehalten, nicht unübel zu passen, und ich habe gefunden, wie wichtig die Bewegung der Linien in der Figur ist, im Gegensatze zu den gestreckten, aufstrebenden Linien der Architektur. Ich glaube, dies auch bei den Alten bemerkt zu haben, unterwerfe mich aber natürlich jedem erleuchteteren Urtheile. Die Bewegung der Hände hat in unserm heutigen religiösen Leben eine gewisse Bedeutung erlangt, und es schien mir, obschon ich dieselbe bei den Alten nie gesehen, nicht unerlaubt, sie anzubringen. Maria wird so als

---

[1]) Bibliothek des Städel'schen Kunst-Instituts.

[2]) Steinle hatte Reichensperger versprochen, ihm für das Buch einen Küster zu zeichnen, es aber über seinen vielen Arbeiten vergessen; jetzt schickte er ihm die „Idealfigur" eines Küsters, die Carricatur eines bekannten Domküsters, dem die böse Welt nachsagte, er trinke täglich seine Flasche Champagner.

Gnadenspenderin, die uns ja auch allein durch ihren reinsten Leib zu Theil geworden, dargestellt [1]).

„Daß unser Kaiser (von Oesterreich) zur Ausschmückung des hiesigen Domes 24 000 Gulden gespendet hat, wirst du vielleicht gehört haben. Einerseits glaube ich nun, daß dieses Geschenk den Frankfurtern ein erwünschtes Motiv sein wird, ihr Geld in der Tasche zu behalten, anderseits nach dem Geiste und der Einsicht des völlig demokratisirten Vorstandes der Gemeinde zu urtheilen, werden die Gevatter Anstreicher und Weißbinder gewiß darauf antragen, daß der Dom für diese Summe durch 10 Jahre alle Jahr ein Mal im Innern mit Oelfarbe angestrichen werde [2]). Ich habe bei den hiesigen Administrativ-Verwaltungen allen Muth verloren. Es ist dies ein Dreck, durch welchen nicht durchzukommen ist: ein wahrer Weichselzopf von sich durchkreuzenden kleinlichen Interessen, welche jedes einfache klare Zustandekommen, namentlich einer kirchlichen Idee, vollkommen unmöglich machen. — Ich habe die Zeit her viel über die sehr bedeutsame Wirksamkeit, welche Statz entwickelt hat, nachgedacht und komme dabei immer wieder auf die dir schon geäußerte Idee einer Ausgabe seiner sämmtlichen schon ausgeführten Bauten zurück. Vielleicht ist es dafür noch zu früh; der Gedanke dürfte aber festzuhalten sein, namentlich wenn es zur Ausführung seiner jetzt vorliegenden Pläne kommt. Er könnte dann nicht unpassend das Motto darunter setzen: »Mach's nach«, welches nach meiner Ansicht noch fälschlich aus einem unbescheidenen Sinne verstanden wird."

Während Steinle auf der Pariser Welt- und Kunst-Ausstellung als der einzige Oesterreicher mit einer goldenen Medaille und dem Kreuze der Ehrenlegion ausgezeichnet worden war, rührte sich in seinem eigenen Vaterlande nichts für ihn; ein Bild, „der gute Hirt", wurde, dort ausgestellt, als „zu theuer für *eine* Figur" befunden. Steinle stellte es später in Berlin neben seiner „Auferweckung der Tochter des Jairus" aus. Letztere kaufte König Friedrich Wilhelm IV. an; den guten Hirten schenkte Steinle dem damals neugebauten St. Hedwigs-Krankenhause. Um Neujahr 1856 hatte Steinle drei größere Werke vollendet; die in Paris preisgekrönte Zeichnung aus „der Kaufmann von Venedig", ein Oelbild „Maria fontana" [3]), sowie eine große meisterhafte Composition, im Contour mit Bleistift gezeichnet: „die drei Weltreiche". Steinle

---

[1]) Die seit der Dogmatisirung der unbefleckten Empfängniß üblich gewordene Darstellung der allers. Jungfrau ohne Kind mit seitwärts ausgebogenen Armen und offenen, strahlenumkränzten Händen.

[2]) Nicht einmal diese Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen. Es bedurfte erst des Dombrandes von 1867, um die auf Zinsen angelegte Gabe kaiserlicher Municicenz theilweise mobil zu machen, und zwar zum größten Theil für eine Heizung, welche — nicht functionirt. — [3]) Im Besitze des Kaiserhauses von Oesterreich.

bezeichnet letztere Composition „als einen Gegenstand, der das ganze Leben umfängt und zugleich eine große Wahrheit enthält, welche durch die Kunst in solcher Weise noch nicht zur Anschauung gebracht wurde“![1])

Diese Blätter wünschte Steinle in Berlin auszustellen und bat Reichensperger, dies mit Hülfe des gemeinsamen Freundes, Majors v. Bergh, zu vermitteln. Der Wunsch ward bestens erfüllt. Reichensperger schreibt über die „kleine Steinle-Ausstellung pro Person 50 Pfennige“, wie dieser dieselbe bezeichnet hatte, unterm 31. Januar 1856:

„Ich kann nicht umhin, dir meine Freude über die trefflichen Kunstwerke mitzutheilen, welche du hierhin geschickt hast; ein jedes dieser Bilder ist in seiner Art ein rechtes, echtes Meisterstück, und ich wünschte nur noch, daß dies auch von Leuten, die Geld haben, erkannt werden möge. Nur eine Bemerkung mögest du mir hinsichtlich der großen conturirten Zeichnung erlauben: die Darstellung der Augenlust durch die wilde Jagd will mir nicht in den Kopf.“

Steinle an Reichensperger 5. Februar 1856:

„Nun, lieber Freund, zu deiner Bemerkung über die Augenlust! Ich glaube nämlich meine Auffassung in etwa rechtfertigen zu können, und es käme darauf an, leidenschaftliche Jäger zu fragen, worin haupt-

---

[1]) Die jetzt im Besitze des Städel'schen Kunst-Instituts befindliche Zeichnung darf hier eingehender beschrieben werden: Der verlorene Sohn, als Typus des Sünders gedacht, erscheint, wie er an der Schwelle des Vaterhauses, der Kirche, der Löserin von der Sünde, vom Vater, dem Erlöser und Stifter der Kirche, Christus selbst, empfangen wird, als der Hauptgegenstand der Composition. Hinter ihm liegt das Sündenleben, dem er entfloh, allegorisch durch die drei Weltreiche dargestellt. Wie alle Sünde nach der Heilslehre einem der drei Grundübel: der Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens entspringt, welche da im Gegensatze zum Reiche Gottes die Reiche des Satans, die Weltlichkeit, beherrschen, so hat der Künstler das Sündenleben durch die Darstellung der drei Weltreiche zur Erscheinung gebracht. — Die Hoffart des Lebens ist dargestellt durch die Babylonia, auf dem siebenköpfigen apokalyptischen Thiere thronend; an ihm steigen die Ehrsüchtigen und Ruhmbegierigen dieser Welt empor, um, oben angelangt, Gift zu trinken und zu finden und von dessen Genuß oder Hauch betäubt, in einen jähen Abgrund zu stürzen. — Die Fleischeslust findet ihre Darstellung in einem Zuge der durch Sage und Geschichte berühmt gewordenen, in sinnlicher Liebe untergegangenen Paare. Der Zug zerfällt in zwei auf getrennten Wolkenzügen schreitende Abtheilungen. Die vordere Gruppe umfaßt, angeführt durch Venus und Mars, nach der Aufzählung bei Dante, Hölle Ges. 5 die Liebespaare des Alterthums und Mittelalters: Semiramis, Dido, Cleopatra und Antonius; Hero leuchtet dem Leander mit der Fackel; Paris trägt Helena auf den Schultern; den Schluß der Gruppe bildet Francesca da Rimini, durch das Mordschwert mit ihrem Geliebten verbunden, in der Hand das Verderben bringende Buch. — Die zweite Gruppe, beginnend mit Faust und Gretchen, verliert sich ohne Ende in den Wolken; sie findet noch täglich ihren Zuzug. — Die Augenlust ist endlich dargestellt durch einen Jagdzug. Jünglinge mit Hunden jugen dem flüchtigen Hirsche nach, der das Flüchtige des am irdischen Schauen sich sättigenden Genusses versinnbildlicht. Diese Jagd wird zur Leidenschaft, zur Sünde, zum Unheil: der wilde Jäger mit seinem Gefolge beschließt den Zug.

sächlich die Lust des Jagens besteht. Die Lust, den Troß zu sehen, zu sehen, wie er dahin jagt, das Wild, die Hunde zu sehen, das Wild stürzen, seinen Tod zu sehen, das ist eigentlich die Lust des Jägers, die Augenlust, und ich glaube kaum, daß sich diese Lust bei einer andern menschlichen Leidenschaft in solchem Maße ausbildet, welche überdies mir eine phantastische Darstellbarkeit geboten, wie kaum eine andere Art der Augenlust. Es schien mir wenigstens, als dürfte und könnte man diesen Moment so fassen, abgesehen davon, daß er auch die Unruhe des menschlichen Herzens nach Genuß und Lust versinnlicht, und insofern auch einen weitern allgemeinen Begriff in sich schließt."

Reichensperger an Steinle 17. Februar 1856:

„Deine Explication puncto Augenlust, insbesondere der Schlußsatz, hat mich schon sehr zu dir hinübergezogen, obgleich ich noch nicht ganz bekehrt bin. Jedenfalls gab deine Auffassung dem Maler das schönste Motiv in die Hand. Das Bild ist überhaupt wahrhaft bewunderns-werth. Meine Freundschaft macht mich hier nicht blind, wie ich daraus entnehme, daß auch superfeine Kritiker, wie z. B. Schorn, dasselbe Urtheil fällen; die schönste Blüthe aber auf diesem Baume des Lebens ist, wie mir scheint, in jeder Beziehung die Schlußdarstellung: der verlorene Sohn zu den Füßen des Heilandes. Bei aller Anspruchslosigkeit und Grazie ist diese Scene wahrhaft erschütternd zu nennen. Gott hat dich wirklich hoch begnadigt; du darfst es darum mit den Steinen des Anstoßes, die nun ein Mal auf jeden Weg gesäet sind, am allerwenigsten genau nehmen."

Unter den „Steinen des Anstoßes" meinte Reichensperger die Schwierigkeiten, welche sich der eben jetzt an Steinle herangetretenen Aufgabe, das Treppenhaus des Wallraf-Richartz-Museums in Köln mit Fresken auszuzieren, durch die Limitirung der Aufgabe Seitens des Herrn Richartz in den Weg legten. Dieser hatte als Aufgabe bezeichnet zwei Bilder: die Grundsteinlegung des Domes und das letzte Dombaufest. Man kann sich denken, wie namentlich angesichts der letztern „Darstellung" ein Künstler sich geschnürt fühlen mußte. Wie einst bei der Ausmalung der Spandrillen im Hochchore des Domes, so war es auch jetzt wiederum wesentlich Reichensperger's Wirken und Walten zu danken, daß des Künstlers Gedanken, wenn auch nicht voll und ganz, doch im Wesentlichen und namentlich hinsichtlich der Durchführung des von diesem entworfenen Programms zur Geltung kam, das eine Art Resumé der Kunstgeschichte ist, welche in der Kölnischen Kunst, wenigstens der Malerei und Baukunst, ihren Culminationspunkt findet[1]). Für Reichensperger

[1]) Reichensperger in seinem Briefe an Steinle vom 31. Januar 1856.

war das Wirken für den Freund von um so größerm Werth, als er mit dieser Arbeit denselben für mehrere Jahre an Köln und in seine Nähe gebunden wußte. Wesentlich unterstützt wurden die Freunde durch den guten, alten, gemeinsamen Freund Ramboux, welcher zwar immer wunderlicher und eigenartiger geworden war, so daß er sich mit fast allen maßgebenden Persönlichkeiten überworfen hatte, dessen gesundem Urtheil man sich aber doch hier und da unterwarf. Bei einem im Mai abgestatteten Besuch bei Reichensperger beschenkte Steinle diesen mit dem sinnigen Bilde, welches dieser Schrift in Abdruck beigegeben ist. Auch um die in dem Kunststickereigeschäft der Fräulein Martin ausgeführte Speyerer Domfahne nach einem Entwurf Steinle's nahm sich Reichensperger warm an. „Es wird in der That ein Prachtwerk, würdig des Besten aus dem Mittelalter," berichtet er über die Stickerei am 30. Juli 1856 an den Freund. Bezüglich der Schwierigkeiten wegen der Museums-Ausmalung schreibt er unterm 29. October 1856: „Ich zweifle nicht daran, daß Richartz ein durchaus honetter Mensch ist und daß du von ihm keinerlei Chicane zu erwarten hast. Er leidet viel unter seiner Großmuth; das Schenken wird ihm hier sauerer gemacht als Manchem das Erwerben." Da sich auch die Zeitungen in die Angelegenheit gemischt hatten, namentlich in einem Artikel in den Grenzboten, setzte auch Reichensperger wiederum für den Freund die Feder an und sandte seinen Artikel in einigen Dutzend Exemplaren an maßgebende Personen, „damit sie ein Gegengewicht für den Fall zur Hand haben, daß das Grenzboten-Rattengift ihnen in die Nase steigen sollte." .... Von großem Nutzen in der Sache, sowohl bezüglich der Verhandlungen mit Richartz, als bezüglich der historischen Daten der Compositionen, erwies sich Professor Braun in Bonn, mit welchem Steinle durch Reichensperger bekannt wurde.

Anläßlich einer Bemerkung Reichensperger's über Kreuser's „Symbolik" und seine Erfindung eines type modèle für die Darstellung der „unbefleckten Empfängniß" schreibt Steinle 27. 6. 57:

„Ein neuer Typus für die unbefleckte Empfängniß ist ganz überflüssig, weil der alten gar viele vorhanden sind. Aus einer Art Instinct nannte ich früher Kreuser ein Mal einen »Rumpelkasten von vielem durcheinandergeworfenem Wissen«; seitdem ich sein Buch gelesen, hat sich mir das vollkommen bewahrheitet. Die Antiquare neigen merkwürdiger Weise gern zur griechisch-schismatischen Starrheit hin; das kommt von dem Uebersehen eines sehr wesentlichen katholischen Elementes, welches jedem lebendigen Organismus eigen sein muß, im Grunde conservativ par excellence, nach oben und außen hin beweglich und in immer neuen Blüthen sich entfaltend, so in der gothischen Architektur ꝛc. ꝛc. ..."

Ueber neuere Technik in der Frescomalerei hatte inzwischen Steinle auf dem Rückwege von einer Erholungsreise nach Tirol in München Studien gemacht, die ihn indeß nicht befriedigten. Er fragte deshalb bei Professor Andreas Müller in Düsseldorf um dessen Erfahrungen an. Dieser antwortete, daß die Erfahrungen, welche die dortige Akademie in Frescomalerei gemacht, Geheimniß seien, „woraus ich fühle," schreibt Steinle, „welche Ansicht die Leute sich von mir gebildet; ich werde mich hüten, dort weiter zu fragen, sonst hätte ich am Ende nichts mehr in Händen, was ich nicht den Düsseldorfern zu verdanken habe. Es ist leider dem Menschen so natürlich, ein gemeiner Kerl zu sein, daß wir auch den Edelsten nicht in Versuchung führen sollen." Reichensperger erwidert auf diese Mittheilung (3. Dec. 1857): „Deine Düsseldorfer Erfahrungen überraschen mich nicht; die Leutchen dort sind so reizbar wie eine Froschhaut und wittern allüberall Feinde und Verrath."

Die Correspondenz der Freunde in den nächsten drei Jahren bezog sich zumeist auf die Kölner Arbeit und die geradezu unglaublichen Hindernisse, welche Steinle trotz der klarsten Abmachungen nicht nur vor, sondern auch nach Genehmigung seiner Pläne und Skizzen in den Weg gelegt wurden, Schwierigkeiten, in welche sich nicht nur Unberufene aller Art mischten, in welche man alle möglichen Kreise, bis zum Regierungspräsidenten hinauf, hineinzuziehen verstanden hatte, ja in die sich schließlich sogar Freunde der Sache und des Künstlers, wie Prof. Braun, hatten hineinzerren lassen. Der ruhigen, besonnenen und vermittelnden Thätigkeit Reichensperger's ist es allein zu danken, daß Steinle nicht in gerechtem Unmuth über diese Quertreibereien die Sache aufgab. Wie sehr Steinle recht that, auszuharren und diese seine größte monumentale Arbeit auf profanem Gebiet auszuführen, dafür ward ihm alsbald, nachdem die Bilder ein Mal auf der Wand waren, nicht nur in der vorher beeinflußten, nunmehr aber unabhängigen Presse, sondern mehr noch durch die zweifache Preiskrönung seines Werkes auf internationalen Kunstausstellungen (Brüssel und Wien) der triftigste Beweis geliefert. Die Trübseligkeit dieser, wahre Seelenpein hervorrufenden Zerrereien wurden dem Meister wesentlich erhellt durch die dazwischen kommenden Aufträge angenehmerer Art, wie der zur Ausmalung der St. Aegidiuskirche in Münster in Westfalen, woselbst er das große Hauptbild, Christi eucharistisches Opfer, und die beiden Seitenaltar-Gemälde, „der h. Aegidius" und „die Himmelskönigin", eigenhändig in Oeltempera auf der Wand ausführte. Der Herausgeber glaubt, da es sich bei der Museums-Ausmalung nicht um principielle Fragen, welche streitig waren, wie bei der Kölner Domfrage, handelte, die Details dieser unerquicklichen Verhandlungen nicht mittheilen, sondern nur aus der derzeitigen Cor-

respondenz das herausgreifen zu sollen, was im Verhältniß beider Freunde allgemein interessirt. Ich lasse auch alles, was die Familienverhältnisse der Freunde betrifft, und das war beiderseits gerade in dieser Zeit viel Herbes, weg, da aus dem, was bislang mitgetheilt ist, genügend erkannt werden kann, wie auch hier die Freunde, auf dem ganz gleichen, hohen Standpunkte stehend, empfanden und fühlten.

Bezüglich der Aufgabe in Münster, wo es sich um eine total stillose, fast scheunenartige Kirche handelte, in welcher gar keine Architektur mitreden konnte, hatte Steinle sich wegen der immerhin zu nehmenden architektonischen Rücksichten mit Statz in Verbindung gesetzt, und man war übereingekommen, wenigstens die nicht vorhandene Architektur durch gemalte Motive romanischen Charakters zu ersetzen.

Reichensperger schreibt diesbezüglich von Berlin aus 16. Febr. 1851:

„So rigoristisch ich auch im Allgemeinen darauf halte, daß die Architektur tonangebend für ihre Schwesterkunst ist, so glaube ich doch, daß dieselbe in concreto deinen Bildern jede nur irgend mögliche Concession machen muß, sodann zweitens, daß hier von aller Gothik, auch in verdünntester Form, Abstand genommen werden muß. Auch romanische Motive sind indeß mit Vorsicht anzuwenden, damit nicht eine Maske herauskommt. Ueberhaupt gehört zur Durchführung der fraglichen Aufgabe ein mehr als gewöhnlicher Tact und bon sens. Beides hat nun Freund Statz in hohem Maße, und weiß ich aus Erfahrung, daß er auch in den vor- und nachgothischen Stilen mindestens dasselbe leistet, wie irgend einer von der akademischen Legion."

Statz, mit welchem sich Steinle immer inniger befreundete, arbeitete damals an seinem Project für den Dom zu Linz a. D. Steinle wirkte für ihn durch seine österreichischen Beziehungen, und das um so überzeugungsvoller, als er mehr und mehr die urwüchsige Genialität dieses geborenen Gothikers kennen lernte. In den Briefen beider Freunde begegnen sich indeß wiederholte Klagen, daß Statz zu gemüthlich alles an sich herankommen lasse, daß ihm die moderne Art des Verkehrs fremd blieb und daß er namentlich eine Reisescheu an den Tag legte, welche das Vorankommen seiner Arbeiten stark hinderte.

Einen weitern Lichtblick in die „Kölner Wirren" gab für Steinle seine Mitwirkung an der Mariensäule, für welche er die von Peter Fuchs ausgeführten Prophetenfiguren entwarf, und der Auftrag, für das sogenannte „Johannisfenster", auch „Cardinalsfenster" genannt (im nördlichen Querschiff des Domes, nach Osten gelegen), den Carton zu malen.

Steinle an Reichensperger 24. December 1858:

„Seit einiger Zeit bin ich mit Malproben für das Kölner Museum beschäftigt und seit einigen Tagen zu einem Resultat gelangt, das mich

zu meiner größten Freude nun in der That über alle Schwierigkeiten erhebt; ich bin überzeugt, daß wir wieder die Malart der Alten, wie sie für unser deutsches Klima angewendet werden mußte, gefunden haben, und diese Ueberzeugung wächst bei jeder Probe. Die Behandlungsweise ist sehr angenehm, ja sogar leicht, und wenn richtig gehandhabt, von einem al tempera vollendeten Fresco nicht zu unterscheiden; ich glaube sogar, daß Ramboux seine Freude daran haben wird" [1]).

Die politischen Verhältnisse der Zeit konnten bei allem dem nicht unerörtert bleiben.

Reichensperger an Steinle 9. Februar 1859 (Berlin):

„Im Großen und Ganzen dürfen wir nicht klagen; da es wenigstens im Innern besser geworden ist als früher. Das Beste aber ist jedenfalls, daß unsere Partei trotz ihrer Namensänderung [2]), theilweise sogar in Folge derselben, einiger dasteht als je. Ueberhaupt sehe ich mit Vertrauen in die Zukunft, insofern sich dieselbe nur friedlich entwickeln kann. Da liegt nun aber leider der Knoten. Es ist schon traurig genug, daß alle Welt das Ohr spitzt, wenn in Paris gepfiffen wird, daß der Pulsschlag aller Börsen sich darnach richtet. Es braucht nur der deutsche Bund und England ein entschiedenes Wort zu sprechen, so würde es auch ein entscheidendes sein. Allein man will nicht reizen!! Im Uebrigen ist aber doch unter den verschiedenen Parteien dermalen mehr Erkenntniß von der Nothwendigkeit des Zusammengehens mit Oesterreich vorhanden, als früher; man scheint sich daran zu erinnern, daß auf Austerlitz ein Jena folgte. Wenn das Bißchen deutscher Patriotismus nur nicht über dem Manöveriren des Pariser Dictators verfliegt! Gott möge Alles zum Guten lenken!"

Derselbe an denselben im Juli 1859:

„Zum Glück ist durch den Tag von Villafranca auch bei mir wieder die Ruhe eingekehrt. Vorher mochte ich kaum noch eine Zeitung ansehen und war des Schlimmsten gewärtig. Zwar ist die Perspective in die Zukunft nichts weniger als heiter; aber der Revolutionsteufel ist doch wieder im Abzug nach seiner Hölle begriffen; und was mir die Hauptsache zu sein scheint, die Pläne der »Neutralen«, namentlich in Betreff des heiligen Stuhles, sind jämmerlich gescheitert. Es ist fast possirlich anzusehen, wie die No-Popery-Engländer toben und geifern, da die Ahnung sie packt, daß die »Localisirungstheorie« über kurz oder

---

[1]) Der Erfolg lehrt die Richtigkeit der „Wiederauffindung" Steinle's; seine Fresken im Kölner Treppenhause sind heute noch so frisch und wohlerhalten, wie kurz nach der Herstellung; ebenso, wie die in gleicher Technik ausgeführten Bilder in Münster in der Sanct Aegidiuskirche.

[2]) „Centrum" anstatt „katholische Fraction".

lang an ihnen selber zur praktischen Anwendung gebracht werden wird. Wenn nur nicht wieder ein Congreß an dem Brei zu rühren beginnt!"

Steinle an Reichensperger 12. August 1858:

„Oesterreich hat reiche, schwere Erfahrungen gemacht; wird es sie zu seinem und Deutschlands Heil benutzen? — Wir wollen es hoffen. Freilich wird der einzelne Mensch durch Schaden eher klug als eine große, schon alte Staatsmaschine. Wenigstens hat Oesterreich noch gezeigt, daß es noch fähig ist, einen Entschluß zu fassen, und hat den Vortheil, ein satter Mann zu sein, mit dem man immer lieber zu thun hat, als mit einem hungerigen. Rom ist zwar nicht zertreten, aber der Uebermuth der von Gott abgewandten Zeitrichtung, die sich Civilisation nennt, und ihr Kampf gegen die Kirche und das Bestehende hat größere Dimensionen angenommen. Der Kampf ist ausgesprochener vorhanden und die große Sühnung wird noch viel Blut kosten. Schenkt Gott uns Leben, so werden wir wohl in Kurzem vieles erleben.

„Meine Arbeiten in Münster nehmen den erfreulichsten Fortgang, und aller politischer Wirrwarr hat bis jetzt keinen nachtheiligen Einfluß auf dieselben ausüben können."

Einen Theil der Correspondenz zwischen den Freunden füllten die Schicksale des guten seligen Stadtpfarrers Thissen in Frankfurt aus, welcher sich, als alter Freund Reichensperger's, aus dem katholischen Köln nach Frankfurt verpflanzt, warm an Steinle und dessen Familie angeschlossen hatte. In der katholischen Gemeinde in Frankfurt herrschte damals allmächtig ein aus Logenbrüdern zusammengesetzter Kirchenvorstand, in welchem der Pfarrer nicht ein Mal Sitz, geschweige denn Stimme hatte. Viele gute Rathschläge, von Reichensperger über Steinle an Thissen vermittelt, halfen demselben, das Schwierige seiner Stellung zu tragen.

Reichensperger an Steinle, 21. December 1859:

„Wir sind beide schon zu lebenserfahren, um uns sonderliche Illusionen machen zu können oder auch machen zu wollen. Möge Gott nur absonderliche Heimsuchungen von uns und den Unserigen fernhalten! Im Uebrigen wollen wir uns plagen, um das, was wir für recht, gut und schön halten, nach Kräften fördern zu helfen, über den Erfolg uns aber wenigstmöglich den Kopf zerbrechen oder das Herz uns schwer werden lassen. Kommen doch die Dinge immer anders, als wir uns einbilden. Selbst der fluchwürdige italienische Wirrwarr mag am Ende noch Segen bringen; schon jetzt hat er bewirkt, daß die katholische Welt sich immer enger aneinanderschließt und die Bedeutung des Schlußsteines im Gewölbe unserer h. Kirche immer mehr erkennt. Die Adresse an den Papst in unserer Diöcese trägt bereits 130- bis 140,000 Unterschriften und wird wohl noch auf 150,000 steigen. Aehnliches begibt

sich fast allerwärts. Einstweilen sind das allerdings nur Worte. Allein wer hätte solches vor zwanzig Jahren ahnen können! Die Revolutionen und die Krisen haben die Menschen nach und nach aufgerüttelt. In Italien aber mag es ganz besonders Noth thun, daß die Wohlmeinenden aus ihrem Schlendrianismus gerissen und zum Handeln getrieben werden. Sie haben nur allzu lange dem Antichristenthum das Feld überlassen. . . . Deinem Schüler Martin konnte ich nur einige Stunden zur Verfügung stellen, was mir um so mehr leid that, als er ein überaus strebsamer und correct gesinnter Kunstjünger zu sein scheint, der zugleich ein Opfer für die gute Sache nicht scheut. Seine figürliche Composition, die er mir zeigte, läßt noch einen Mangel an Naturstudium erkennen — und scheint es mir überhaupt, daß er für die sogenannte höhere Decorationsmalerei in unserm Sinne des Wortes und was alles damit zusammenhängt, sich vorzugsweise eignen würde. Die Zeit ist nicht fern, wo solche Leute für die Ausstattung unserer Kirchen ein wahres Bedürfniß sein werden [1]).

Steinle lernte im Reichensperger'schen Hause auch den Gesellenvater Kolping kennen, für den er alsbald eine große Verehrung faßte. Er schreibt an Reichensperger unterm 8. Januar 1861 über denselben: „Ich kann nicht genug sagen, wie ich die Berufstreue in Kolping ehre; sie beruht bei ihm auf sehr klar und bestimmt ausgeprägter Natur, und ich glaube, er hat das Talent, ein Heiliger zu werden.

„Was das Trübe der Zeit in der That vermehrt, ist das Sterben so votrefflicher Männer. General v. Krieg, Moritz Lieber sind nicht mehr, und, was mich in der That tief bewegt, ist, daß auch der treffliche Böhmer hoffnungslos darniederliegt. Wie einen Mann von solchem Charakter, solcher Thatkraft ersetzen? Stirbt in ihm doch der letzte Rest von Frankfurts ehrenwerther Altbürgerschaft aus. Schmilzt man alles, was noch Leidliches da ist, zusammen, so gibt das noch keinen viertel Böhmer. Unser Freund Janssen ist der Einzige, den Böhmer zu sich läßt. Böhmer ist sehr ruhig, völlig gefaßt, stark, ja erhaben in seinem Geiste, und stirbt als Christ, freilich im weitern Sinne des Wortes!"

Im Jahre 1862, zwischen den Museums-Arbeiten, fertigte Steinle Cartons für die Linzer Dombaufahne, nachdem im Jahre vorher dem Freunde Statz der definitive Auftrag zur Erbauung dieses großartigen Werkes (Linzer Dom) geworden war [2]). Reichensperger sah die Cartons im April und schrieb darüber an den Freund, 19. April 1862:

---

[1]) Diese Prophezeiung ist in persönlicher und sachlicher Beziehung wörtlich wahr geworden.

[2]) Der Bau schreitet rüstig unter der Leitung des greisen Dombaumeisters Statz voran.

„Ich kann die Zeit des Wiedersehens, so nahe sie auch glücklicherweise bevorsteht, nicht abwarten, um dir meine Freude über deine neuesten Kunstschöpfungen, die mir zu Gesicht gekommen, auszudrücken. Ich meine die Fahnenbilder! Optime, optime! Jedes Neueste von dir halte ich immer für das Schönste, so jetzt wieder die Madonna mit ihrer milden Heiligkeit, Kraft und Frische. Ich weiß wohl, daß ich in solchen Dingen kein eigentlicher Kenner bin; ich traue mir aber doch zu, herausfühlen zu können, wo ein Lebensquell sprudelt, was heilig ist im weitern Sinne des Wortes, und was profan. Sorge aber auch doch ja für das Gefäß, in welchem es fortwährend so kräftig gährt. Die Fahne wird überhaupt ein wahres Prachtstück, wie noch keines in dieser Art da war[1]) . . . Mit der Pistole auf der Brust hat man mich wieder in die Politik getrieben und mir das Wahlprogramm abgenöthigt, welches du in den »Kölner Blättern« gelesen haben wirst. Hat man aber ein Mal in solchen Dingen A gesagt, wird man immer durch's ganze ABC gehetzt.

„Mein »Phrasenbüchlein« wirst du unter Kreuzband erhalten haben. Der Verleger hat leider dem Kinde gleich nach der Geburt den Hals herumgedreht, indem er in allen Inseraten sich auf das Lob der Kreuzzeitung berief. Dadurch ist das große Publicum definitiv dafür verloren. . . . Daß mein Herzensfreund Thimus mein College am Appellhof geworden ist, weißt du aus der Zeitung; wie sehr ich mich darüber freue, brauche ich dir nicht erst zu sagen; es ist mir lieb für dich und ihn, daß ihr euch auch ein Mal näher kennen lernen werdet."

Steinle an Reichensperger, Ostermontag 1862:

„Meinen besten Dank für deine freundlichen Zeilen aus Aachen; sie brachten mir den erneuten Beweis, daß du mein bestes Publicum bist, wodurch ich allerdings mich eines befriedigenden Gefühls nicht ganz erwehren kann. Daß du mit den Fahnenbildern so zufrieden warst, war mir auch insofern eine Beruhigung, als ich nicht ohne Besorgniß auf die Erfolge sehe, welche sich Statz mit solcher Sicherheit von dem Banner verspricht. Nach meiner Erfahrung ist es immer besser, nichts zu erwarten, sich nichts zu versprechen. . . . So gut gemeint der Artikel über St. Aegidii (Münster) auch ist, so habe ich doch in vieler Beziehung Sand zwischen die Zähne bekommen. Ich dachte, in solcher Weise könnte ich es wohl wagen, ein Mal einen Aufsatz über Astronomie zu schreiben. Sollten die »Köln. Bl.« für Kunst nicht einen Mann, der sattelfest ist, erlangen können? In allen andern Fächern stehen sie ja auf einer sehr anerkennenswerthen Stufe.

---

[1]) Vorderseite die Immaculata, in Medaillons die hh. Joseph und Franz v. Assisi; Rückseite Grundriß des Linzer Domes. Der Carton der Immaculata jetzt im Hause des Sacré-coeur in Terlan in Tirol.

„Dein köstliches Büchelchen der Phrasen und Schlagwörter habe ich dankbar empfangen und mit wahrem Vergnügen gelesen. Auch jene mir wirklich unbegreifliche Anzeige habe ich gelesen. Janssen ist leider auf ein paar Tage verreist; doch werde ich ihn vor meiner Abreise nach Köln noch sehen, und hoffe, daß er den Kreuzzeitungs-Unsinn in diesem Falle so gut als möglich verbessern wird."

Steinle an Reichensperger, 12. September 1862:

„Ein Tag in der Aachener Katholiken-Versammlung hat mir das Vergnügen gemacht, deinen Namen in ehrenhafter Anerkennung und mit großem, allgemeinem Applaus in der Universitäts-Angelegenheit nennen zu hören. Ich konnte mitklatschen! Ich war sehr erfreut, mit Herrn von Thimus ein paar Stunden zusammen sein zu können. Die Marienkirche wird außerordentlich schön und beurkundet die uns bekannte Meisterschaft des Architekten (Statz) in vollstem Maße. Lingens speculirt auf mich."

Reichensperger an Steinle 24. November 1862:

„Ich fasse die Gelegenheit beim Schopf, um meinerseits speciell für die Freude zu danken, womit ich deinen Plan zur Ausmalung des Chores der Aachener Votivkirche gelesen habe. Die gothische Baukunst ist glücklich wieder am und im Leben; ich zweifele nicht daran, es wird dir gelingen, auch die gothische Malerkunst aus ihrem säcularen Schlaf aufzuwecken, so daß sie nicht als Mumie, sondern in freudiger Kraft neugeboren vor uns steht."

Steinle an Reichensperger 18. März 1863:

„Ich wollte dir nicht eher schreiben und danken, ehe ich nicht dein treffliches Werkchen [1]) ganz durchgelesen hatte; ich finde es vortrefflich, meisterhaft, und halte es für nothwendig und gerechtfertigt, daß es Menschen und Verhältnissen von Zeit zu Zeit offen gesagt wird, daß sie sich selbst brandmarken. So viel ich konnte, habe ich deine Thätigkeit im Auge behalten und mich namentlich über die letzte Debatte gegen Sybel sehr gefreut. Dennoch war ich überrascht, das neue Schriftchen, welches zeigt, daß du in dem aufregenden Kammerleben ein heiliges Schneckenhäuschen zu finden weißt, so unerwartet zu erhalten. Daß ich in allem und jedem völlig mit dir einverstanden bin, brauche ich wohl nicht zu sagen. Es scheint, die Kunstspitäler, die man Kunstvereine nennt, reichen nicht mehr aus; es sollen auch noch National-Lazarethe geschaffen werden, um die Krankheiten besser zusammenzuhalten. In diesen Tagen fand ich eine interessante Notiz von drei ineinander

---

[1]) Eine kurze Rede und eine lange Vorrede über Kunst. Schöningh, Paderborn 1863. 8°. 128 S.

geschlungenen Ringen, welche Michel Angelo fortwährend als ein Zeichen eines unzertrennlichen Trios auf der Brust getragen; sie bedeuteten ihm Architektur, Sculptur und Malerei. Ich glaube aber mit Ueberzeugung sagen zu können, daß ohne einen richtigen architektonischen Sinn nicht einmal ein Portrait gemalt werden kann.

„Ich, lieber Freund, stecke, Gott sei Dank, in vielen Arbeiten. Meine Cartons für den diesjährigen Kölner Bedarf sind vollendet, und ich lasse so eben die großen Umrisse aufzeichnen; ich muß sie noch überzeichnen und die Farbenskizzen malen. Zwischendurch habe ich den »Violinspieler« [1]) für Baron Schack in München wiederholt; es wurde ein total anderes Bild; er hat auch den »Thürmer« bekommen, und ich soll ihm auch die Loreley malen, welche v. Bergh als Zeichnung besessen. Du siehst, daß auch Allotria getrieben werden. Hauptsächlich beschäftigt mich Aachen [2]) und die Ausschmückung einer Kapelle [3]) für Fürst Löwenstein, obschon zu beiden noch nicht Hand angelegt ist; eine Chorausschmückung für Montigny bei Metz ist auch in Arbeit.

„Gestern hat Janssen, der an den Sonntagen jetzt ganz ausgezeichnete Kanzelvorträge hält, bei Thissen den Schlußpassus deiner Vorrede vorgelesen; es müssen dir die Ohren geklungen haben."

Im letzten Jahre der Kölner Arbeiten ward Steinle auch wegen der Restaurirung der herrlichen Liebfrauenkirche in Trier zu Rathe gezogen. Reichensperger secundirte ihm durch Schrift und Wort getreulich in dem Plane, daß dort, abgesehen von den leeren Fenstern, welche durch neue mit Bildwerken von Steinle's Hand versehen wurden, nur das Alte, nach den aufgefundenen, getreulich copirten Resten wiederhergestellt und da, wo sich nichts von Malerei fand, in decenter Weise an das Alte Anschließendes gemacht würde, da von einer totalen Polychromie nach Lage des damaligen Kunstgeschmackes abgesehen werden mußte.

Gegen eine in der Kölnischen Zeitung erschienene „Kritik" der Steinle'schen Gemälde im Kölner Museum hatte im Winter 1864 Reichensperger eine Entgegnung verfaßt, welche in dem „Organ für christliche Kunst" abgedruckt wurde. Ueber das Schicksal welches dem Artikel bereitet wurde, schreibt Reichensperger dem Freunde am 29. October 1864:

„Du wirst dich wundern beim Anblick der beifolgenden Correcturlappen. Ich schicke sie zur Ansicht, weil sie ein Curiosum in sich beschließen, und erbitte sie mir um deswillen wieder zurück. Es fehlte nur noch ein Haar, und der Artikel hätte zu einem Processe zwischen Baudri und

---

[1]) Der erste „Violinspieler" und der sogleich erwähnte erste „Thürmer" im Besitze des Großherzogs von Weimar.

[2]) Marienkirche. — [3]) Schloßkapelle in Heubach.

dem Drucker des Organs, Michel DuMont (der auf meinen Wunsch von dir portraitirte)[1]), geführt. Die Redaction der Kölner Zeitung, womit Michel DuMont nicht bloß in verwandtschaftlichen, sondern auch in contractlichen Verhältnissen steht, und mit deren Typen das Organ gedruckt wird, widersetzte sich nämlich auf das entschiedenste der Aufnahme des ganzen, deine Wandmalereien betreffenden Theiles, weil derselbe wesentlich gegen die Kölnische Zeitung gerichtet sei. Nach einer längern bittern Correspondenz, als eben Baudri einen Gerichtsvollzieher dem M. DuMont zuschicken wollte, kam Letzterer persönlich zu Baudri und hielt um gut Wetter an. Baudri gab darauf nach, daß die kleinen Stellen, in welchen die Köln. Zeitung namhaft gemacht war, gestrichen wurden. Ich an meinem Theile mußte wohl consentiren. So purificirt, erscheint mein Artikel im Organ. In gewisser Beziehung ist es schade, daß ein Proceß nicht zu Stande kam. Der Liberalismus der Köln. Zeitung, der nicht einmal die Vertheidigung gegen einen hämischen Angriff gestatten will, wäre dabei im reinsten Lichte erschienen, und mein Artikel wäre zur allgemeinen Kenntniß gekommen, während das Organ nur ein kleines Publicum hat. Der Verfasser der Artikel in der Köln. Zeitung ist der bei Baudri's (!!) Glasmalerei beschäftigte sogenannte Maler Becker! Ist die ganze Geschichte nicht wahrhaft komisch?"

Steinle an Reichensperger 22. November 1864:

„Die Geschichte ist herrlich! Und dazwischen der arme zwiespältige Michel fast ein Götterschauspiel zu nennen! Schade nur, daß die Tritte für die Köln. Zeitung, welche die interessanten Correcturbogen aufweisen, nicht gedruckt werden konnten. Freilich hätte ich dir einen bessern Gegner gewünscht; daß er aber, wie er ist, so mit Humor zerzaust wird, war gewiß die richtige Art.

„Herr v. Quast hat im Erfurter Dom den Stein bloß gelegt und die sämmtlichen Gewölbe mit Schürzenblau anstreichen lassen; um dieses Blau laufen schmale canariengelbe kleine Blümlein. Das Ganze hat nicht allein etwas Ordinaires, sondern sieht auch ganz modern aus. In Marburg sah ich die herrliche Elisabethenkirche; und auch da, so sehr man sich freuen muß, daß dieses Monument dem Greuel der Verwüstung entgangen ist, ist durch die pfirsichblüth-süßliche Farbe, mit der Pfeiler und Wände überstrichen sind, der schlimmste Gegensatz zur sonstigen Bemalung zu bedauern. Ich kehrte mit dem Troste zurück, daß unsere Trierer Sache brillant steht; ich bin in allem, was bis jetzt dort

---

[1]) Auf dem vierten Bilde im Museum: „Die Aufsetzung der Kreuzblume". Dieses vierte Bild, auf welchem eine ganze Reihe von Herren im Frack dargestellt werden mußte, war für den Künstler eine höchst undankbare Aufgabe, zumal der Raum ein beschränkter war und nicht Alle, die es erwartet hatten, darauf portraitirt werden konnten.

geschehen, bestärkt und habe die Ueberzeugung, daß, finge man jetzt an, alles so geschehen müßte, wie es bisher geschehen ist.

„Veit war aus Mainz in Trier und hat ein völlig zustimmendes Gutachten abgegeben. Der neugegründete Frankfurter Broschüren-Verein hat, wie ich hörte, bereits auf meinen Rath an dich die Bitte um die Kunstbroschüre gestellt. Ich freue mich auf deine Broschüre; denn du hast das Zeug dazu in eminentem Grade; ich bin gespannt auf die Wahl des Stoffes!"

Während, anscheinend auf Betreiben des Kritikers Becker, der Stadtverordnete Kaesen im Kölner Stadtrathe den Antrag gestellt hatte, die beiden letzten Bilder Steinle's im Kölner Museum (die Periode der Neuzeit und die Aufrichtung der Kreuzblume) zu vernichten, ein Antrag, der natürlich glänzend durchfiel, konnte Reichensperger am 18. Januar 1865 dem Freunde berichten: „Während Herr Kaesen abkratzen will, wünscht unser Dombaumeister, daß du dich durch ein weiteres größeres Werk in Köln verewigen möchtest. Er hat mir nämlich den förmlichen Auftrag gegeben, bei dir anzufragen, ob du nicht abgeneigt seiest, die Compositionen für das große Westportalfenster am Dome zu übernehmen, welches unser kronprinzliches Ehepaar dem Dome zum Geschenk machen will. Sofern du zustimmend antwortest, will er alsbald in directe Verbindung mit dir sich setzen. Gewiß wäre dies die großartigste Aufgabe der fraglichen Art, welche vielleicht im Verlauf eines Jahrhunderts sich darbieten kann und daher »des Schweißes der Edlen« wohl werth. Anfangs wurde v. Cornelius von den hohen Herrschaften in Aussicht genommen; allein Herr Voigtel sah sofort ein, daß sein Genie sich zu dieser Aufgabe nicht eigne, und auch die Kronprinzessin, die in der That in der Gothik recht zu Hause und für dieselbe begeistert ist, hatte von vornherein in dieser Beziehung Bedenken geäußert. Der darzustellende Gegenstand soll »das jüngste Gericht« sein. Ueberlege dir also die Sache einmal!"

Steinle an Reichensperger 6. Februar 1865:

„Doch zur Hauptsache, die mich alle die Tage her so vielfach beschäftigt hat; ich gestehe, daß mich die kaum zu bewältigende Uebermacht an Arbeiten, welche ich übernommen habe[1]) und dabei die Rücksicht auf die Pflicht, dieselben nach allen geringen Kräften so gut als möglich auszuführen, einen schweren Kampf gekostet hat, um über deine Mittheilung von Seiten des Herrn Voigtel bezüglich des Westdomfensters zu einem Entschlusse zu kommen. Allein, mehr kann man sich doch

---

[1]) Zu den früher erwähnten Arbeiten monumentaler Natur kam noch die Decke der Apsis in Maria im Capitol in Köln; Krönung Mariä, durch Gatzke ausgeführt.

kaum wünschen, als wenn Einem im Leben Gelegenheit geboten wird, wieder gut zu machen, was man einmal nicht gut gemacht hat; ich konnte nicht widerstehen; ja, ich bin bereit; es soll mich freuen, vom Dombaumeister das Nähere zu erfahren. Eines freilich möchte ich dich bitten, ihm schon jetzt bemerken zu wollen, nämlich den Zeitpunkt. Ich kann und darf mich hierin nicht drängen lassen; sollte aber die Sache eine sehr pressante sein, was bei den hohen Stiftern leicht möglich wäre, so müßte ich leider darauf verzichten" [1]).

Derselbe an denselben 22. März 1865:

„Unter vielen Arbeiten habe ich nun auch die Halbkugel für Maria am Capitol so weit gebracht, daß ich in der nächsten Woche alles nach Köln senden kann. Gatzke wird zu einer nothwendigen Besprechung über die Ausführung künftige Woche hierher kommen. Mein Wunsch ist nun, daß du, liebster Freund, diese Vorarbeiten sähest und daß du mir sagest, ob sie sich zur Ausführung eignen. Es hat mir noch selten eine Aufgabe solche Freude gemacht, als gerade diese. Die Gelegenheiten sind für solche Dinge auch gar so selten.

„Für den Altar in Minoriten [2]) sind zwei Cartons fertig, und hoffe ich, im April den dritten zu zeichnen; und zwischendurch habe ich immer für Aachen an den großen Umrissen und mit Peter Becker an den Fenstern für dort gearbeitet.

„Bei allem dem, denke dir, habe ich gestern in unserer Dinstags-Gesellschaft [3]) einen Vortrag über die »heilige Kunst« halten müssen, der zu meinem Erstaunen mehr angeregt hat, als ich je erwartet hätte; ich ging in gewissen Höhepunkten von den Katakomben bis zur Renaissance. Deutschland und Italien wurden zusammengepackt und im Zusammenhange behandelt.

„An Freund Kolping habe ich vor längerer Zeit eine Skizze zu einer Gesellenfahne gesandt, aber nicht gehört, ob er sie erhalten; ich bitte dich, danach zu fragen und sie dir anzusehen!"

Reichensperger an Steinle 25. März 1865:

„Auf Kolping's Veranlassung beeile ich mich, deinen Brief zu beantworten, durch welchen ich gestern erfreut wurde. Denke dir, sein

---

[1]) Es kam nicht zum Auftrage, da die zur Disposition gestellten Mittel nicht ausreichten. Später erhielt Milde in Lübeck den Auftrag.

[2]) Ein für die Minoritenkirche in Köln bestimmter Flügelaltar, Mittelbild die Immaculata, Seitenflügel die Chöre der Propheten, Patriarchen, Apostel, Martyrer und Jungfrauen darstellend. Derselbe kam, da mit Kolping's Tod die Geldsammlungen aufhörten, nicht zur Ausführung. Cartons in der Galerie Liechtenstein in Wien.

[3]) Andreas Niedermeyer hatte mit Stadtpfarrer Thissen, Prof. Janssen und Steinle einen litterarischen Dinstagsclub, scherzweise Centralsonne genannt, gegründet, an welchen sich nach und nach immer mehr Theilnehmer anschlossen.

rechter Arm ist durch Gicht gelähmt! Er trug mir auf, seinen herzlichen Dank für den Fahnenentwurf zu vermelden, welchen ich gleich nach seiner Ankunft mit ihm, Statz und Thimus bewundert habe; ja bewundert, wie aus einem Munde: er ist sehr schön!

„Auf die Entwürfe für Maria am Capitol bin ich sehr gespannt. Was du von meiner eventuellen Kritik sagst, kann ich nur für freundliche Fopperei ansehen. Dir gegenüber erlaube ich mir höchstens einmal ein bißchen zu knurren, wenn mir in Gothicis etwas nicht streng genug vorkommt, d. h. wenn die Steinle'sche Grazie mir noch zu sehr durchzublicken scheint.“

Steinle an Reichensperger 5. April 1865:

„Ich freue mich sehr auf deine Broschüre, um so mehr, als ich deine Aphorismen im Domblatt gelesen. »Broschüre« ist in moderner Zeit eine eigene Kunstform geworden. Wahrheit, Kürze und Salz (ich meine das Salz, welches die Täuflinge auf die Zunge bekommen; die Protestanten sind ungesalzen) sind wohl die Haupt-Ingredienzien.“

Reichensperger an Steinle 15. April 1865:

„Vor allem meinen herzlichsten Glückwunsch zu deiner Verherrlichung der Himmelskönigin für St. Maria im Capitol. Ich habe die Bilder gesehen und war freudig betroffen über die Anmuth, Kraft und Großartigkeit, die sich darin wechselseitig durchdringen und zu einem höhern Leben vereinigen. Wenn nur die Ausführung einigermaßen dem Entwurfe entsprechend wird! Ich könnte mir die Haare ausreißen, wenn der prächtige Entwurf nicht aus der Ausführung hervorleuchten würde.“

Steinle an Reichensperger 28. April 1865:

„Ich bin für dein Lob so empfindlich geworden, daß mir das, was du den Cartons für Maria am Capital gespendet hast, zu groß, zu sententiös erschienen ist. Indeß war ich aber doch froh, daß sich deine Zufriedenheit ausgesprochen.

„Mit wahrer Freude hörte ich, daß deine Broschüre angekommen, und ich kann mir wohl denken, wie du den Widerspruch zwischen dem Ellenpapier für's Schreiben über Kunst mit deinen Aphorismen, welche die Verderblichkeit des Papiers nachweisen, ausgleichst. Ich habe eine solche Sehnsucht nach Farbe, daß mich das Papier völlig nervös macht. Einen ganzen langen Winter nichts als zeichnen und zeichnen, ganze Chöre von Heiligen, und alles farblos! Kannst du dir denken, was ein Frankfurter von einem Künstler hält, der die Kunst so wie ich treibt? Ich glaube, eine stärkere Reaction ist für ihn nicht denkbar, und ich habe das bestimmte Gefühl, daß ich auf ihn bereits den Eindruck eines unbekannten Thieres mache. Daß ein Maler sich auch noch mit Kirchen-

fenstern beschäftigt, das schlägt doch gar zu sehr in's Glaserhandwerk, das man ja bekanntlich im Vorbeigehen kennen lernt."

Derselbe an denselben 6. December 1865:

„Also unser lieber, guter Kolping lebt nicht mehr unter uns! Ich erhielt gestern zugleich mit deinen lieben Zeilen durch Freund Statz die Nachricht von seinem Hinscheiden. Kolping ist unersetzlich, denn er war eine Natur; er war dieser und der Gnade Gottes getreu, und darum seine Erfolge. Ich kannte wenige Menschen, bei denen das ganze Leben so aus einem Stück bestand, in denen der Beruf sich so einfach und klar ausgesprochen; er folgte ihm treu und arbeitsam, wie ein rechter Knecht Gottes, und dafür, das dürfen wir zuversichtlich hoffen, wird er im Himmel belohnt werden und Gott bitten, daß er ihn für die armen Handwerker ersetze. Köln hat für mich ein gewaltiges Loch bekommen und ich kann es mir ohne Kolping gar nicht denken. Könnten wir durch die Lücken, die so allmälig entstehen, klar durchsehen, ich glaube, wir würden dann die wunderbaren Wege der Vorsehung bewundern, und unser Schmerz würde gelindert sein. So aber müssen wir ihn tragen und glauben, bis wir einst selbst eine Lücke hinter uns gelassen.

„Außerordentlich lieb war es mir, endlich durch dich ein Wort über die Apsis in Maria am Capitole zu hören; denn es ist schon lange her, daß die Gerüste entfernt sind. Hätte nur ein so unbedingtes Lob, wie du es mir spendest, nicht auch seine großen Bedenken! Indessen schien es mir, als wolltest du ein gewisses Gleichgewicht durch deine Klage um die gothische Kunst wiederherstellen. Ich fürchte, für die letztere zu alt zu sein. Denn gewisse Dinge, die bei den eifrigsten Betreibern der gothischen Kunst vorgehen, kann ich beim besten Willen nicht verstehen. Daß etwas Ungefüges dabei ist, ist mir gar kein Zweifel. Worin das aber besteht, ist schwer auszudrücken. Oefter scheint es mir, als schwankten noch die neuen Bestrebungen zwischen den verschiedenen Jahrhunderten der gothischen Kunst hin und her, und natürlich will Jeder mit seinem Jahrhundert Recht haben und in seinem die Arbeit des Andern thun, resp. das Geld einnehmen."

Reichensperger an Steinle 4. December 1866:

„Bethune [1]), der hier einen Abend bei uns war, war deines und deines Aachener Bildes Lobes voll, obgleich letzteres, wie du weißt, seinen strengen gothischen Recepten nicht allerwegen entspricht. Es übe einen wunderbaren Zauber aus, meinte er unter anderm. . . . Von der Politik wende ich mich gewaltsam ab und suche mich nur auf die in Rom bevorstehende Katastrophe bestmöglichst vorzubereiten."

---

[1]) Baron Jean Bethune, zuerst als Liebhaber, dann als Fachmann Architekt und Glasmaler, mit Helbig der Wiedererwecker der mittelalterlichen Kunst in Belgien.

Steinle an Reichensperger 8. Februar 1867:

„Bei den weitern Arbeiten in der Liebfrauenkirche in Trier hat sich herausgestellt, daß eine spätere Bemalung dem Princip nach sich völlig der frühern angeschlossen hat und daß nur die Blumen entwickelter, zierlicher sind. Daß sich auch hier meine Voraussetzung im Chor bestätigt hat, nämlich weiße Grundfarbe der Decke und Conturirung der Blumen, was Salzenberg bestreiten wollte, hat mich sehr erfreut. Wir können nun den weisen Meistern aus Berlin abgelöste Mauerstücke vorlegen, welche das auf's klarste beweisen. Der Weg, mit Gewissenhaftigkeit alles Vorhandene aufzunehmen, dasselbe gerade so wieder zu machen, ist nicht allein der richtige, sondern für die Zukunft auch ein sehr lehrreicher gewesen. Ich habe die Ueberzeugung, daß wir jeder Kritik begegnen können, und hier sehe ich wirklich mit einiger Verachtung auf die professionellen Kläffer herab."

Die Weiter-Ausmalung von St. Maria am Capitol stieß auf heftige Hindernisse bei den „Archaisten". Reichensperger bemühte sich vielfach vergeblich; er schreibt am 26. April 1867 in einer Anwandlung von Ueberdruß über diese negative Thätigkeit: „Ich stehe nicht weit von dem Wunsche, mein Kunststeckenpferd nur noch in der Studirstube herumtummeln zu dürfen. Auch am Dom stehen wieder allerhand böse Dinge bevor. Man muß sich damit zu trösten suchen, daß am jüngsten Tage doch alles einstürzt."

Ueber den früher erwähnten Frankfurter Broschürenverein[1]), der es inzwischen auf 30,000 Abonnenten gebracht hatte, schrieb Reichensperger anläßlich der Janssen'schen Broschüre „Karl der Große" am 22. December 1867: „Solcher Charakteristiken sollte der Verein mehrere erscheinen lassen (z. B. Gregor VII., der h. Bernard, die hervorragendsten Kirchenväter, h. Thomas v. Aquin), damit die gebildete Welt nach und nach auch die christlichen Heroen kennen lernt, die in den Schulen, hohen und niedern, durchweg ignorirt zu werden pflegen. Ueberhaupt handelt es sich vorzugsweise darum, die Gebildeten zu belehren und auf den rechten Standpunkt zu führen; die Masse des Volkes hat solches weniger nöthig und folgt den höhern Schichten durchweg von selbst. Hätten wir nur erst Leithämmel in ausreichender Zahl!"

Steinle an Reichensperger 1. März 1868:

„Von meinen Arbeiten zu Shakespeare's Lustspielen wirst du, wenn alles gut geht, wohl seiner Zeit etwas zu sehen bekommen. Ich male diese Cartons in der Art, wie die Guaita'schen für Fr. Bruckmann in

---

[1]) Reichensperger schrieb für denselben seine beiden Broschüren: „Die Kunst Jedermanns Sache" 1867, und „William Shakespeare" 1871.

München und habe für dieses Jahr drei derselben versprochen: „Was Ihr wollt“ ist vollendet und soll in diesen Tagen abgesandt werden. Dann kommen „Die lustigen Weiber von Windsor“ und „Der Widerspänstigen Zähmung“. Man fühlt es außerordentlich angenehm hier, daß ich mich mit solchen Gegenständen beschäftige; von den Seiten aber, die es billigen, daß ich nur Heilige male, wird es sicher übel genommen werden.“

Derselbe an denselben den 13. Juni 1868:

„Deiner Theilnahme an dem Shakespeare'schen Unternehmen darf ich nicht vorenthalten, daß ich es aufgegeben. Eine interessante Erfahrung mehr! Bruckmann hat mir trotz aller Anerkennung sehr deutlich zu fühlen gegeben, daß meine Arbeiten kein größeres Publicum haben würden, und hat mir solche Zumuthungen gemacht, daß ich ohne Verzug nein sagte. Janssen erzählte mir bei dieser Gelegenheit, wie er vor einem Kunstladen ein paar Juden belauscht, welche von Kaulbach's Grethchen fanden, daß es zu wenig Nudität habe. Es ist dies der leibhaftige Commentar zu meiner Bruckmann-Geschichte. Armer Shakespeare, den »das große Publicum vorzugsweise nur in seinen Frauen zu würdigen weiß«. Vielleicht mache ich für mich, was mich noch prickelt.“

Reichensperger an Steinle 13. Juni 1868:

„Ich bedauere sehr, daß deine Shakespeare-Galerie in's Stocken gerathen soll, wie sehr ich auch begreife, daß die Masse der sogenannten Gebildeten den Shakespeare so wenig wie dich begreift und goutirt. Die von Freund Janssen belauschten Juden haben allerdings den Hauptgrund ausgesprochen. Aber es kommt auch noch die hammelmäßige Dummheit hinzu, die sich immer dicker in den Schädeln des höhern Philisteriums aufschichtet, Dank der Zeitungs- und sonstigen Tageslectüre, sowie dem Schwinden der Ideale aus dem Treiben der Gegenwart. Die Shakespeares, welche ich bei dir sah, veranlaßten mich, wieder ein Mal die betreffenden Lustspiele und den »Sturm« in der Ursprache zu lesen. Welches immense Genie! Aber Shakespeare stand eben noch wie die großen Spanier mit den Füßen im Mittelalter. Es wimmelte noch von Charakteren und Originalen. Jene Welt war noch nicht verlebt, verstudirt, verbureaukratisirt!“

Steinle an Reichensperger am 1. Juli 1869, nach seiner Romreise zum Jubiläum Pius' IX.:

„Acht Tage brachte ich im Albanergebirge zu, und es war in Frascati, wo ich Abends in der Domkirche dem Segen beiwohnte. Die Kirche war voll und alles machte den Eindruck der Andacht. Als der Segen in feierlicher Stille gegeben war, da ertönte auf der Orgel ein langer Triller, der sich endlich in eine Polka auflöste. Das hat mir vieles

erklärt! Wenn man ein Instrument wie die Orgel so behandeln kann, dann darf es uns nicht mehr wundern, wenn in der ernsten italienischen Kunst, im Bau, in der Sculptur und Malerei nur noch die Komödie auftritt, eine gänzlich moderne Effecthascherei ohne inneres Leben. Diesen Eindruck machen alle neuen Werke, welche Pius IX. mit bewunderungswürdig reichen Mitteln unterstützt. Und das Traurigste ist, daß sich diese Kunst, wie immer in Rom, auch an die ehrwürdigsten Basiliken, wie San Lorenzo fuori le mura, St. Maria in Trastevere, gemacht hat und so diese in ihrer Art einzigen Denkmale in moderne Tempel umwandelt. In den oft mit großer Geschicklichkeit ausgeführten Bildwerken erscheinen die lieben Heiligen wie Opernsänger, denen man sogar die Stimmlage ansehen kann. Hierin sowohl wie in dem Verschwinden der Volkstrachten, welche nur mehr als Masken von Modellen getragen werden, haben sich mir die Folgen der Revolution am deutlichsten gezeigt. Sie sind unaufhaltsam. Das dahinstürmende Leben drängt zu neuen Gestaltungen; allein sie sind ohne Blüthen und beurkunden den Boden, auf dem sie gewachsen sind. Nur die neubegonnene geistige Wandlung, das Hinwenden zur Säule und Grundveste der Wahrheit, zur Kirche, kann wieder eine wahrhaft lebendige Kunstperiode hervorbringen. Sie steht aber in weiter Ferne; denn das Erscheinen der Blüthe ist das Letzte."

Reichensperger an Steinle 24. December 1870 (auf die Uebersendung einer Photographie der Composition zu „Der Widerspänstigen Zähmung"):

„Ich bin überzeugt, daß der unvergleichliche Dichter vor allen Andern, die sich bisheran bemüht haben, seinen Anschauungen bildnerischen Ausdruck zu geben, dir die Palme reichen würde, und ich hoffe, daß auch noch fernerhin dein Genie dem seinigen als Dolmetscher für das dienen wird (ihr seid in gewissem Sinne für einander geschaffen), was dem geistigen Auge Shakespeare's vorschwebte, um ihm Millionen Herzen zu gewinnen, oder doch jedenfalls die Herzen derjenigen, welchen für wahre Poesie ein Verständniß beiwohnt."

Bei einem nächsten Wiedersehen animirte Reichensperger den Freund, welcher eben die Entwürfe seines großen Bilder-Cyclus zum „Kaufmann von Venedig" gezeichnet hatte, den ganzen Shakespeare durch Umrißzeichnungen, ähnlich wie die Genelli'schen zur Ilias und Odyssee, zu illustriren.

Steinle an Reichensperger den 20. Februar 1872:

„Meinen besten Dank für deine interessante und schöne Arbeit über Shakespeare [1]). Sie wird im Lager der unbefugten Annexirer großes

[1]) Die vorerwähnte Broschüre „William Shakespeare".

Mißbehagen erregen. Möchte sie aber bei den Unbefangenen und bei denen, die durch Erziehung und Bummelei in die Renaissance hineingerathen sind, ernste und wirksame Gedanken erregen. Deine Schrift ist hierzu vollkommen geeignet, und ich hatte an der unverwüstlichen Frische und dem Gedankenreichthum, der sich darin ausspricht, meine große Freude. Ich bedauere nur, daß es dir nicht vergönnt ist, aus dieser Broschüre ein Buch zu machen. Aber fast scheint es, daß die Zeiten für behagliches, ruhiges Schaffen einstweilen vorüber sind und wir uns damit begnügen müssen, was der Geist der Noth abzuringen vermag.

„Die erste Disposition für den »Kaufmann von Venedig« ist mit Kohle gemacht und drei Sockelbilder in Umrissen gezeichnet. Die Dinge haben sich gut ergeben und ich bedauere, daß ich wegen anderer Arbeiten nicht an dieser bleiben kann. Ob die Feinheit der Physiognomieen, die unsern Dichter so auszeichnet, in Skizzen erreichbar wäre, ist mir trotz der Anführung meines Namens in deiner Schrift zweifelhaft, sicher aber, daß ich es gewiß nicht kann, zumal es mich, je älter ich werde, immer mehr zur Ausführung und Vollendung drängt."

Derselbe an denselben, Blankenberghe, den 1. August 1872:

„Längst gewohnt, alle wichtigen Fingerzeige von dir zu erhalten, konnte es mich nicht wundern, deine Anpreisungen hinsichtlich Memling's so vollkommen bestätigt zu finden. Diesmal ist es aber noch mehr. Clemens Brentano sagte mir einmal: »Du bist wie ich.« Und in der That hat mich vor den Bildern Memling's ein Gefühl beschlichen von einer innern Verwandtschaft. Das berühmte „anch' io sono pittore" hätte ich aber doch nicht über die Lippen bringen können, da ich dieser wunderbaren, einfachen und so kräftigen Meisterschaft, dieser geraden, innigen Seele gegenüber nur das Gefühl des Stümpers haben konnte. Ich hätte es wohl gern so gemacht, hätte ich es gekonnt!"

Als im Jahre 1876 Steinle die Aufgabe zu Theil wurde, die Chornische des Straßburger Münsters auszumalen, eine Aufgabe, welche ihm schon zwanzig Jahre früher zugedacht war, aber an dem Widerspruch der französischen Regierung, welche einen Franzosen dazu haben wollte, gescheitert war, schrieb er (1. April 1876) an Reichensperger:

„Ich bin in Bezug auf meine Straßburger Arbeit mit innerer Rüstung und Vorbereitung beschäftigt; von welcher Art diese Aufgabe ist, wird mir dadurch deutlich, daß ich jetzt oft Gott danke, dieselbe nicht vor zwanzig Jahren im Jugendmuth unternommen zu haben. Jetzt glaube ich alles Moderne unserer Kunst vergessen zu können, ohne die Natur zu verleugnen. Der Begriff archaistisch wird, wie mir scheint, heutzutage durch bloßes Nachahmen der Alten oft mißverstanden und hat einen bloß wissenschaftlichen Werth. Mir erscheinen die alten Mo-

saiken, die ältesten Malereien von einer großen Natur und Naturwahrheit Zeugniß abzulegen; es sind eben ganz lebendige Werke, die aus einem großen Geiste der damaligen Zeit hervorgingen. Ich möchte nun im strengsten Stile, mit der einfachsten Technik, und allerdings auch mit Anwendung all der Mittel, deren sich die Alten bedienten, ein wirklich lebendiges Werk schaffen. Der Stil soll nicht declamirt, sondern in ernsten, lebendigen Worten gesprochen werden. Der richtige Ton scheint mir, nach allem, was ich mir bis jetzt aus dem Straßburger Münster verschaffen konnte, am sichersten angeschlagen in den herrlichen Fensterfiguren aus dem zwölften Jahrhundert. Doch kann ich nicht beginnen, ehe ich mich noch an Ort und Stelle vollgesaugt habe."

Derselbe an denselben 2. Mai 1876:

„Erst jetzt kann ich sagen, daß ich thatsächlich an meiner Straßburger Arbeit angefangen habe. Es ist mir gelungen, bei einem kurzen Aufenthalt in Straßburg das herrlichste Material für meine Arbeit zu finden. Man war so freundlich, mir alles hierherzusenden. Außer dem ganz prachtvollen Fensterwerk aus dem zwölften Jahrhundert fand ich auch Durchzeichnungen eines Manuscripts aus derselben Zeit „hortus deliciarum", welches mit der Bibliothek verbrannte. Man sieht, es war ein Domkünstler, der das Manuscript der Herrad von Landsberg ausschmückte."

Im Jahre 1877 führte die Begutachtung der Mosaik-Entwürfe für das Octogon im Aachener Münster die Freunde zu gemeinsamer Wirksamkeit zusammen, nachdem die 30 Jahre früher gehegte Idee, daß Steinle dieses Octogon ausmalen sollte, zu Wasser geworden war. Beide Freunde leisteten gemeinsam hier einem dritten Freunde, Baron Bethune, für seine Entwürfe sachverständige Hülfe.

Am Anfang desselben Jahres erschien Reichensperger's Monographie „Pugin". Steinle schreibt darüber 14. Januar 1877:

„Meinen besten Dank für deine treffliche Schrift über Pugin. Ich erinnerte mich, in einem Buche gelesen zu haben, daß der Heiland, die Wahrheiten lehrend, mit unsäglicher Geduld immer wiederholt hat und sehr oft zu den Schaaren seiner Zuhörer dasselbe gesagt hat. Die Wahrheit in der Kunst ist auch nur eine, und es hat mich gerührt, daß du in dieser dem göttlichen Meister nachgefolgt. Die Wiederholungen sind nicht nur auf die menschlichen Schwachheiten gerichtet, sie enthalten auch, wie in der Musik, ein Geheimniß; wie der Bräutigam nicht müde wird, seiner Braut die Liebe zu wiederholen, und im Psalter des Rosenkranzes 150 Ave gesprochen werden. Das Leben dieses Mannes ist höchst merkwürdig und interessant; es ist das eines Berufsmenschen."

Derselbe an denselben 19. Januar 1878:

„Ich sitze nun wieder und auch noch die nächste Woche an den Altvätern [1]), dann werde ich, so Gott will, ein paar Monate anderes vornehmen, bis ich wieder in Straßburg an die Arbeit gehe. Trotz einer gewissen Ermüdung an zwanzig nebeneinandersitzenden Figuren, deren jede ein anderer Mensch sein muß (was auch bei den Künstlern des zwölften Jahrhunderts so war!), fange ich doch an, gerade an dieser Anordnung Freude zu haben. Sie kommen mir vor wie die Paukenschläge und Posaunenstöße am Schlusse eines Oratoriums. Noten, welche, aus dem Ganzen gerissen, wohl die Bedeutung des Klanges, aber volle Wirkung erst durch das Zusammenwirken erhalten. Daß du Arbeit vorgefunden, ist mir schon recht. Sie gehört zu dem Besten, was wir in dieser Welt haben, und Eins gibt das Andere; mit der Arbeit finden wir auch immer eine solche an uns selber!"

Die mehrfach in den letztmitgetheilten Briefen Steinle's vorkommenden musikalischen Beispiele und Vergleiche rühren daher, daß sich derselbe in seinen Mußestunden lebhaft mit dem Werke des gemeinsamen Freundes, Freiherrn v. Thimus, „die harmonicale Symbolik des Alterthums", dessen zwei erste Bände er am Klavier studirte, beschäftigte. Er hielt das tiefsinnige Werk, gleich berufenen Kritikern, für epochemachend — doch auch für fraglich, ob die Zeit für seine Erkenntniß bereits gekommen sei. Schon am 7. November 1878 mußte Reichensperger den Tod des eben so bescheidenen als gründlich gelehrten Freundes v. Thimus melden.

Steinle an Reichensperger 9. November 1878:

„Deine lieben Zeilen, für die ich innigst danke, habe ich zugleich mit der gedruckten Todesanzeige unseres trefflichen v. Thimus erhalten. Ein Verlust für Jeden, der das Glück hatte, ihn zu kennen, der seine Güte und Milde, neben der feuerigsten Begeisterung für Gottes Sache, so wie ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte; aber — welcher Verlust für dich, liebster Freund, der du mit dem Seligen so vielfach und in den heiligsten Interessen zusammengewachsen warst. Wenn ich dir deshalb meine innigste Theilnahme ausspreche, so habe ich doch aus deinen Zeilen erfahren können, daß du nicht ohne Trost bist über einen Verlust, der lediglich uns, die Zurückgebliebenen, angeht. Ja, ich glaube mit Zuversicht, daß diesem frommen Sohne unserer heiligen Kirche bereits jetzt schon die Erfüllung einer entschleierten Anschauung jener Geheimnisse, welchen er auf harmonicalem Wege nachgestrebt, zu Theil geworden ist. Unser Schmerz, der aus der Verlassenheit kommt und auch natür-

[1]) Theil der Straßburger Malereien.

lich an dem Irdischen haftet, darf seiner unsterblichen Seele gegenüber keinen Anstrich des Neides bekommen."

Im Jahre 1879, nachdem Steinle mit seinen Bildern in Straßburg zu Ende war, erhielt er vom Magistrat in Frankfurt den Auftrag, ein Programm für die malerische Ausschmückung des Frankfurter Opernhauses zu entwerfen. Steinle, der Ansicht, daß es seine Sache nicht sei, ein Programm zu schreiben, ließ sich die Pläne geben und lieferte ein gezeichnetes Programm. Das gab von Seiten der Unberufensten Anlaß zu einem wahren Sturm. Die Berufenen aber, glücklich, das erhalten zu haben, was sie nicht zu erbitten gewagt hatten, da hierzu die Mittel nicht hinreichten, setzten sich über den Preßunfug hinweg, und so ward erreicht, daß Steinle's gezeichnetes Programm durch Frankfurter Künstler, darunter mehrere alte Schüler von ihm, ausgeführt wurde. Er schreibt darüber an Reichensperger, 23. November 1879:

„Ich will dir nicht länger verschweigen, daß mein Programm für das Opernhaus den Sieg davongetragen, was nie der Fall gewesen wäre, wenn ich nicht selbst die Skizzen gezeichnet hätte. Aufstellung eines schriftlichen Programms ist mir unmöglich. Die ausführenden Künstler haben bereits alle ihre Aufträge, und es ist so wenigstens erreicht, daß der Olymp mit seinen nackten Weibern beseitigt und daß die M. 33,450 von Frankfurter Künstlern verdient werden können. Brennt das neue Opernhaus nicht früher ab, so können auf fünfzig Jahre hin die Frankfurter Väter noch ihre jungen Töchter mit in das Theater nehmen, ohne daß sie schamroth zu werden brauchen."

Den 18. December 1879:

„Deine kräftige Rede über die Berliner Bau-Akademie ist mir nicht entgangen; möchte sie eines Tages wahr werden und der Schlüssel dazu wirklich in die Spree geworfen werden. Welcher Unsinn griechische Theaterbauten in unserm Klima sind, hat sich hier am Opernhause bereits dadurch gezeigt, daß es an der nöthigen Ventilation fehlt und man nun auf das flache griechische Dach ein Ventilationskuppelchen aufsetzen muß. Diese Mückenseiher, die Elephanten verschlucken!"

Reichensperger an Steinle den 4. März 1882:

„Der Kölner Stadtrath hat die Errichtung eines stets fließenden Brunnens auf dem alten Markte beschlossen, und soll die in Köln sehr populaire Figur des »Jan von Werth« — du kennst vielleicht das plattdeutsche Gedicht »Jan und Grieth« — den Brunnen zieren. Da hier ein Mal kölnischer Humor sich künstlerisch geltend machen kann, so forderte ich unsern Statz auf, sich an der bezüglichen Concurrenz zu betheiligen. Zunächst drückte er sich unter nichtssagenden Vorwänden; auf mein Drängen kommt aber nun heraus, daß er nicht weiß, wie der

kaiserliche Feldmarschall »Jan« mit seiner Jugendgeliebten, der spätern Marketenderin Grieth, in ein angemessenes Wechselverhältniß zu bringen ist. Ich wünschte, du könntest ihm aus der Noth helfen" [1]).

Derselbe an denselben den 1. Februar 1883:

„Deine prächtigen Entwürfe für den Frankfurter Dom werden nun wohl in letzterm sich zu verwirklichen beginnen, so daß ich bei meiner nächsten Anwesenheit in Frankfurt schon ein gutes Theil, hoffentlich zu deiner Zufriedenheit, ausgeführt vorfinde. Du bist doch hochbegnadigt vor allen Künstlern unserer Gegenwart, so großartige Schöpfungen der Nachwelt überantworten zu können, freilich nicht ohne manchfache, oft schwere Opfer von deiner Seite."

Steinle 9. December 1883 an Reichensperger:

„Ich bin mit der Untermalung des Parcival [2]) beschäftigt, werde aber leider durch Küchenarbeiten [3]) daran unterbrochen. Jedes der Bilder muß eine andere Stimmung erhalten, und doch muß zwischen allen eine Uebereinstimmung erzielt werden. Der Parcival macht mir viele Freude; das Gedicht ist mir bei näherer Kenntniß immer an Größe gewachsen."

Reichensperger an Steinle 29. November 1885:

„Es drängt mich, den Ausdruck meiner Freude über deinen Entwurf für die Wissener Schloßkapelle [4]), welchen ich gestern bei Statz sah, dir zugehen zu lassen. Gemeinsam bewunderten wir dein Meisterwerk, welches wiederum so recht zeigt, daß deine Schöpferkraft die volle Jugendfrische bewahrt hat."

Reichensperger an Steinle 30. Januar 1886:

„Zwar warten noch ältere Briefe als der deinige auf Beantwortung. Das Correspondiren geht mir gar nicht mehr recht von der Hand. Indeß auf Grund der Anciennetät unserer Freundschaft allein schon kann ich die andern ganz füglich hinter den deinigen zurücktreten lassen. Ueberdies mahnt auch so vieles, was mich umgibt, mich unausgesetzt an deine Person, daß ich deiner fortwährend vorzugsweise eingedenk sein muß."

Steinle an Reichensperger 7. Februar 1886:

„Wie wohl hat es mir gethan, mich von dir so bevorzugt zu sehen! Das erstreckt sich sogar auf das Briefschreiben, und ich muß nun sehen

[1]) Steinle schickte alsbald dem Freunde Statz eine sehr humorvolle Skizze zu einem Jan v. Werth-Brunnen, wesentlich charakteristischer als der jetzt ausgeführte, preisgekrönte. Statz concurrirte mit zwei gothischen Entwürfen; die Renaissance siegte.

[2]) Cyclus von fünf großen Aquarellen mit sieben Sockelbildern zu Wolfram v. Eschenbach's Parcival; jetzt in der neuen Pinakothek in München.

[3]) So nannte Steinle scherzweise die zwischen große Arbeiten fallenden kleinern Bestellungen, welche nach seiner Anschauung das Geld für die Küche lieferten.

[4]) Entwürfe für die Ausmalung der Chornische in der Gräflich v. Loë'schen Schloßkapelle in Wissen, theilweise bei seinen Lebzeiten, zum Theil nach seinem Tode durch seinen Schüler Franz Guillery ausgeführt.

und mich bemühen, wie ich so viele Liebe verdienen kann. Mit dem Verdienen geht es mir immer schlecht; ich fühle aber, daß die Liebe ihren Sitz im Herzen hat. Ich gedenke deiner täglich und freue mich, dich an einer Arbeit zu wissen, welche deinem Wesen so sehr entspricht. Ich meine die Civil-Architektur[1].... Daß du meine drei Könige[2]) in Aachen ansehen willst, freut mich sehr. Ich habe mit Liebe an Königen gemalt, welche noch einen Stern haben und ihm nachziehen. Unsern Königen und Reichskanzlern gebricht es schon lange an einem Stern."

Reichensperger an Steinle 2. März 1886:

„Das Kunstereigniß der letztern Zeit war hierorts das große Bild von Munkaczy: »Christus vor Pilatus«. Allerdings ein Bravourstück. An dem allgemeinen Enthusiasmus aber konnte ich mich aus mehrern Gründen nicht betheiligen; insbesondere war mir der Kopf des Heilandes unsympathisch, sogar erinnerte er mich etwas an Lessing's Huß. Es wäre mir sehr werthvoll, deine Ansicht über das Bild zu vernehmen."

Steinle an Reichensperger 14. März 1886:

„Munkaczy's »Christus vor Pilatus« habe ich nur in einer großen Photographie gesehen. Die Auffassung erschien mir keine historische, erinnerte mich aber an Rembrandt. Der Christuskopf machte mir den Eindruck eines fanatischen Sectenstifters; daher wohl deine Erinnerung an Lessing's Huß. Es ist natürlich, daß das junge Ungarn sich der neuesten materialistischen Richtung angeschlossen und in dieser das typische Bild vom Heilande, wie wir es kennen, nicht mehr brauchen kann. Es ist nicht schwer, zu fühlen, worin die größere historische Wahrheit liegt, ob in dem überkommenen Typus von Christus, oder in einer Auffassung, welche sich in der materialistischen Richtung des ganzen Bildes ausspricht.

„Meine Tochter Lucius ist hier und meine Nonnen verlangen Besuche in Wien, in den Ardennen und in Flensburg[3]). Es scheint, sie wollen den alten Mann noch ein Mal sehen, ehe er stirbt."

Bei Gelegenheit einer Reise nach Wissen rastete Steinle einen Tag bei dem lieben Freunde; ein letzter Aufenthalt Steinle's in Königswinter veranlaßte ein Wiedersehen der Freunde dort. Steinle kehrte todtkrank von da nach Hause zurück, um dort[4]) zu sterben. Reichensperger konnte nur noch die erstarrte Hand des verstorbenen „liebsten Freundes" drücken.

---

[1]) „Zur Profan-Architektur. Mit besonderer Berücksichtigung der Erweiterung der Stadt Köln. Köln, Bachem 1886. — [2]) Oelbild, die h. drei Könige auf dem Wege nach Bethlehem, im Besitz des Herrn Fabricanten Louis Beissel in Aachen, gem. 1885.

[3]) Drei Töchter des Künstlers sind Klosterfrauen; die älteste, Marie, im Kloster vom h. Herzen in Wien; eine jüngere, Agnes, in demselben Orden, damals in Charleville in den Ardennen; die jüngste, Josephine, Oberin des Klosters der Armenschwestern vom h. Franciscus in Flensburg. — [4]) 18. September 1886.



Jahresbericht

der

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland

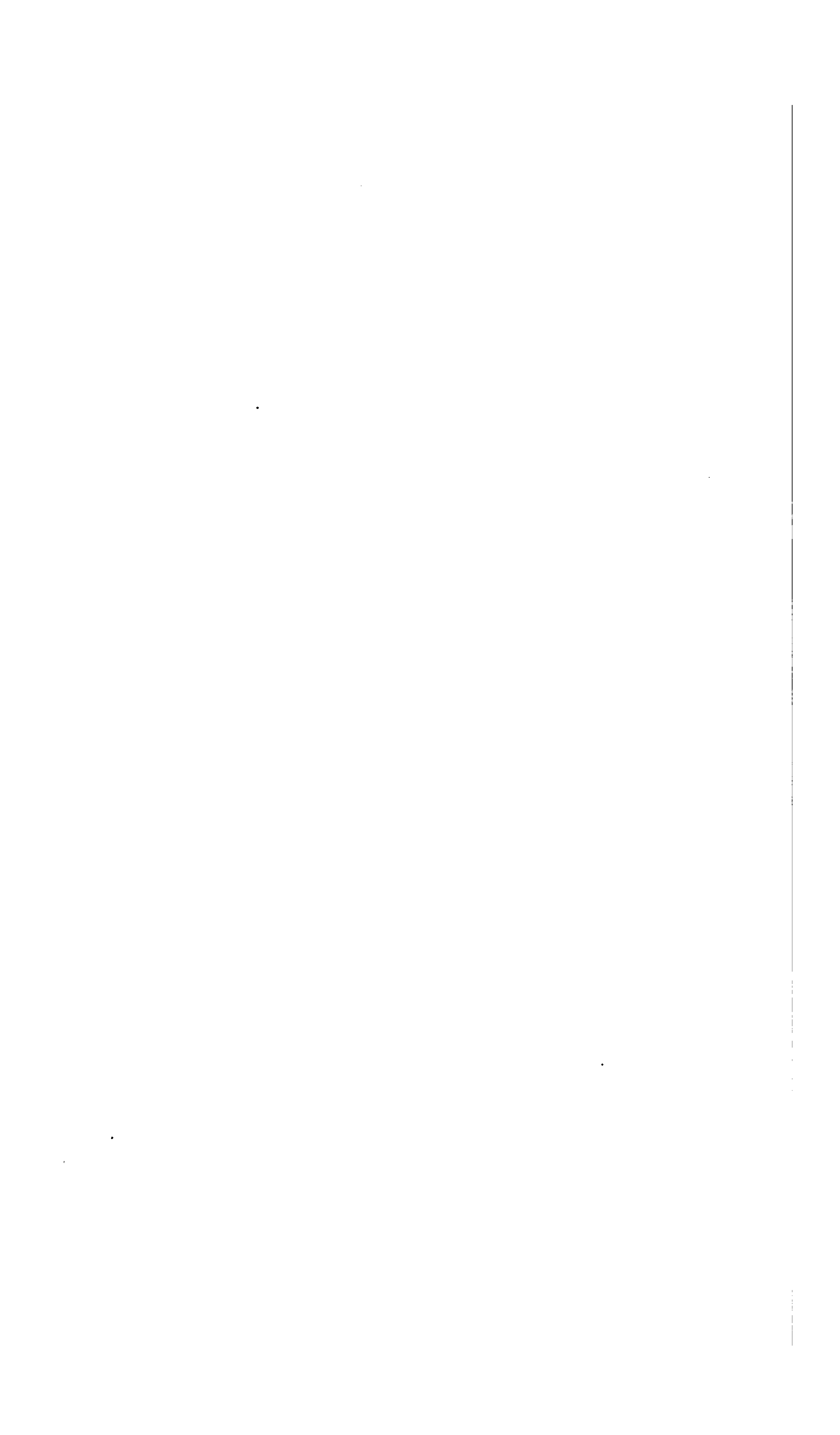
für das Jahr 1890.

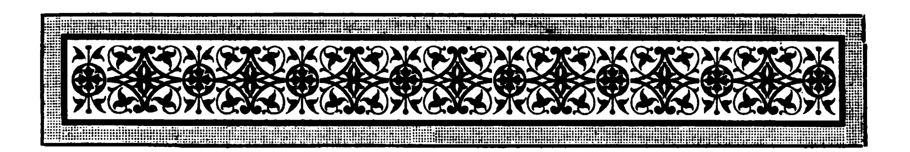


Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse
auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

Köln, 1891.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.





Jahresbericht der Görres-Gesellschaft

für 1890.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse

auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

Die vierzehnte Generalversammlung wurde am 2. und 3. September in Augsburg abgehalten. Zü der Begrüßunsfeier am Vorabende hatten sich trotz der beispiellos ungünstigen Witterung bereits zahlreiche Mitglieder in den festlich geschmückten Räumen des katholischen Casino eingefunden.

Herr Verleger Haas ergriff das Wort, um in seiner Eigenschaft als Vorstand des Vereins, welcher der Versammlung sein Haus zur Verfügung stelle, die Erschienenen herzlichst zu begrüßen. Er gab der Freude Ausdruck, daß Augsburg zum Orte der diesjährigen Generalversammlung gewählt wurde. Aus der Stadt und Diöcese Augsburg seien in den letzten Jahren zahlreiche Beitrittserklärungen erfolgt, auch aus Kreisen, welche nicht zur Gelehrten-Zunft gehören — ein Beweis dafür, wie sehr die Bedeutung der wissenschaftlichen Bestrebungen gewürdigt werde. Die Görres-Gesellschaft habe schon Proben von Leistungsfähigkeit abgelegt und sich eine auch von gegnerischer Seite anerkannte Position errungen. Daß die Verhandlungen vom reichsten Segen begleitet seien, möge Gott geben, der das Alpha und das Omega aller Weisheit ist.

Herr Universitäts-Professor Freiherr v. Hertling dankte Namens des Vorstandes für diese Begrüßung, hieß Namens des Vorstandes die anwesenden Herren bestens willkommen, betonte, daß es nur ein Act dankbarer Anerkennung sei, wenn die Generalversammlung diesmal in Baiern und speciell in Augsburg tage, da aus Baiern und speciell der Diöcese Augsburg zahlreicher Beitritt erfolgt sei. Von den Vorzügen der

Stadt Augsburg selbst zu reden, werde sich noch Gelegenheit finden. Namentlich müsse er freudig betonen, daß der hochwürdigste Herr Bischof von Augsburg zu den ältesten der Mitglieder gehöre. Er — Redner — komme von Koblenz, von der großartigen Manifestation katholischen Lebens während der Katholikenversammlung vom 25. bis 28. August. Es sei dieses eine der glänzendsten Versammlungen gewesen. Trotzdem fürchte er nicht, daß die hier tagende Generalversammlung der Görres-Gesellschaft etwas von ihrer Bedeutung verlieren könne. Wenn die Görres-Gesellschaft ihre Versammlungen für sich und getrennt von den großen katholischen Generalversammlungen halte, so dürfe daraus nicht etwa gefolgert werden, daß irgendwelcher Gegensatz zwischen Beiden bestehe. Es sei lediglich für besser befunden worden, für die stillen Arbeiten der Görres-Gesellschaft in einem kleinen Kreise zusammenzutreten. Der Geist, der die Gesellschaft von jeher beseelt habe, sei derselbe, der auch die großen katholischen Generalversammlungen erfülle; es sei der Geist der unentwegten Anhänglichkeit an unsere h. katholische Kirche. Dieser Sinn und Geist werde auch die hiesige Generalversammlung erfüllen. In diesem Geiste heiße er Namens des Vorstandes der Gesellschaft die Erschienenen willkommen.

Der erste Versammlungstag begann mit einem von dem hochw. Herrn Bischof Pankratius pontificirten Hochamte in der Kathedrale. Herr Domcapellmeister Kammerlander brachte hierbei eine „Vocalmesse Nr. 2 in honorem St. Pancratii" für gemischten Chor mit Introitus „Os justi", Graduale: Justus ut palma florebit und Offertorium: Veritas mea, sämmtlich vortreffliche Compositionen von Hrn. Kammerlander, in ausgezeichneter Weise zur Aufführung.

Nach Vollendung des Pontificalamtes versammelte man sich im Saale des katholischen Casino. Die Versammlung hatte seit gestern Zuwachs erhalten und war u. A. auch von dem hochw. Herrn Abt von St. Stephan besucht. Um halb 10 Uhr erschien der hochw. Herr Bischof, von allen Seiten ehrfurchtsvoll begrüßt. Der Vorsitzende, Herr Universitätsprofessor Dr. Frhr. v. Hertling eröffnete die geschäftliche Sitzung und ertheilte zunächst das Wort dem Vorstande des Local-Comité's, Herrn Domdekan Permanne, welcher folgende Ansprache hielt:

Hochwürdigster Herr Bischof!

Hochverehrte Versammlung!

Es ist mir die ehrenvolle und angenehme Aufgabe geworden, im Namen des Local-Comité's die verehrten Mitglieder der Görres-Gesellschaft, welche sich zur Generalversammlung in Augsburg eingefunden haben, herzlich zu begrüßen und willkommen zu heißen. Es ist mir das eine ehrenvolle Aufgabe, nicht aus dem Grunde allein, weil unter den

anwesenden Herren Männer und Gelehrte sind, deren Namen und Werke weit über unser Vaterland bekannt sind, sondern noch mehr aus dem Grunde, weil der Görres-Verein sich die edelsten Ziele gesetzt hat. Was sind das für Ziele? Der erste Paragraph unserer Statuten lautet: „Der Görres-Verein hat die Aufgabe, im katholischen Deutschland Wissenschaft zu wecken und zu fördern." Der müßte wahrlich in der Litteratur der neuern Zeit wenig bewandert sein, der noch nichts gehört hätte von den Ergebnissen seiner Bestrebungen und von den Werken, die unmittelbar von der Gesellschaft oder auf deren Veranlassung herausgekommen sind und welche gerechtes Aufsehen erregt haben, besonders von deren Thätigkeit auf dem Gebiete der Geschichte, welche den Namen unserer Gesellschaft, „Görres-Gesellschaft", rechtfertigen. Aber hier ist die Stelle, wo wir angegriffen werden. Wenn ich anknüpfen will an vergangene Dinge und Thatsachen, so ist mir im Gedächtniß eine Versammlung, welche im heurigen Sommer in einer Stadt Baierns abgehalten worden ist. Hier äußerte sich ein Redner, wie die Zeitungen melden, und sprach über katholisches Wesen unter anderm also: „Rom (damit sind doch wir alle gemeint) kämpft auf dem Gebiete der Kirchengeschichte und der kirchlichen Praxis. Da hofft es leichtern Sieg!"

Es ist das augenscheinlich eine Anspielung auf unsern Janssen. Ich sage „unsern" Janssen, weil ich mir erlaube, ihn zu den unserigen zu zählen; er war das Ziel gewaltiger Angriffe. Man mag aber im Uebrigen äußern was man will, seine immensen Erfolge sind nicht wegzuleugnen. Wenn aber ein feindlicher Redner sich äußert, „jetzt sucht die katholische Kirche auf dem Gebiete der Geschichte zu siegen", so gebe ich ihm vollständig Recht. Ja, da forschen wir und da arbeiten wir, daß klar und hell die katholische Wahrheit zu Tage trete! Das ist aber nichts Neues. Haben denn die Kirchenväter etwas anderes gethan? Hat ein Eusebius, ein Gregor von Tours, ein Sokrates Pamphilius, haben die Chronikenschreiber des Mittelalters etwas anderes angestrebt?

Leider ist dann ein Stillstand eingetreten mit der Reformation, aber seit einigen Decennien ist man wohl bemüht, das Versäumte einzuholen. Was hilft aber eine Forschung auf dem Gebiete der Geschichte, wenn sie eine falsche ist? Denn die angezogene Stimme fährt fort: „Im römischen Lager ist die Geschichtsfälschung Methode geworden und legalisirt." Ich habe nicht den Beruf, hier eine Widerlegung zu geben; das Gesagte war nur Anknüpfungspunkt. Auf unsere Gesellschaft wende ich das Wort an: Facta loquuntur, und des Herrn Wort: ex fructibus cognoscetis eos.

Die Görres-Gesellschaft unterstützt wissenschaftliche Bestrebungen und macht es jungen Gelehrten möglich, auswärtige Anstalten und Archive zu besuchen, vor allem die wissenschaftlichen Schätze Rom's zu erforschen, welche der gelehrte Papst Leo XIII. Allen zugänglich gemacht; hier ist die Controle der ganzen gelehrten Welt vorhanden und eine Fälschung unmöglich. Dann veranstaltet sie wissenschaftliche Unternehmungen und die Herausgabe populär-wissenschaftlicher Werke. Ich nenne hier nur das allgemein bekannte historische Jahrbuch und das Staatslexicon. Freilich sind das Arbeiten, die nicht für den großen Haufen berechnet sind; die Halbgebildeten oder gar Unwissenden, sie verstehen mit den Thatsachen der Geschichte nicht umzugehen, es sind das scharfe Waffen in den Händen von Kindern, die damit sich und Andern schaden. Aber man führt da an, dieser oder jener Papst hat seine Stellung mißbraucht; das Kirchenregiment in jener Zeit oder in dieser war ein verderbliches, oder es hat da und dort, wie auch zu unserer Zeit, unglückliche Priester gegeben, welche ihrem Stande keine Ehre, vielmehr Schande gemacht haben. Wozu werden diese Thatsachen aufgeführt? Zur Erbauung gewiß nicht, und was sollen sie beweisen, wenn es sich um die katholische Wahrheit handelt? Da fällt mir immer ein das Wort des alten Döllinger, der einst bei Schilderung eines Concils vom 5. Jahrhundert von den dort anwesenden Bischöfen sagte: „Trotz der Begeisterung und des heiligen Eifers für Reinerhaltung des Glaubens und der Disciplin sind alle diese Männer Menschen

geblieben." Die Wahrheit ist die eine, sie ist nicht menschlich, sie ist nicht katholisch, sie ist ewig, sie ist unveränderlich, sie ist göttlich! So wenig die Erforschung der Katakomben, der Keilschriften in Ninive oder die Ergebnisse der neuern Forschungen, welche den Pentateuch in Widerspruch mit Natur und Geschichte zu stellen suchen, im Stande waren, die Grundvesten unserer Religion zu erschüttern, eben so wenig werden es die neuesten Anfeindungen auf dem Gebiete der Geschichte vermögen. Wir scheuen die Wahrheit nicht; wir lieben die Wahrheit, denn ohne dieselbe hört die Wissenschaft auf, und nicht bloß die Wissenschaft, sondern auch der Charakter und die Tugend. So sagt schon der Weise des alten Bundes: Non intrabit sapientia in animam malevolam et non habitabit in corpore peccatis subdito.

Wohl ist auch ein diesbezügliches Wort zu beherzigen, mit welchem Bernhardin de St. Pierre seine „indische Hütte" schließt: „Cherchez la vérité avec un coeur simple." Was ist hierunter anderes zu verstehen, als das edele Herz, klar und wahr, welches Haß und das Gift der Verleumdung nicht kennt. Dr. Windthorst hat das auch angedeutet auf der letzten Versammlung zu Coblenz, wenn er in seiner Schlußrede es als etwas Schönes bezeichnet, was ihm Herzensfreude sei, daß wenigstens an einer Stelle im zerklüfteten Vaterlande Einigkeit mit Nichtkatholiken bestehe.

Ich habe noch einen Grund, meine hochverehrte Versammlung, mit Freude mich meiner Aufgabe der Begrüßung hinzugeben, und der liegt in den Verhältnissen Augsburg's. Wie? Hier in Augsburg tagen manche Versammlungen; wir werden so ziemlich unbemerkt vorübergehen, denn der große Haufen scheint nach panem et circenses zu rufen. Aber unser hochwürdigster Bischof Pancratius ist mit offenen Armen uns entgegengekommen; er hat Sinn für alles Edele und Große, für Kunst und Wissenschaft, auch für alles Gute, welches sich außerhalb seiner Diöcese vollzieht, wie das Gebiet der Missionen. Er hat von Anfang an das Wirken und Streben der Görres-Gesellschaft mit Freude begrüßt und sie bei jeder Gelegenheit unterstützt. Auf seine Anregung ist in unserer Diöcese auf's neue ein lebhafter wissenschaftlicher Geist erwacht. Es gibt ja viele junge Kleriker, die trotz unseres Priestermangels es nicht überwinden können, unsern hochwürdigsten Oberhirten zu bitten, sich noch einige Jahre oder auch gänzlich dem Studium hingeben zu dürfen. Im schwäbischen Klerus herrscht Verständniß für die Zeitbedürfnisse und die Fragen der Wissenschaft, nicht nur, weil sie durch tüchtige Kenntnisse auf der Höhe der Zeit stehen und den im öffentlichen Leben angestellten Männern an Bildung als ebenbürtig gelten wollen, sondern weil sie diese Kenntnisse als wichtige Waffen ansehen in Vertheidigung ihres Glaubens und zur Festigung eines christlichen Lebens.

Darum begrüße ich Sie, meine verehrtesten Herren, nicht bloß im Namen des Local-Comité's, sondern im Namen der ganzen Diöcese Augsburg. Seien sie tausend Mal gegrüßt und willkommen! Segen auf ihrem Wirken für die Wahrheit und für die Wissenschaft! Möge über Ihren Berathungen Gottes Geist walten, spiritus intellectus, sapientiae et fortitudinis!

Möge die Görres-Gesellschaft erstarken und blühen!

Quod Deus bene vertat!

Darum wende ich mich, und ich glaube nicht bloß für meine Person, sondern im Namen aller Anwesenden, an unsern hochwürdigsten Herrn Bischof Pancratius.

Hochwürdigster Herr Bischof!

In Aller Namen unsern Dank für Ihre Liebe und Freundlichkeit. Sie haben unserer Gesellschaft die Weihe gegeben durch Abhaltung des feierlichen Gottesdienstes in Ihrer Kathedralkirche, und Sie haben unserer gegenwärtigen Versammlung Glanz gegeben durch Ihre hohe Anwesenheit. Wie ich den lieben Gott bitte, daß er uns stärke im Geiste der

rechten Erkenntniß und in Liebe zur begonnenen Arbeit, so bitte ich Sie, hochwürdigster Herr Bischof, segnen Sie uns und unser Wirken und ertheilen Sie uns den bischöflichen Segen.

Der Schlußbitte des Herrn Redners entsprechend, betrat der hochw. Herr Bischof die Rednertribüne und erfreute die Anwesenden mit nachstehenden warm empfundenen Worten:

Hochverehrte Versammlung!

Der Einladung meines hochwürdigen Herrn Domdekans und des zeitigen Vorstandes des Local-Comité's für Abhaltung der gegenwärtigen Versammlung folge ich mit Freude. Ich habe bereits heute beim heiligen Opfer, so viel ich vermochte, Gott gebeten, daß er zu dem nicht bloß heute unternommenen Werke, sondern zu gesegneter Fortdauer des ganzen Werkes der Görres-Gesellschaft seinen allmächtigen Segen fort und fort geben möge. Wenn ich aber, bevor ich Ihnen meinen schwachen bischöflichen Segen gebe, mir erlaube, noch einige Worte vorauszusenden, so hoffe ich, Sie werden mir das nicht verübeln. Man sagt zwar von den alten Leuten, sie reden gerne von ihren verlebten Tagen und werden geschwätzig; aber, meine lieben Herren, ich werde das vermeiden; aber wozu mich mein Herz drängt, das werden Sie mir nicht ansinnen, daß ich es verschweige. Ich habe seit der Gründung des verdienten Görres-Vereins diesem Vereine meine ganze Sympathie entgegengebracht. Es war eine wirklich von Gott gesegnete Stunde, in welcher bei der Centenarfeier unseres großen Görres resp. des Geburtstages unseres großen Görres, den wir mit Stolz einen Deutschen nennen, es war, sage ich, eine von Gott gesegnete Stunde, als damals ein Kreis von begeisterten, für die katholische Sache tief fühlenden und ernst wirkenden Gelehrten sich zusammenthat und den Beschluß faßte, den großen Görres durch ein Monument zu ehren, von welchem man jetzt sagen muß, es ist das ein monumentum aere perennius gewesen. Der große Görres, der so unendlich Großes leistete, sowohl auf der Lehrkanzel als in seiner öffentlichen Wirksamkeit, weit über alle Gauen Deutschlands und darüber hinaus, er konnte nicht würdiger gefeiert werden, man konnte ihm kein schöneres Denkmal stiften, als daß man eine Gesellschaft gründete, die nur darin ihr Ziel sucht, thätig zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland zu wirken. Die Zahl der Jahre, welche ich bereits von Gottes Gnade durchlebt habe, sie haben mich von Kindheit an mit einer Reihe der wichtigsten und einschneidendsten Ereignisse in Verbindung gebracht, denn sie beginnt mit dem Siege der verbündeten Heere über den Feind, der so viele Jahre Elend, Zerstörung, Schädigung in jeder Richtung über unsere deutschen Gauen gebracht hat. Ich erinnere mich aus meiner allerersten Kindheit — wenn ich auch die damaligen Ereignisse als Kind noch nicht kannte — die Rückkehr verschiedener Abtheilungen von der großen nach Frankreich gezogen gewesenen Armee durch meinen Heimathsort gesehen zu haben. In meine Studienzeit fällt die eigentliche Periode des Wiederauflebens der katholischen Wissenschaft. Als ich das Gymnasium absolvirte, hatte der große Görres gerade ein Jahr zuvor auf Berufung unseres genialen Königs Ludwig I. gesegneten Andenkens den Lehrstuhl der Geschichte in München bestiegen. Es war damals schon ein Kreis von begeisterten Professoren der Theologie und noch andern Gelehrten, welche ebenfalls der Bildung der Jugend in allen Fächern dienten, um ihn geschaart. Wie ich in das Studium der Theologie eingetreten war, wurde ich selbstverständlich mit den vorausgegangenen großen Ereignissen der wiedererwachten Pflege katholischer Wissenschaft, und zwar zunächst auf dem Gebiete der Theologie, bekannt; aber es drang der Ruf von dem Wirken dort in unserer Stadt München auf dem Katheder der Universität so in unsere Herzen, daß wir mit einem gewissen Gefühl von Eifersucht hinschauten. Mir war es auch nicht gegönnt, zu den Füßen eines Görres als Schüler zu sitzen. Aber als das große Ereigniß

zu Köln eintrat, da weiß ich recht wohl, wie Görres durch seine damals erschienene Schrift „Athanasius“ in unsere Herzen, und ich rede nicht bloß von uns, die wir Commilitonen waren, sondern weithin in das Herz des deutschen Volkes zündende Funken ausstreute. Nicht anders war es mit seiner zweiten Schrift: „Die Triarier“. Mit welcher Gier hat man damals noch in jugendlichen Kreisen gegriffen nach den Heften der „Historisch-politischen Blätter“, welche ihre Entstehung gerade dem Impuls unseres großen Görres zu verdanken hatten. Auch auf diesen ruhte der Segen; sie haben vor zwei Jahren ein schönes Erinnerungsfest gefeiert, als der hundertste Band dieser Blätter vollendet war. Daher werden Sie sich nicht wundern, wenn die Gründung des Görres-Vereins auch auf mich eine besondere Zauberkraft ausgeübt hat. Ich habe in den frühern Jahren kennen gelernt das Ringen unserer edeln gelehrten Theologen auf dem Gebiete der Theologie; ich habe Kenntniß bekommen von den schweren Kämpfen, die wir zu bestehen hatten schon in unserer Jugendzeit gegenüber den Eindrücken, welche die Philosophie unseres damals begonnenen Jahrhunderts bereits in jungen Seelen hervorgebracht hatte. Wenn damals trotz all dieser feindseligen Einwirkungen es noch eine studirende Jugend gab, welche nichts anderes wußte, als ihrem Berufe zu leben, wenn damals noch Gottesfurcht und frommer Glaube in den Herzen wohnten, während schon einzelne Opfer des freisinnigen Geistes ihre geheimen Verführungskünste trieben, so möge der einzige Erklärungsgrund darin gesucht werden, daß damals noch die Frucht, welche im Schooße der katholischen Familie durch Erziehung gereift war, ihre Wirkungen trug.

Ich komme nun auf den hochverehrten Verein selbst mit wenigen Worten zu sprechen. Ich wollte meinen innigen Dank aussprechen für das unternommene Werk des Görres-Vereins. Habe ich ja selbst das Vergnügen, gerade denjenigen hochverehrten Herrn vor mir zu sehen, welcher, wie ich fest annehmen muß, der eifrigste Anreger zur Erreichung eines solchen segenspendenden und segenbringenden Vereins gewesen. Was der Görres-Verein bisher geschaffen hat, ist dem unermüdet rührigen Wirken des Vorstandes dieses Vereins zu verdanken, das ist meine Ueberzeugung. Und was für eine edele That ist es, die dadurch vollbracht wird? Es soll gesorgt werden für Pflege der Wissenschaft; auf welchem Wege das geschieht, ist Ihnen aus dem Programm bekannt. Sehen Sie an die Vereinsschriften, die alljährlich erscheinen, wie viel Belehrendes enthalten diese schon! Dazu kam das wichtige Unternehmen des Historischen Jahrbuches, welches sich bereits ehrende Anerkennung auch von Solchen erworben hat, die es mit unserer Kirche nicht aufrichtig meinen; später wieder die Gründung und Herausgabe des philosophischen Jahrbuches, und neuestens die Ausführung einer Lieblingsidee des Herrn Vorstandes des Görres-Vereins — ich meine den verehrten Herrn Professor v. Hertling —, nämlich sein Staatslexicon. Meine Herren! Diese Thatsachen, die wir bereits aufweisen können, dienen zu großer Ermunterung in dem gleichen Grade, als unser Dank ein bleibender sein wird. Wir wären keine treuen Anhänger unserer heiligen Kirche, wir wären keine treuen Anhänger unseres geliebten gemeinsamen Vaterlandes, wenn wir nicht auch alles aufbieten würden, daß dieser Verein, wenigstens so viel an uns liegt, mehr und mehr in Blüthe gebracht wird. Was wir säen, seien wir froh, wenn die spätern Nachkommen die Früchte von dem Gesäeten ernten. Möge von Allen, die gegenwärtig sind, der feste Vorsatz gefaßt werden, diesem Vereine von ganzem Herzen treu zu bleiben und nach Kräften mitzuwirken, daß die Mitglieder des Vereins immer zahlreicher werden. Möge auch die gegenwärtige Versammlung zu dieser Förderung einen Beitrag leisten. Daß die Frucht eine recht reichliche sein möge, daß der verehrte Görres-Verein recht lange von Gott gesegnet seine Wirksamkeit fortsetzen, ich möchte sagen, deutschen Geist und deutschen Glauben entflammen möge, das war mein Gebet beim heiligen Opfer, das ist mein Wunsch, den ich hier ausspreche und zu dessen Erfüllung ich Ihnen als schwache Vorbedeutung meinen Segen gebe. (Die Versammlung empfängt knieend den Segen.)

Der Herr Vorsitzende dankte dem hochw. Herrn Bischof und Herrn Domdekan für ihre wohlthuenden Worte und bemerkte, daß die Verhandlungen nicht besser und erfreulicher hätten eingeleitet werden können. Wenn dabei seiner — des Vorsitzenden — in ehrender Weise gedacht worden sei, so werde ihm das nur ein weiterer Antrieb sein, mit Ernst und Eifer dem gesteckten Ziele nachzustreben. — Sodann wurde in die Tagesordnung eingetreten.

An Stelle des am Erscheinen verhinderten Generalsecretairs Herrn Oberbürgermeister a. D. Kaufmann (Bonn) verlas Herr Rechtsanwalt Bachem (Köln) den üblichen Bericht über den Mitgliederbestand und die Vermögenslage der Gesellschaft. Sodann wurde auf Antrag der Revisionscommission dem Herrn Generalsecretair, welcher, wie bekannt, nach wie vor auch die Geschäfte eines Rendanten wahrzunehmen die Güte hat, für das Jahr 1889 Decharge ertheilt und zugleich dieselben Herren behufs Prüfung der Jahresrechnung von 1890 wiedergewählt.

Hierauf verlas der Vorsitzende nachfolgenden Bericht über die Wirksamkeit der Gesellschaft und den Fortgang der wissenschaftlichen Arbeiten.

Die Geschäfte des Vorstandes und des Verwaltungs-Ausschusses sind seit der letzten Generalversammlung in der herkömmlichen, durch das Statut geregelten Weise weitergeführt worden. Außerdem wurde, wie im vorigen Jahre, eine außerordentliche Vorstands-Sitzung abgehalten, welche wiederum im bischöflichen Palais in Mainz am 17. April stattfand und sehr zahlreich besucht war.

Den Jahresbericht für 1889 haben Mitglieder und Theilnehmer zur gewöhnlichen Zeit erhalten. Eines ganz besondern Beifalls hatte sich die erste Vereinsschrift zu erfreuen: Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ostafrica, Reise-Tagebuch von P. August Schynse, herausgegeben von Karl Hespers. Die Aufmerksamkeit welche diesen Aufzeichnungen des bekannten Missionars in den weitesten Kreisen zu Theil ward, veranlaßte die Veranstaltung einer zweiten Auflage und kam außerdem nachträglich noch der von demselben Verfasser herrührenden ersten Vereinsschrift des vorigen Jahres „Zwei Jahre am Congo“ zu gut, von welcher neuerdings an dreihundert Exemplare durch den Buchhandel abgesetzt wurden. Als zweite Vereinsschrift für das laufende Jahr ist so eben zur Versendung gelangt: Die deutschen Sterbebüchlein von der ältesten Zeit des Buchdrucks bis zum Jahre 1520. Mit 9 Facsimiles, von Dr. Franz Falk. Die dritte ist in Vorbereitung.

Von dem Historischen Jahrbuch, herausgegeben von Herrn Professor Dr. Grauert unter Mitwirkung von Herrn Dr. Weiß, liegen die drei fälligen Quartalhefte des elften Bandes, 672 Seiten stark, vor. Die Zahl der Abonnenten aus der Gesellschaft betrug im laufenden Jahre 413, die der Tausch- und Freiexemplare 73, während durch den Buchhandel 172 Exemplare abgesetzt wurden. Die Redaction ist nach wie vor bemüht, den Lesern des Jahrbuches gehaltvolle wissenschaftliche Specialarbeiten, kleinere Mittheilungen, ausführliche Besprechungen einzelner neuer historischer Werke, dann aber vor allem eine möglichst umfassende orientirende Uebersicht über den Inhalt historischer und verwandter Zeitschriften, sowie selbständiger Werke aus dem Bereiche der Geschichtslitteratur zu bieten. Hervorragende Auto-

ritäten, denen die bibliographischen Hülfsmittel großer Bibliotheken zu Gebote stehen, haben rückhaltlos die Dienste anerkannt, welche das historische Jahrbuch ihnen geleistet hat; um so mehr darf angenommen werden, daß es die Studien derjenigen Interessenten erleichtert, welche fern von den großen Centren des wissenschaftlichen Lebens ihre Arbeiten zu fördern genöthigt sind. Neuerdings sind Verbindungen mit französischen Gelehrten angeknüpft worden, um die reiche historische Litteratur Frankreichs demnächst eingehender berücksichtigen zu können.

Von dem Staats-Lexicon, redigirt von Herrn Dr. Bruder in Innsbruck, liegt nunmehr der erste Band vollständig vor; von dem zweiten sind das erste und zweite Heft, bis Dismembration reichend, erschienen.

Das auf Veranlassung und mit Unterstützung der Gesellschaft erscheinende Philosophische Jahrbuch hat sich auf der gewonnenen Höhe zu behaupten gewußt. Im Jahre 1889 erschienen fünf Hefte, so daß mit Ablauf des Kalenderjahres die beiden ersten Bände complet vorlagen, von dem dritten Bande sind die fälligen drei Quartalhefte an den entsprechenden Terminen ausgegeben worden. Da Herr Dr. Pohle im vorigen Herbst einem ehrenvollen Rufe an die katholische Universität in Washington Folge geleistet hat, ist die Redaction von Herrn Dr. Gutberlet mit Unterstützung von Herrn Dr. Schmitts weitergeführt worden. Die Zahl der Abonnenten aus der Gesellschaft betrug 229, der Abnehmer im Buchhandel 120, die der Tausch- und Frei-Exemplare 21.

Zu dem Archiv für Litteratur- und Kirchengeschichte des Mittelalters, mit Unterstützung der Görresgesellschaft herausgegeben von den Herren PP. Denifle und Ehrle, sowie zu der Bibliothek des Campo Santo der Deutschen in Rom hat das bisherige Verhältniß fortgedauert.

Unterstützung einzelner Gelehrten und Schriftsteller zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke hat, theils in Fortsetzung älterer Bewilligungen, theils auf neue Anregung hin in sieben Fällen stattgefunden. Der Vorstand hält indessen an der Auffassung fest, daß „Ausgaben dieser Art, insbesondere Druck-Unterstützungen, in Zukunft im Interesse der großen fortdauernden Unternehmungen und auch zugleich in consequenter Weiterentwickelung des ursprünglich vorgefaßten Programms zurücktreten und auf einzelne Ausnahmefälle beschränkt werden sollen".

An dem von der Gesellschaft begründeten historischen Institut in Rom waren im vergangenen Winter die Herren Dr. Kirsch und Dr. Hagen, P. Amman und Kaplan Schlecht beschäftigt, die beiden Erstern mit der Bearbeitung der Cameral-Acten aus dem 14. Jahrhundert, die zwei Andern mit der der Nuntiatur-Berichte aus der Zeit Sixtus' V. Die Vorarbeiten sind so weit gefördert, daß voraussichtlich im nächsten Jahre mit dem Druck einer ersten Publication begonnen werden kann. Selbstverständlich erfordert der Bestand und die weitere Entwickelung dieses Unternehmens die Aufwendung erheblicher Mittel; der Vorstand glaubt indessen der Hoffnung sich hingeben zu dürfen, daß der allgemeine Beifall, welcher demselben sofort bei seiner Begründung entgegengebracht wurde, dazu beitragen werde, der Gesellschaft fortdauernd neue Freunde zu erwerben. Bei dem Anwachsen der Aufgaben ist allerdings ein Zuwachs an Gesellschafts-Mitgliedern dringend erforderlich.

Am Schlusse der geschäftlichen Sitzung sprach Herr Domcaplan Dr. Jos. Ant. Endres über kunstgeschichtliche Sehenswürdigkeiten der Stadt Augsburg. Nachstehend der Wortlaut.

Es ist bei den Generalversammlungen der Görres-Gesellschaft Sitte geworden, die anwesenden Gäste über bemerkenswerthe Erscheinungen des Versammlungsortes durch einen Vortrag zu orientiren. Der Themata allgemeinern Interesses, die sich zu diesem Behufe aus der reichen Geschichte der hiesigen Stadt entnehmen ließen, wären nicht wenige. Ich könnte Sie hindurch führen durch den wechselvollen innern und äußern Entwickelungs-

gang der Stadt; ich könnte Ihnen zeigen, wie sie ihren ersten Glanz den Zeiten des römischen Kaiserthums verdankt, wie sie nach den Verheerungen der Völkerwanderung und den Einfällen der Hunnen auflebt unter dem segensvollen Wirken des großen h. Ulrich, wie sie blüht als bischöfliche Stadt. — Allerdings können wir ihr diese Bezeichnung nicht lange beilegen. Denn unter den Hohenstaufen wußte sich die Bürgerschaft eigene Rechte und eine gewisse Selbständigkeit zu erwerben, und unter Rudolph von Habsburg erhielt die Stadt bereits die Reichsfreiheit. Seit jenen ersten Freiheitsbestrebungen sehen wir zwischen Bischof und Bürgerschaft eine Spannung eintreten, welche dazu führte, daß der Bischof gegen das Ende des 15. Jahrhunderts seine Residenz nach Dillingen verlegte, welche fortdauerte, bis der letzte Nachfolger des hl. Ulrich, den das Herkommen mit dem Glanze weltlicher Herrschaft schmückte, fern von seiner Bischofsstadt die Augen schloß. Unter der Bürgerschaft selbst herrschten Jahrhunderte lange Rangstreitigkeiten zwischen den Patriziern und Zünften. — Dies alles und der hohe Aufschwung der Stadt im 15. Jahrhundert, ihr Sinken von der erreichten Höhe seit der Reformation durch die Verlegung der europäischen Handelswege, durch die Kriege bis zur Säcularisation und Mediatisirung, — dies alles würde sich zu einem Bilde von dramatischer Wirkung vereinigen lassen.

Doch in der politischen Geschichte und in den politischen Gestaltungen lebt sich die volle Veranlagung der zu einem Gemeinwesen vereinigten Menschen nicht aus. Ihr Geist und Herz und ihre höchsten Ideale blicken uns verkörpert entgegen aus den Werken ihrer Künste. Mit Recht dürfen diese daher ein hohes Interesse in Anspruch nehmen. Darum lade ich Sie ein, die Kunstschöpfungen der hiesigen Stadt mit mir einer Betrachtung unterziehen zu wollen. Ich kann diese Einladung damit begründen, daß bereits eine der ersten geschichtlichen Nachrichten über die Stadt auf den Glanz künstlerischen Schmuckes schließen läßt, wenn nämlich Tacitus von ihr als der splendidissima Rhetiae provinciae colonia redet, — daß von der Augsburger Pracht in frühern Zeiten sprüchwörtlich die Rede war.

Es stünde nun heute allerdings ein Mann an meiner Stelle, welcher mit der Entwickelung unserer Stadt im Ganzen wie im Einzelnen mehr vertraut ist, wenn er nicht an's Krankenlager gefesselt wäre[1]), und ich weiß nicht, ob ich meiner Aufgabe vor einer so gelehrten Versammlung gerecht zu werden vermag. Doch werde ich versuchen, Sie auf das Wesentliche der erhaltenen Kunstschöpfungen und des wirklich Sehenswerthen hinzuweisen, ohne bei der ästhetischen Würdigung des Einzelnen zu verweilen.

Die Stadt Augsburg, ursprünglich eine Veste der Likatier, wurde bereits im J. 14 v. Chr. römische Colonie. Wenn wir bedenken, daß sie der Sitz des Präses der Provinz war, ein Hauptwaffenplatz, der Knotenpunkt von acht Hauptstraßen, eines der wichtigsten Vermittelungsglieder des von Italien ausgehenden Binnenhandels für das nördliche Germanien, so flicht sich in unsere reconstruirende Vorstellung dieser Römerstadt unwillkürlich der Gedanke an eine hier blühende Kunst ein. In der That weisen die Ueberreste des hiesigen römischen Antiquariums auf große monumentale Bauten, auf einen Bestand von Bildwerken in Erz und Stein. Es sei hier nur erinnert an die Reste mächtiger Säulen, an einige bedeutende Sepulchralsculpturen, an das merkwürdige Reliefbild der duumviri der Stadt, an einen vergoldeten Pferdekopf aus Bronze in mehr als natürlicher Größe, welcher vermuthlich von einer imposanten Reiterstatue herrührt. Doch ein Denkmal aus jener Welt, welche nunmehr der Schutt von anderthalb Jahrtausenden deckt, und deren Ueberreste aus einer Tiefe von 10, 20 bis 30 Fuß geholt werden müssen, verdient besondere Beachtung, wenn auch nicht um des Kunstwerthes willen: es ist ein einfacher antiker Steinsarg ohne Schrift und Schmuck, den eine der Seitenkapellen der St. Ulrichskirche

---

[1]) Herr Domcapitular Raffler, welcher ursprünglich einen localhistorischen Vortrag zugesagt hatte.

aufbewahrt. Dieses Denkmal vermittelt zwischen der heidnischen und christlichen Zeit; es ist der ehrwürdige Sarg, in welchem die hl. Afra von ihrem Martertode bis zum Jahre 1804 ruhte. Ueber der Memoria dieser hervorragendsten Blutzeugin für den christlichen Glauben in unsern Gauen ragte das erste christliche Kirchlein empor. Es ragte empor, da die Fluthen der Völkerwanderung kamen und da sie sich wieder verliefen, so daß in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts der christliche Dichter Venantius Fortunatus, von Ravenna aus auf einer Wallfahrt nach Tours zum Grabe des hl. Martin begriffen, hier bei den Reliquien der hl. Afra seiner Andacht obliegen konnte. Dieses Heiligthum war auch, wie man annimmt, die erste bischöfliche Kirche. Doch nicht allzulange, denn kurz nach Wigo's oder Wikterp's, des ersten historisch beglaubigten Augsburger Bischofs Zeiten († c. 750), müssen wir den historischen Zeugnissen zufolge auf eine eigene ecclesia matrix der Diöcese, eine Kathedrale, schließen. Nun stand St. Afra an der Stelle, wo sich heutzutage noch St. Ulrich und Afra erhebt, die Kathedrale auf dem Platze der jetzigen Domkirche. Das wurden und blieben also die beiden Pole der Stadt; an sie bauten die Bewohner ihre Häuser; zwischen ihnen bewegt sich jene hochinteressante, nicht etwa nach einem vorgefaßten Plane geschaffene, sondern historisch gewordene Hauptstraße, die wohl nur wenige ihres Gleichen haben dürfte.

Aus jenen frühen Jahrhunderten haben sich nur wenige kunstgeschichtliche Erinnerungen erhalten, nämlich ein 18 cm langes Seidenband, angeblich vom Gürtel der allerseligsten Jungfrau, ein Geschenk der Kaiserin Hemma († 876), Gemahlin Kaiser Ludwigs des Deutschen, an Bischof Witgar von Augsburg, den Kanzler ihres Gemahls, und zwei weitere, mit Schriftzeichen aus der karolingischen Zeit durchwirkte Seidengürtel; außerdem ein in golddurchwirktes Seidenzeug gehülltes Armbein des hl. Apostels Bartholomäus, welches das in Silber getriebene Bild des Heiligen schmückt. Die Fassung dieser Reliquie ist byzantinischen Ursprungs.

Der Beginn einer ersten Blütheperiode der christlichen Stadt knüpft sich an die große Erscheinung des h. Ulrich. Er ist nicht nur der verehrungswürdige Heilige, er ist der „Vater des mittelalterlichen Augsburg", der Mitretter Deutschlands gegenüber den Hunnen. Die Zeitläufte selbst zwangen ihn zu den verschiedenartigsten Unternehmungen, vor allem zu reger Bauthätigkeit; denn als er nach seiner bischöflichen Consecration i. J. 924 in die Stadt zurückkehrte, fand er, wie sein Biograph Gerhard erzählt, die Mauern der Kirche (worunter wir die damals schon „tuom" genannte Kirche zu verstehen haben) überall heruntergekommen und überhaupt alle Gebäude in einem höchst ruinösen Zustande. Er sorgte nun vor allem für Sicherheit der Stadt durch Mauern und Bollwerke und ging dann, nachdem er so bereits i. J. 926 einen neuen Ansturm der Hunnen ausgehalten, an die Werke des Friedens. Er stellte den Dom wieder her und nahm Erweiterungen an demselben, namentlich an der Krypta vor. Als bei einem neuen Einfalle der Ungarn in dem entscheidungsvollen Jahre 955 die Afrakirche, welche noch bis tief in's Mittelalter hinein außerhalb der Mauern stand, verbrannt worden war, baute er sie vergrößert wieder auf, schmückte sie mit einem schönen gewölbten Portale und ihre Wände mit Gemälden. Außerdem errichtete er südlich vom Dome die ehemalige Pfarrkirche des Domsprengels, St. Johannes dem Täufer geweiht. Von diesen Bauwerken hatte sich eine, die Johanneskirche, bis in unser Jahrhundert herauf gerettet. Sie fiel aber leider i. J. 1809 einer wahllosen Zerstörungssucht zum Opfer. Es war eine 120 Fuß lange und halb so breite Hallenkirche mit östlicher Apsis. Man hatte vermuthet, daß der alte Theil der Domkrypta wegen der archaistischen Form der Capitele ebenfalls auf die Zeit des h. Ulrich zurückzuführen sei. Allein diese Vermuthung hat sich nicht bestätigt, da sich die nämlichen Capitelformen an den Schallöffnungen der später entstandenen Thürme des Domes finden. Von monumentalen Zeugen aus der Zeit des h. Ulrich ist also nichts mehr übrig geblieben.

Dagegen haben sich noch kostbare Erinnerungen an die Person des Bisthumspatrons erhalten in den drei seidenen Glockencaseln, von denen die eine in der Sacristei von St. Ulrich, die beiden andern im bischöflichen Museum aufbewahrt werden. In ersterer ruhte der Heilige im Grabe, bis die hl. Gebeine unter Bischof Hartwick I. 1183 erhoben wurden. Sie ist begreiflicher Weise am wenigsten gut erhalten und verdankt überhaupt ihre Erhaltung nur der eigenthümlichen Art, in welcher der Leichnam beigesetzt worden war; um so besser dagegen die beiden übrigen. Die eine besteht aus weißem Seidenstoff, ist mit braunen und rothen Bordüren eingefaßt und trägt auf dem Rücken in rother Schnur ein Kreuz mit aufsteigenden Querbalken. An Stelle von Mustern im Stoffe sind in höchst primitiver Weise kleine Sterne und Rosetten aufgenäht. Die andere ist aus gelbem gemustertem Seidenstoffe, grüne Borden bilden auf ihrer Rückseite ein gerades Kreuz. Die sogenannte Haube des hl. Abundius im bischöflichen Museum, welche St. Ulrich mit Reliquien dieses Heiligen aus Italien brachte, ist, wie es scheint, nichts anderes als ein außerordentlich seltenes Muster für die älteste Form der bischöflichen Mitra. Unter anderm erfreut sich die Ulrichskirche noch des Besitzes zweier bedeutender Reliquien aus dieser Zeit. Beide haben ihre eigene große Geschichte hinter sich; denn Kriegs- und Friedenszeiten, Zeiten ungestörter Frömmigkeit wie religiöser Erregung und schaler Aufklärung spiegeln sich in dem Schicksal derselben. Es ist dies der Ulrichskelch und das Ulrichskreuz. Von dem Kelche stammt nur die einfache breite kupferne Kuppa aus der Zeit des h. Ulrich. Sie ward bei seiner Erhebung im Grabe gefunden. Dagegen gehören der silberne Ueberzug derselben sowie der Krystallknauf des Kelches und der Fuß in getriebener Arbeit der Zeit der Auffindung an. Das Ulrichskreuz hat im Laufe der Zeit Kunst und Sage mit gleich wunderbaren Zuthaten umgeben. Nach der Sage soll es ein dem h. Ulrich während der Ungarnschlacht durch einen Engel gebrachtes Siegeszeichen sein. Offenbar ist es jedoch nichts anderes als eine größere Kreuzpartikel, welche der Heilige als Pectorale trug. Die ursprüngliche Einfassung des Kreuzes hat der berühmteste hiesige Goldschmied des 15. Jahrhunderts, Nicolaus Seld, mit einem unschätzbaren Gehäuse in Kreuzesform umgeben, auf dessen Rückseite die oben erwähnte Legende dargestellt ist. Wir schauen hier auf kleinem Raume ein figurenreiches, buntbewegtes Schlachtenbild, und es ist kaum glaublich, wie es der Stift des Ciseleurs zu Stande bringen konnte.

So groß nun auch die Sorgfalt Ulrich's beim Baue des Domes nach dem ausdrücklichen Berichte gewesen sein mag, er überdauerte das Leben des Heiligen nur um weniges; 994 stürzte er zusammen, a se ipso wie die Augsburger Annalen berichten. Bischof Luitold, von der h. Kaiserin Adelheid unterstützt, machte sich alsbald an den Neubau. Und nun erstand in einer Zeit, da man in der Architektur bereits zu mehr stilistischer Klarheit und größerer technischer Sicherheit gekommen war, ein Bau, in dem uns jene Culturstufe ihr Bestes bietet, der als eines der ersten Entwickelungsglieder einer ganzen Reihe von Werken des nunmehr rasch aufblühenden romanischen Stiles in Süddeutschland sich bis auf unsere Tage erhalten hat. In einem Zeitraum von ungefähr zehn Jahren erhob sich auf neun Pfeilern eine dreischiffige, flachgedeckte Basilica mit westlichem Querschiff, West- und Ostapsis und zwei östlichen Seitenthürmen. Die Thürme und die Flügel des Querschiffes laden gleich weit aus, so daß sich das Ganze auf wohlproportionirtem Plane aufbaut. Die Details der Bauglieder sind noch die denkbar einfachsten. Wir sehen sie hier für den romanischen Stil so zu sagen erst im Werden begriffen. So sind die trapezförmigen Capitele der ältern Krypta und der Schallöffnungen der Thürme einfach nach unten etwas gerundet und schließen sich in dieser Form unmittelbar an den Säulenschaft an. Eben so einfach sind die Sockel und Kämpfer der Pfeiler, während die spätern romanischen Anbauten, die größere Krypta, das Portal zum Kreuzgang, der Capitelsaal des ehemaligen Monasteriums, ein romanisches Portal im jetzigen Ordinariatsarchiv bereits ausgebildetere, ja theilweise sehr schöne Formen aufweisen.

Von der ursprünglichen Ausstattung des Domes hat sich nur wenig erhalten, so eine von zwei Löwen in einer senkrecht gestellten Platte getragene bischöfliche Kathedra und ein räthselhafter Steinbogen im westlichen Chore, Ueberreste von riesigen Figurenmalereien hinter den gothischen Ueberwölbungen im südlichen Flügel des westlichen Querschiffs, einige kleine Metallbildnisse vom ehemaligen Hauptaltar, welche jetzt das bischöfliche Museum aufbewahrt; außerdem aber zwei Gegenstände, welche mehr als der Dom selbst das Interesse der Kunstforscher in den weitesten Kreisen in Anspruch genommen haben, nämlich das Bronze-Thor und die alten Glasgemälde. Ueber ersteres existirt bereits eine größere Litteratur in den umfangreichern Kunstgeschichten und den Monographien von Allioli, Karch, Maier und Merz. Während man früher die Bilder in willkürlicher und unmethodischer Weise bald als „Kreislauf des menschlichen Heiles", als „Kampf des Menschen mit der Sünde, sein Sieg, die Erlösung", bald als vollständige alt- und neutestamentliche Geschichte oder gar als Darstellung des Reiches Gottes in Staat und Kirche deutete, suchte neuestens Merz in einer Tübinger Dissertation an der Hand gleichzeitiger homiletischer Schriftsteller uns aus dem Gesichtskreise der Zeit eine Erklärung zu geben, welche in wesentlichen Punkten von überzeugender Beweiskraft begleitet ist. Jene 33 Erzgußtafeln, welche vormals als zwei Thüren die östlichen Eingänge in die beiden Seitenschiffe des Domes schlossen, sind weder rein historisch noch eigentlich allegorisirend, sondern vielmehr typologisch zu erklären. Alle jene alttestamentlichen Gestalten und Scenen sind als Typen auf Christus und seine Kirche zu beziehen. Entstehung, zeitlicher Zustand, endliche Vollendung der Mission der Kirche, das bildet den Gegenstand der Darstellungen. „Mit dem entwickelten Inhalte ihrer Bildwerke stehen aber die Augsburger Thüren, wie Merz bemerkt, unter den verwandten Kunstdenkmälern einzig da."

Einzig stehen aber auch da die fünf Glasgemälde in den Rundbogenfenstern der Südseite des Schiffes mit den Darstellungen von Moses, David, Daniel, Osee und Jonas. Mögen nämlich die Anschauungen der Kunstkenner in der Angabe des Alters noch so weit auseinandergehen, — so viel bleibt gewiß: sie gehören zu den ältesten existirenden, wenn nicht die Behauptung des verdienten Herberger Recht behält: „sie sind die ältesten in der Welt".

Im Jahre 1012 wurden unter Bischof Bruno, dem Bruder Heinrich's II., die Benedictiner von Tegernsee nach Augsburg berufen, ein Ereigniß von größter Bedeutung für Augsburg's Kunst- und Culturgeschichte. Derselbe Bischof gründete das Canonicatstift St. Moriz. Im folgenden Jahrhundert entstanden die Augustiner-Chorherrenstifte St. Georg und Heilig-Kreuz. Nur die Thürme uud bei St. Moriz das Schiff der Kirche weisen jetzt noch auf jene Zeit zurück. Dagegen hat sich das Canonicatkirchlein St. Peter hinter dem Perlachthurme erhalten. Es ist ein dreischiffiger Hallenbau mit geradem Chorabschlusse und runden Seitenapsiden.

Von den Werken der Kleinkunst, welche noch in jene Periode zurückreichen, darf eine hervorragende Kostbarkeit Augsburg's nicht übergangen werden, nämlich die jetzt noch im Gebrauche befindliche Monstranz von h. Kreuz, in welcher eine am Ende des 12. Jahrhunderts transformirte h. Hostie aufbewahrt wird. Diese Monstranz ist ihrem ältesten Bestandtheile nach ein reliquiariumartiges romanisches Kästchen mit der Darstellung der zwölf Apostel in getriebener Arbeit, das sich nicht nur seinem Stifter, sondern, was für jene Zeit gewiß selten ist, auch seinem Urheber nach ausweist, indem es besagt: Conradus de Lindowe fecit me, pro quo orate. Später wurde aus der Vorderseite dieses Reliquiars ein Ausschnitt gemacht, damit das „wunderbarliche Gut" gesehen werden konnte, und das Ganze von dem seinem früher erwähnten Bruder ebenbürtigen Georg Seld mit einem Fußgestell und einem wunderbar zart ausgeführten gothischen Baldachin-Ueberbau versehen, so daß wir hier ein typisches Muster für die Entstehung der Monstranzen und Ostensorien aus Turris und Reliquiar der romanischen Zeit vor uns haben. Die Renaissance- und Barockzeit

hat die Arbeit Seld's durch weitere Zuthaten, namentlich durch Aufsetzen einer Krone fast ganz unsern Blicken entzogen, uns dafür aber durch eine wahre Fluth von Perlen und kostbaren Steinen, die sie über die ganze Monstranz ausgoß, zu entschädigen gesucht.

Wir treten in die Periode der Gothik. Gleichzeitig mit dem Aufblühen der Gothik sehen wir Augsburg seiner mittelalterlichen Größe entgegenreifen. Es begann da jene Zeit, welche die Augsburger Pracht sprichwörtlich machte. Da gewahren wir ein reiches Bürgerthum im Patriziate, das seinen im Gewerbe gewonnenen Reichthum durch Handel und Geldgeschäfte in's Unberechenbare steigerte, mit dessen Geld Kaiser und Fürsten ihre Unternehmungen wagten und Kriege führten: wir treffen ein kunstgeübtes Bürgerthum in den Zünften, dessen Thätigkeit ausgiebige Nahrung und Anregung fand in den Bestrebungen der Geistlichkeit und der zahlreichen Klöster, der kunstliebenden, in großen Handelsverbindungen stehenden Reichen, des städtischen Gemeinwesens selbst, der Fürsten, vorab eines kunstsinnigen Kaisers Maximilian.

Nach einigen zufälligen Veranlassungen zum Bauen durch Einsturz und Brand um's Jahr 1300 machte sich jene instinctive Baubewegung, welche damals von Frankreich aus immer weitere Kreise zog, auch hier bemerkbar. Da zu einem großen selbständigen Neubau keine Veranlassung vorlag, so versuchte man seine Kraft in der Umgestaltung des Domes. Und es muß als eine wahrhaft geniale Conception bezeichnet werden, gleichviel ob sie die Erfindung eines Einzigen oder das Resultat der Pläne sich ablösender Bauherren sein mag, welche das vorhandene Gebäude so zu verwerthen und umzugestalten wußte, daß sich mit den hinzugekommenen Neubauten das jetzige harmonisch gestimmte Ganze herausstellte. Wenn Professor Kraus in seiner vor einigen Monaten zu Gunsten der Restauration des Freiburger Münsters gehaltenen Rede bemerkt, man könne unsere mittelalterlichen Baudenkmäler in zwei Klassen theilen; die Werthschätzung derselben hange nur davon ab, welchem Gesichtspunkte man den Vorzug ertheile: es gebe Denkmäler, welche vor allem durch die Einheitlichkeit und Harmonie all ihrer Theile wirken, und solche, die sich nicht als ein harmonisches Ensemble, nicht als der glückliche Wurf eines einzigen großen Meisters darstellen, sondern als ein Product von Jahrhunderten, deren wechselndes Wesen sie verkörpern, — so brauchen wir vom letztern Gesichtspunkte aus unsern hiesigen Dom nicht in den letzten Reihen der mittelalterlichen Baudenkmäler zu suchen.

Der opferwillige Domcustos Konrad von Randeck begann im Jahre 1321 die Gothisirung. Er setzte den romanischen Pfeilern die gothischen Dienste vor, wölbte die flachen Decken ein, durchbrach die Wände der Seitenschiffe und fügte zwischen den Thürmen und Querschiffsflügeln je ein neues hinzu. So ward eine Weite und Breite des Raumes geschaffen, von deren Druck nur eine entsprechend frei emporstrebende Höhe entlasten konnte. Deshalb ist es wahrscheinlich, daß schon damals der Plan zu dem mächtigen Chorbau beschlossene Sache war. Letztern ließ vom Jahre 1356 an Bischof Marquard, der Kanzler Karls IV., nach französischem Grundrißsysteme, ähnlich wie beim Veitsdom zu Prag, ausführen. Er erhebt sich fünfschiffig in eine freie lichtvolle Höhe. Der eigentliche Chor schließt mit drei Seiten aus dem Zwölfeck, die nächsten Schiffe bilden den Umgang, die letzten lösen sich in dem Kapellenkranz auf.

Im Jahre 1346 waren bereits die beiden herrlichen Portale fertig. Die Figurenwerke ihrer Tympana sind Darstellungen aus dem Marienleben. Die Statuen unter den geschweiften Bogen des Nordportals, zum Theil aus älterer Zeit stammend, scheinen jedoch nur zufällig zusammen gestellt zu sein, und allen versuchten Erklärungen zum Trotze eine einheitliche Beziehung nicht zuzulassen.

Während bis zur Vollendung des Domes im Jahre 1410 alles in den maßvollen Formen der besten Zeit des gothischen Stiles gehalten ist, tritt in der decorativen Ausstattung des Westchores an der Wende dieses Jahrhunderts die ganze Ungebundenheit der Spätgothik zu Tage. Weil jene Meister, unter denen auch der berühmte Burkard Engel-

berg genannt wird, nur zu Zwecken der Ausschmückung arbeiten durften, so wollten sie, wie es scheint, zeigen, was sie darin zu leisten vermochten, und schufen nun ein an's Barocke streifendes, wahrhaft verwirrendes Gewoge von decorativen Formen.

Der Name Burkard Engelberg's, des Erbauers der St. Ulrichskirche, führt uns zum letzten großen monumentalen Bau, der unter dem Einfluß der Kirche entstand, dem dauernden Denkmale über einem Ort, an welchem acht Jahrhunderte lang die Regel des h. Benedictus blühte. Dieses Münster, das bereits im Jahre 1474 begonnen worden war, wurde erst im Jahre 1603 im gothischen Stile vollständig ausgebaut. Es ist der imposanteste Bau der Stadt. In den Gurten der Netzgewölbe, welche verschlungen und verflochten und im Mittelschiffe zum Theil übereck gestellt sind, sowie in den Maßwerken der Fenster, deren Kreisrund und Oval, willkürlich eingeführt, sich durchschneiden und plötzlich abbrechen, zeigt sich die ganze Freiheit und spielende Virtuosität der Spätgothik, welche freilich vor dem strengen Ernste des Kunstkritikers nicht bestehen können, obwohl sie der feierlichen Ruhe und erhabenen Größe des Ganzen keinen Eintrag zu thun vermögen. „Das ganze Bauwerk", bemerkt Sighart, obwohl großartig, schlank, keck und künstlich, zeigt doch bereits arge Verirrungen; die Decoration überwuchert alle Hauptformen, alles scheint erlaubt und schön, was der Bewegung des Cirkels entspringt."

Aber nicht die Architektur war es, welche das Augsburg von damals so berühmt machte; vielmehr waren es die andern Künste, seine Glas-, Fresco- und Tafel-Malerei, seine Bildschnitzerei und Bildhauerei, seine Gold- und Silber-Arbeiten. Von all dem ist freilich nur mehr ein ganz armseliger Rest erhalten; denn mitten im reichsten Blühen aller Künste brach der Bildersturm los, welchen Augsburg um seiner zum Zwinglianismus hinneigenden Richtung willen doppelt fühlen mußte. „Die Pfaffen, Mönche, Nonnen," sagt Schertlin von Burtenbach in seiner Lebensbeschreibung, „sind um Lichtmeß 1537 aus der Stadt gezogen und getrieben worden, und alle Altäre, hölzerne und steinerne Bilder hinweggethan. Zu welchem Handel und um Aufruhr zu verhüten, habe ich 200 Knechte unter mir gehabt." Mehr als zehn Jahre blieben dann die Klöster und die Pfarrkirchen den Händen der religiösen Neuerer preisgegeben.

Gehen wir auf einzelne erhaltene Kunstwerke ein, so kannte man trotz der vielen Nachrichten der Chronisten über die Pflege der Wandmalerei bis vor zehn Jahren ein einziges Bild dieser Art: den Tod Mariens vom Jahre 1469 in der St. Jacobskirche. Damals entdeckte man ebendort noch die Krönung Mariens und die über 3 m hohe Figur des h. Antonius des Einsiedlers. In dieser kolossalen Gestalt von großer Wirkung ist durch die Verrenkung der Glieder das Alter vortrefflich charakterisirt, während aus dem Antlitze eine seelenvolle, fast jugendliche Anmuth spricht. Vor wenigen Wochen führte sodann die Restauration der Goldschmiedskapelle zu einem neuen Funde. Es sind Bilder im Stile der monumentalen Flachmalerei, wohl aus dem 3. Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts: die Geburt Christi, die hl. drei Könige, mehrere Scenen des Leidens, das Gericht, St. Georg im Kampfe mit dem Drachen darstellend, — Bilder, deren Bedeutung für die Kunstgeschichte vorzüglich in der angewandten Technik liegt, da sie nicht al fresco aufgetragen, sondern nach einer angestellten Untersuchung mit Oelfarben auf Gypsmarmorgrund gemalt wurden.

Für die Glasmalerei vereinigt der Dom in den wenigen aber aus verschiedenen Perioden stammenden Bildern eine Art Compendium der Entwickelung dieser Kunst in sich.

Die Tafelmalerei können wir jedoch noch Schritt für Schritt verfolgen, angefangen von dem ältesten datirten Bilde im bischöflichen Museum aus dem Jahre 1439 bis zu den Einflüssen der flandrischen Schule und Italiens unter Hans Burkmair und Holbein dem Aeltern bis zu dem völligen Uebergang in die Formen der Renaissance und dem allmäligen Verschwinden des Charakters der einheimischen Schule in Amberger, von dessen schönsten Bildern eines die Wolfgangskapelle des Domes schmückt, vorzügliche Portrait-

malereien das königliche Museum. Kunstwerke von hohem Werthe aus dem Ende des 15. Jahrhunderts besitzt der Dom in den Gemälden der vier östlichen Wandpfeiler-Altäre, welche der ältere Holbein für das Kloster Weingarten gemalt hatte. Es ist in diesen vier Darstellungen: des Opfer Joachims, der Geburt Mariens, ihres Tempelgangs, ihrer Opferung Jesu im Tempel, das häusliche und öffentliche Leben mit einer Zartheit und Lieblichkeit und zugleich mit einer Hoheit und Grazie und in so leuchtender Farbenpracht geschildert, daß die ebenfalls hervorragenden figurenreichen Bilder Zeitbloms an den vier westlichen Pfeiler-Altären damit vergeblich wetteifern. Eine genauere Kenntniß der hiesigen Malerschulen ist übrigens in der königlichen Galerie zu gewinnen, dem ehemaligen Katharinenkloster, aus welchem selbst die berühmtesten Bilder der Galerie stammen.

Von der ehemals so blühenden Holzschnitzkunst können wir aus dem jetzt noch Vorhandenen keine Vorstellung mehr gewinnen, und selbst das Wenige, was die Stadt aufweist, wie z. B. der typisch schöne gekreuzigte Heiland auf einem Seitenaltar des nördlichen Seitenschiffes im Dome, der fränkischen Schule angehörig, kommt zum Theile von auswärts. Ebenbürtig steht diesem Werke fränkischer Kunst eines der schwäbischen gegenüber in der fast 2 m hohen Madonna des königlichen Museums. Einige andere bemerkenswerthe Leistungen finden sich zerstreut in dem genannten und dem bischöflichen Museum, im Dome und andern Kirchen, eine reizende heilige Felicitas mit ihren sieben Söhnen bei St. Peter.

Viel reicher sind wir an Werken der Steinsculptur. Es sind zumeist Sepulchralmonumente in den verschiedenen Kirchen der Stadt. Eine von selbst zur Galerie angewachsene Sammlung solcher Bilder vom Ausgange des 14. bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts findet sich jedoch im Kreuzgange des Domes. Sie stellen dar die Gottesmutter und eine Reihe anderer Heiligen; den Heiland auf dem Oelberge, am Kreuze, seinen Leichnam im Schooße der Schmerzensmutter von einem Engel in die Höhe gerichtet, Magdalena den Auferstandenen schauend: — lauter Bilder der Erlösung, des seligen Scheidens, des Trostes, der Hoffnung, des Vertrauens auf die Fürbitte der Heiligen, des entzückenden Auferstehens und Wiedersehens, — Werke, die namentlich von der Mitte des 15. Jahrhunderts an „an dem größten Triumphe theilnehmen durften, den deutsche Kunst gefeiert hat", wie Herberger sagt. Die schönsten unter ihnen stammen vermuthlich von Gregor Erhardt und Friedrich Hagenauer. Bezeichnet sind nur die einen andern Stil als die vorgenannten verrathenden, aber ebenfalls zum Besten zählenden Grabmäler des Friedrich von Zollern und Heinrich von Lichtenau im Dome, welche Hans Peuerlin schuf. Doch den eigentlichen Höhepunkt der Bildhauerei behaupten die im Jahre 1512 nach Dürer'schen Zeichnungen gefertigten Fugger-Grabmäler in der St. Annakirche. Allerdings das decorative Beiwerk hat diesen Höhepunkt auch bereits überschritten. In den Puten und Delphinen, den höchst unpassenden Satyren betreten diese Werke bereits einen abschüssigen Weg der Renaissance.

Während die bisher betrachteten Kunsterzeugnisse ihre Entstehung fast ausschließlich religiösen Impulsen verdanken, schuf die folgende Periode solche, in denen sich die Macht und das Ansehen des reichsstädtischen Gemeinwesens verkörpern sollte. Ein prunkliebendes, selbstbewußtes Bürgerthum will sich zeigen und spiegeln in der Pracht seiner öffentlichen Gebäude und Zierwerke sowohl als in dem Reichthum der innern Einrichtung und äußern Erscheinung seiner Wohnungen. Dies führt einerseits zu weitgreifenden baulichen Unternehmungen, anderseits zu einem Vorherrschen der Pflege der Kleinkunst und des Kunstgewerbes. Indeß haben auch auf kirchlichem Gebiete die Künste fortwährend noch Erhebliches geleistet.

Am Dome findet sich aus jener Periode außer einer erst spät angebauten Marienkapelle allerdings nur noch der im südlichen Chorseitenschiffe stehende Marmoraltar von dem sehr tüchtigen Bildhauer Georg Petel. Das mittlere Hauptrelief dieses Altares ist die Wiedergabe eines Abbildes von Schmidtner, das sich in der Chorsacristei des Domes befindet.

Das Bedeutendste, was jedoch damals in kirchlicher Kunst geschaffen wurde, sind die drei Hauptaltäre von St. Ulrich. Wie wir sahen, wurde hier erst im Jahre 1603 das gothische Gewölbe fertig. Als es sich hierauf um die Ausführung der Altäre handelte, hatte man, wie es scheint, für eine stilgerechte Behandlung derselben weder Geschmack noch Verständniß. Das letztere beweist der bereits im Jahre 1570 für die sogenannte Schneckenkapelle noch im gothischen Stile errichtete Altar in derselben Kirche. Man entschied sich daher auf Kosten der Einheitlichkeit der Kirche für die reiche Pracht der deutschen Spätrenaissance. Die Retabeln dieser großmächtigen Altäre ruhen auf kräftigen Voluten, laden in den figurenreichen Mittelstücken weit aus und erheben sich in mehrern Verjüngungen fast bis zu der 100 Fuß betragenden Höhe der Schiffe. Diese Meisterwerke eines imposanten, allzu üppigen Altarbaues stammen von auswärtigen Künstlern, den Weilheimer Bürgern Elias Greuter und Johann Degler. Auf den kleinern Seitenaltären besitzt diese Kirche bemerkenswerthe Gemälde von Christoph Schwarz, Peter Candid, Kager und Acham.

Unterdessen hatte sich die Renaissance auch an den Bauten der Stadt allmälig bemerkbar gemacht. Es war namentlich ein Schreiner Wendel Dietrich, welcher die „welsche Manier" vertrat, und da er des Zunftzwanges halber nicht selbst bauen durfte, den Architekten, z. B. einem Hans Holl, die Pläne schuf. Aber eine völlige Umgestaltung der Stadt im Geschmacke der neuen Richtung blieb dem berühmten Sohne des Hans Holl, Elias Holl, vorbehalten. Im Jahre 1601 zurückgekehrt von einer Reise nach Venedig, wo er die italienische Spätrenaissance in ihren strengen Formen kennen gelernt hatte, baute er als erstes hervorragendes Werk das Bäckerhaus am Perlachberge, das sich durch eine verschwenderische Profilirung mit Säulen und Gesimsen bemerkbar macht. Diese Leistung begründete sein Ansehen und ermuthigte ihn zu Größerm. Er machte sich zunächst an den Bau des Zeughauses. In ihm tritt bereits „zum ersten Male in Deutschland das malerische Fortissimo des italienischen Barocks rückhaltlos hervor", wie Dohme bemerkt. Nun wurde Holl Stadtbaumeister und mit der Ausführung des neuen Rathhauses betraut. Seinen Wünschen hätte es entsprochen, wenn er den neuen Auftrag in dem wirkungsvollen Stile der venetianischen Hochrenaissance mit ihren reichen Säulengalerien hätte ausführen dürfen. Allein der Wille des Rathes siegte über die Lieblingspläne des Architekten, und so kam es zu der jetzigen nüchternen Façade. Der Mittelbau erhebt sich um ein Bedeutendes über die balustradengekrönten Seiten und endigt in einen von Eckvoluten gestützten Giebel Es entstand so ein Bau, dessen äußere Erscheinung mehr durch die Masse als durch die architektonische Gliederung wirkt. Holl selbst war von seiner Wirkung nicht ganz befriedigt und suchte sie malerischer zu gestalten, indem er den Seiten zwei vom Viereck in's Achteck übergehende Kuppelthürme aufsetzte. Um so wirkungsvoller stellt sich nun aber das Innere dar. Müßte es doch nicht das Prunkstück Augsburgs, den sogenannten goldenen Saal, enthalten. Auch hier ist es zunächst das Großartige der Dimensionen, das uns fesselt; aber es ist nicht dies allein: Kunst und Handwerk schmücken diesen Raum in fast überreicher Weise. Ueber den Decorationsmalereien der untern Wandflächen, deren phantastische Figuren fast an die Erfindung eines Höllenbreughel erinnern, treten in drastischer Lebendigkeit die Bilder heidnischer und christlicher Kaiser hervor, während das Getäfel der Decke eine durchgeführte Allegorie der Weisheit umrahmt. Der Plan zur Decoration des Saales stammt wahrscheinlich von dem bekannten Augsburger Maler Kager. Ueberhaupt rührt die ganze äußere und innere Ausstattung des Baues, die herrlichen Oefen in den Fürstenzimmern abgerechnet, von Augsburger Bürgern her.

Mit der Herstellung des Rathhauses, welches Holl in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren vollendete, kam seine Thätigkeit noch lange nicht zum Abschlusse in der Stadt; er arbeitete noch an ungefähr 80 Gebäuden derselben in einer Weise, daß er das bisherige Aussehen derselben wesentlich änderte. Lübke charakterisirt diese Umänderung der Stadt zutreffend mit folgenden Worten: „Den gothischen Thürmen nahm er die spitzen Hüte ab

und setzte ihnen runde, wälsche Kappen auf, so daß in der ganzen Stadt auch nicht eine einzige gothische Thurmpyramide übrig geblieben ist; Zuchthäuser und Kirchen, Paläste und Festungsthürme wurden binnen wenigen Jahrzehnten so massenhaft in den Renaissancestil umgeschmolzen, daß die ganze Stadt wie uniformirt erscheint bis auf diesen Tag."

Ebenso berühmt als Augsburgs Rathhaus waren seine Zierbrunnen. Der erste im Geiste der Renaissance geschaffene stammt merkwürdiger Weise aus der Zeit des Bildersturmes. Damals wurde nämlich von dem Brunnen auf dem Perlach die Statue des h. Ulrich entfernt und vermuthlich als weniger abgöttisch jene Neptun's hingestellt. Der Augustusbrunnen mit seinen liegenden Flußgottheiten ward von Hubert Gerhard im Jahre 1594 vollendet; der Herkules- und Mercurius-Brunnen, beide von Adrian de Vries, sind um einige Jahre später entstanden. Die Meister dieser Zierden der Stadt sind also Niederländer; ihre Vorbilder lassen sich in Italien nachweisen. Zwei andere Bronzegüsse aus jener Periode, welche deutschen Meistern ihre Entstehung verdanken und deren Darstellungen mit dem Bewußtsein eines christlichen Volkes näher zusammenhängen, stehen diesen formvollendeten Kunstwerken keineswegs nach. Es ist das die Gruppe auf dem Kreuzaltare von St. Ulrich und der sinnvolle Façadenschmuck des Zeughauses, St. Michael im Kampfe mit Lucifer; beide sind von dem baierischen Bildhauer Joh. Reichel geformt und von dem Augsburger Wolfgang Neidhart gegossen.

Von der in Augsburg in der Periode der Renaissance in so hoher Blüthe stehenden Goldschmiedekunst sind kaum mehr einige Spuren zu sehen. Der Reisealtar des Cardinals Otto Truchseß im bischöflichen Museum, ein Ostensorium bei St. Max, eine Perle der Emaillirkunst, endlich eine aus späterer Zeit stammende kostbare Monstranz des Domes lassen uns nur noch ahnen, in welcher Feinheit und Schönheit und in welch' verschwenderischem Reichthum jene Werke ausgeführt wurden.

Als letzte große Leistung auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst wäre noch zu erwähnen die im glänzenden römischen Barockstil umgestaltete Kirche vom h. Kreuz, in ihrer jetzigen Form aus dem Beginne des 18. Jahrhunderts stammend, mit ihren kühnen Kuppeln und stolzen marmorirten Säulen und den farbenfrischen und lebensvollen Deckenbildern von Bergmüller.

Hieran schließt sich zwar noch eine ganze Reihe von kleinern Kunstschöpfungen auf allen Gebieten; sie gehören zum Theil noch selbständigern Meistern an; aber allmälig verlieren sie immer mehr an eigenthümlichem Gehalte und weisen endlich nur mehr die allenthalben verbreiteten Formen eines nivellirenden Manirismus auf.

Meine Herren! Ich habe nun in raschen Schritten eine manchfaltige Reihe von Erzeugnissen der Kunst durcheilt. Es wäre wohl eine Forderung der Kunstgeschichte gewesen, alle die Fäden aufzuweisen, welche die einzelnen Erscheinungen mit den Factoren der Gesammtentwickelung der Künste wie mit der Kunstthätigkeit in hiesiger Stadt als einem nicht zu unterschätzenden Knotenpunkte in jener Gesammtentwickelung verknüpfen. Allein es war nicht meine Absicht, eine Kunstgeschichte Augsburgs vorzutragen. Ich begnügte mich mit dem praktischen Gesichtspunkte, Ihnen das vorhandene Sehenswerthe in den einzelnen Künsten mit den wichtigsten orientirenden Bemerkungen vorzuführen. Und wenn mir dies nur halbwegs gelungen sein sollte, und wenn Sie das hier Gebotene schauen werden, nicht ohne jenen erhebenden Genuß, den wir zum Edelsten und Besten rechnen dürfen, womit uns menschliches Können und Schaffen zu beglücken vermag, so wird es mir mit den hiesigen Freunden der Görres-Gesellschaft zu großer Genugthuung gereichen.

Der Vortrag bildete eine sehr erwünschte Einleitung zu der nach Beendigung der Sitzung stattfindenden Besichtigung des Domes, bei welcher der hochwürdigste Herr Bischof selbst die Führung übernahm.

Die Mitglieder des Vorstandes konnten an derselben keinen Theil nehmen, sondern versammelten sich zu der in derselben Zeit abgehaltenen ordentlichen Vorstandssitzung. Erschienen waren die Herren: Bach (München), Bachem (Köln), Baeumker (Breslau), Binder (München), Bruder (Innsbruck), Dittrich (Braunsberg), Finke (Münster i. W.), Grauert (München), v. Hertling (München), Hüffer (Breslau), Hülskamp (Münster i. W.), Al. Schmid (München), Schneid (Eichstätt), Schütz (Trier), Will (Regensburg). Beschlossen wurde u. a. die Abordnung der drei Vorstandsmitglieder Grauert, v. Hertling und Hüffer zu dem am 1. April 1891 in Paris stattfindenden internationalen katholischen Gelehrten-Congresse.

Nachmittags 3 Uhr tagte die Section für Rechts- und Socialwissenschaft. Der Redacteur des Staatslexicons, Herr Dr. Bruder, erstattete eingehenden Bericht über den Fortgang des Unternehmens. In der daran sich anschließenden Discussion wurde unter vollster Anerkennung der Leistungen der Redaction von verschiedenen Seiten der Wunsch nach einer beschleunigten Fertigstellung des Werkes erhoben, ein Wunsch, dessen Erfüllung nahezu ausschließlich von der Präcision der Mitarbeiter abhängt. In der unmittelbar darauf folgenden, von Herrn Prälat Dr. Hülskamp geleiteten Sitzung der historischen Section berichtete Herr Professor Dr. Grauert über das Historische Jahrbuch und das Historische Institut in Rom. Beide Referate wurden von der Versammlung mit großem Interesse entgegen genommen.

Mittwoch, den 3. September, fand um 8 Uhr in der St. Ulrichskirche ein feierliches Requiem für die verstorbenen Mitglieder und Theilnehmer der Gesellschaft statt. Um 9½ Uhr begann die philosophische Section, unter Leitung des Herrn Professors Dr. Schütz, ihre Verhandlungen. Den ersten Vortrag hielt Herr Professor Dr. Bach über Leibniz' Verhältniß zu der Naturforschung. Er führte etwa Folgendes aus:

Nicht bloß von Seite berufener Geschichtsschreiber der neuern Philosophie, sondern von hervorragenden Vertretern der exacten Wissenschaften ist der Einfluß eines Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716) auf die Naturwissenschaften der Gegenwart anerkannt worden.

Wenn wir von der politischen Thätigkeit des großen Mannes hier vollständig absehen, so genügt schon ein flüchtiger Blick in die Reihe rein wissenschaftlicher Arbeiten, um in ihm den Repräsentanten der gesammten wissenschaftlichen Bewegung der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts zu erkennen.

Kaum wird eine irgendwie wichtige Frage der Zeit uns begegnen, für welche Leibniz nicht ein tieferes Interesse hegte, kaum ein Problem der Forschung, mit dem sich sein Geist nicht lebhaft befaßt hätte.

Dies ist der Grund, weshalb Lz. mit den hervorragenden Geistern Europa's, sei es persönlich, sei es brieflich, in Fühlung war, entweder fragend und anregend, oder antwortend und mittheilend; er, der Zeitgenosse eines Newton, Robert Boyle, Clarke, Johann Bernouilli, eines Huygens, John Locke, Spinoza, eines Arnauld, Bossuet, P. Lamy, des Mathematikers Collins u. v. A.

Gerade das 17. Jahrhundert erscheint uns als das Jahrhundert der großen Geister, der bedeutenden Forscher und Entdecker, der eigentlich tiefsinnigen Förderer des Wissens, im Unterschiede von dem 18. Jahrhundert, welches vielfach eine verflachende Aufklärung zu Tage zu fördern geeignet schien.

Bei Lz. finden wir gerade das Eigenartige wahrhaft großer Männer auf dem Gebiete des Forschens, daß er eine seltene Befähigung besaß, sich historisch in den verschiedensten Wissensgebieten zu orientiren, echt conservativ das Gegebene respectirend und gleichwohl überall Neues zu entdecken und als „Autodidakt" neue Bahnen zu eröffnen. In dieser Einzigartigkeit und Vielseitigkeit liegt wohl der nächste Grund, weshalb neuere Forscher wie Trendelenburg [1]), Erdmann, Nolen, Jakoby, S. Auerbach u. A. in Leibniz vorwiegend einen Schüler des Aristoteles und der Scholastik, dagegen ein Charles Thurot in ihm einen Cartesianer, wieder Andere dagegen in Lz. einen Anhänger der Atomistik eines Gassendi oder der „modernen mechanischen Physik" wenigstens im Sinne eines empiristischen Nominalismus [2]) gesehen haben. Guhrauer ist der Ansicht, daß Lz. sich schon in dem Jahre 1663 in der Schrift de principio individui [3]) gegen die aristotelische und scholastische Philosophie für den Nominalismus entschieden habe. David Selver meint, daß L. von Hause aus der modernen Richtung der Atomistik zugethan war, und die Harmonisirung der modernen mechanischen Weltbetrachtung mit der alten peripatetischen Physik durch eine Umdeutung der aristotelischen Physik zu Stande gebracht habe, welche des historischen Untergrundes entbehre [4]).

Diesen verschiedenen Deutungsversuchen gegenüber wird zugegeben werden müssen, daß in dem Entwickelungsgange des Lz.'schen Denkens thatsächlich eine Fühlung mit den genannten verschiedenen Denkrichtungen vorliege, daß er z. B. eben so wenig den Schüler eines Thomasius verleugne, als die frühzeitige Berührung mit den Vertretern der Atomistik und der mechanischen Causalerklärung im Sinne eines Demokrit und Gassendi, den „Corpuskularphilosophen", deren Terminologie er sich aneignete.

Nicht zu verkennen ist, daß der „Rationalismus" der Descartes'schen Philosophie schon früh seinen Einfluß auf Lz. ausgeübt hat.

Es ist gewiß, daß die Philosophie eines Lz. somit den Charakter eines Uebergangsstadiums von dem Alten zum Neuen repräsentirt. Darin liegt z. B. ihre eminente Nachwirkung, welche sie auf die moderne Naturwissenschaft ausgeübt hat. Eben so gewiß ist, daß dem scharfen Auge des genialen Mannes eben so wenig die „Schwierigkeiten" der Atomistik verborgen blieben; weshalb er es nie versäumte, gegen die Gefahr der Verflachung der Wissenschaft durch einen causalitätslosen Atomismus — in moderner Sprache Positivismus — Protest zu erheben.

Wie Lz. sich mit den Problemen der Forschung überhaupt mit einzigartiger Vielseitigkeit befaßte, so entging ihm die Wichtigkeit der Frage nach einer sichern naturwissenschaftlichen Forschungsmethode nicht.

Als unerläßliche Vorbedingung, ja geradezu als Schlüssel einer richtigen Erfahrungswissenschaft nennt er die Untersuchung über die menschliche Erkenntniß oder die Erkenntnißlehre [5]).

---

[1]) Hist. Beitr. II, 230. — [2]) Vgl. Selver in Wundt's Zeitschrift für Philosophie III, S. 220 ff. — [3]) Die scholastische Grundlage dieser Schrift betont Zimmermann: Sitzungsber. der Wiener Akad. XII, S. 551. — [4]) Wundt's Zeitschr. für Philosophie III, 234 ff.

[5]) Leibnizii opera philosophica ed. Erdmann p. 136a. De toutes les recherches il n'y a de plus importante puisque c'est la clef de toutes les autres.

Auch hier bezeichnet Lz. einen Wendepunkt in der Geschichte der Philosophie. Er tritt in Fühlung mit dem Begriff der „Erfahrung" im modernen empiristischen Sinne, gebraucht denselben nicht selten als Gegensatz zum eigentlich streng mathematischen und deductiven Wissen [1]), ähnlich wie vor ihm schon ein Bacon, Cartesius, ein Hobbes, Gassendi, Galilei, Kepler und Newton dies gethan haben. Daß Lz. die Wichtigkeit der Erfahrung als Grundlage aller Wissenschaft anerkannte, läßt sich von einem so universellen Geiste von vorn herein erwarten.

Um so interessanter ist es zu sehen, wie er bald Gelegenheit, ja geradezu eine Aufforderung bekam, sich mit den Grundfragen der Erkenntnißlehre und dem Problem der Erfahrung ex professo auseinander zu setzen.

Sobald das Werk des Engländers John Locke (1632—1704) An Essay concerning Human Understanding — das sich mit diesen Fragen befaßt, bekannt wurde, verfaßt Lz. seine Réflexions sur l'essai de l'entendement humain de Mr. Locke und übersendet sie diesem 1696.

Gewiß haben moderne Geschichtsschreiber, wie Hartenstein, Eucken [2]), nicht Unrecht, wenn sie den Gegensatz zwischen Locke und Lz. nicht als absolut unversöhnlichen fassen. Groß genug ist er immerhin.

John Locke (1632—1704) gilt noch heutzutage als der eigentliche Begründer der Erfahrungswissenschaft.

Richtig ist, daß er nach Bacon und Hobbes einer der hervorragendsten Vertreter eines scheinbar ungemein klaren, unserer Erfahrung entsprechenden populären Empirismus ist. Er macht den Versuch, aus den Sinnen das menschliche Wissen zu erklären, verzichtet dabei auf den ganzen Apparat der alten Logik, auf die Kategorien und Axiome der Aristotelischen Metaphysik sowohl als der Descartes'schen Ideenlehre.

Damit hängt auf engste die Opposition gegen jede aprioristische Erkenntnißlehre, — gegen das, was in der Logik der Alten Realismus im Unterschiede vom Nominalismus heißt, — zusammen.

Wenn man, logisch betrachtet, den Descartes'schen Idealismus, beziehungsweise aprioristischen Rationalismus als verschärften Realismus bezeichnen will — sofern den mathematischen und logischen Axiomen eine objective, vom menschlichen Verstande und dessen „Satzungen" unabhängige Realität zuerkannt wird: so muß die Philosophie Locke's als übertriebener Nominalismus erscheinen, welcher jede Wirklichkeit der Allgemeinbegriffe, der Axiome, der Ideen an sich, somit die gesammte Mathematik und Metaphysik verneint, und das Wesen der Wissenschaft lediglich in die Sphäre des subjectiven Denkens, der Gedankenverbindungen oder Trennung derselben setzt.

Aber auch innerhalb dieser Sphäre des subjectiven, rein formalen Denkens macht sich bei Locke die nominalistische Tendenz geltend. — Auch hier darf es ein a priori allgemeingültiger mit mathematischer Nothwendigkeit ausgestatteter Axiome — der Denkgesetze nicht geben. — Alles Wissen muß sich im Gegentheil lediglich aus dem a posteriori sinnlicher Wahrnehmungen, der Verknüpfung von übereinstimmenden Sinnesperceptionen und der Ausscheidung der nicht übereinstimmenden erklären lassen.

Dieser gemeinverständliche Empirismus, die eigenartige Verbindung einer rein sensualistischen Psychologie mit einem ausgeprägten erkenntnißtheoretischen Nominalismus — wird von Locke selbst dem Idealismus sowohl der Aristotelischen als auch der Descartes'schen Philosophie entgegengesetzt, ja sogar selbst als Idealismus bezeichnet [3]). Das unmittelbare Object des Wissens — dies ist Locke's Behauptung — sind die „Ideen", ihre manchfache Verbindung und Trennung.

---

[1]) Vgl. Eucken, Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart. Leipzig 1878. S. 34 ff. — [2]) Grundbegriffe S. 52 u. A. — [3]) Locke B. IV. ch. 1. § 1 sq.

Die Bedeutung des Wortes „Idee" und selbstverständlich auch des Schlagwortes „Idealismus" fängt damit an, so ziemlich das Gegentheil dessen ausdrücken zu wollen, was Idee und Idealismus seit den Tagen Plato's heißt.

Bei Locke ist der Prägestock des „modernen" Idealismus, wie derselbe sich in seiner ganzen Vieldeutigkeit bei Berkeley, Hume, Kant usw. ausgebildet hat. „Ideen" nennt Locke bald reale Dinge (real beings), nämlich mechanische, sinnliche Realitäten, Effecte der Bewegung [1]), bald aber rein subjective Sinneseindrücke (sensations, impressions), — dann aber ganz im entgegengesetzten Sinne die Elemente der innern Erfahrung, des aprioristischen Wissens. In dieser vieldeutigen Sophistik verliert sich Locke's Empirismus, der eine Erfahrungstheorie und zugleich ein Protest gegen die Logik und Metaphysik der Schule sein soll.

Die Fragen über den Ursprung „unserer Ideen und unserer Maxime" ohne metaphysischen Untergrund erörtern beziehungsweise lösen zu wollen, bezeichnet Lz. gegenüber Locke eigentlich als Leichtsinn [2]).

Auf dem Boden der atomistischen Physik ist das Grunddogma des Locke'schen „Idealismus" [3]) — von den „zweiten Qualitäten" sowohl als das seines Empirismus bezüglich des Bestandes der „ersten Qualitäten" — nicht erst von Berkeley und Hume, sondern schon von Leibniz als unhaltbar dargethan worden.

Nicht bloß die secundären sondern auch schon die primären oder ursprünglichen Eigenschaften der Körper nach Locke werden von Leibniz kritisch auf Formen der Bewegung reducirt. Wenn nun aber schon die Urbilder der Locke'schen Erfahrung, nämlich die primary qualities eines soliden Untergrundes entbehren: wie sollen dann die Abbilder derselben in den Sinnen, die impressions oder ideas ein solides Material für exacte Forschung abgeben?

Daß Locke's Empirismus das Problem der Erfahrung noch keineswegs gelöst habe, deutet Leibniz in mehrern kleinen Schriften an [4]); — in den Nouveaux Essais sur l'entendement [5]) wird dieser Beweis systematisch durchgeführt.

Den Hauptunterschied der Locke'schen und Lz.'schen Erfahrungstheorie können wir allerdings [6]) u. a. in ihrem verschiedenen Standpunkte zur Ontologie — zu der Metaphysik — sehen.

Origineller und moderner erscheint der Locke'sche Versuch — ohne Metaphysik — einen Ersatz auf rein empirisch-psychologischer Grundlage aufzubauen. Die „Ideen" selbst sind ihm sogar real beings — aber eben sensible Realitäten — Producte der Bewegung — als mechanische in us ideas depend on, and are some way or other, the effect of motion; since they are so fleeting etc. Remarks upon Mr. Norris books X. 250 n. 17. Vgl. Natorp, Forschungen S. 183 über das Verhalten Locke's zum antiken Empirismus — zwischen Demokrit und Epikur in unklarer Mitte schwankend —, bagegen Demokrit, Galilei, Kepler als Vorläufer eines

---

[1]) Remarks upon Mr. Norris books X. 256 n. 17.

[2]) Reflexions sur l'essai de l'entendement humain de M. Locke. 1696. Erdm. p. 137. Pour ce qui est de la question, s'il y a des idées et des verités crées avec nous, je ne trouve point absolument nécessaire pour les commencements, ni pour la pratique de l'art de penser, de la décider. . . . Je crois cependant pouvoir dire, que nos idées, même celles des choses sensibles, viennent de notre propre fond . . . Vgl. dazu Trendelenburg, Logische Untersuchungen II, 476, 484 ff.

[3]) Vgl. Locke, On human understanding. B. II, c. 1—10 etc.

[4]) Vgl. opp. Gerhardt, V. p. 14—37.

[5]) Ib. Gerh. V, p. 41 sq.

[6]) Abh. der sächsisch. Gesellsch. der Wissenschaften X. Philos.-hist. Klasse, 198 ff.

Lz., nämlich der prästabilirten Harmonie, Apelt, Joh. Kepler's astron. Weltansicht 1849. Natorp, Erkenntnißlehre des Descartes S. 124, S. 184 ff.

Die Verdienstlichkeit dieses Versuches kennt übrigens Lz. überall an, nur darin unterscheidet er sich fundamental von Hobbes, Locke, daß er die empiristischen Elemente und psychologischen Facta auf dem Untergrunde einer „Universalmathesis" im Sinne eines Descartes, d. h. der Metaphysik aufbaut, in den Nouveaux essays deshalb, — ähnlich wie Descartes gegen Gassendi, — den empiristischen Locke mit den eigenen Waffen schlägt und ihm das Halbe und Ungenügende seiner Sinnesmechanik Schritt für Schritt nachweist und noch mehr, Stelle für Stelle den versteckten Apriorismus Locke's selbst enthüllt. Nun treten in dem Entwickelungsgange der Lz.'schen Forschung die beiden Grundfactoren einer systematischen Philosophie, der eleatisch-mathematische einerseits und der heraklitisch-empiristische, als etwas variabele Factoren in den Vordergrund.

Die Monadologie und die harmonie préétablie ist der Ausdruck der erstern, während seine sichtliche Neigung zur Evolutionstheorie des Malpighi und Swamerdam seine Behandlung der „natürlichen Arten", wie Lz. selbst andeutet, auf heraklitische Traditionen zurückweist[1]). So viel ist sicher: beide Momente sucht Lz. in dem „System" zur Geltung zu bringen, während der nüchterne praktische Locke sich mit derartigen „Speculationen" der „Schulmänner" principiell nicht abgibt; sondern, so weit bei ihm ein einheitlicher noetischer Gesichtspunkt vorliegt, ein formaler Nominalismus die Prämisse seiner logischen empiristischen Untersuchungen sein mag. Sicher ist Lz. weniger naiv und originell als Locke, der schon aus dem einen Grunde als „Führer" des gemeinen Empirismus acceptirt wird, weil bei ihm der Grundcharakter der naiv-sinnlichen Erfahrung, die Verwechselung der Sensationen mit logischen Operationen, und am Ende dieses doppelten subjectiven Processes mit objectiv gegebenen Thatsachen — den „Dingen" vorliegt, während Lz., der Vernunftkritik der mathematischen Reflexion Rechnung tragend, dieser Naivetät entgegen tritt[2]).

An zweiter Stelle sprach Herr Professor Dr. Kaufmann (Luzern) über das Causalitätsprincip und seine Bedeutung für die Philosophie. (Abgedr. im Philos. Jahrbuch, Bd. IV, Heft 1, S. 30—41.) Einen dritten Vortrag, über die Sociologie Herbert Spencer's, hielt Hr. Professor Dr. Pawlicki (Krakau). Leider ist der Verfasser durch Krankheit verhindert worden, das für den Jahresbericht bestimmte Manuscript druckfertig zu machen; der Vortrag wird hoffentlich in Bälde an anderer Stelle zur Veröffentlichung gelangen.)

In der hieran sich anschließenden allgemeinen wissenschaftlichen Sitzung begründete zunächst Herr Abbé Müller, Professor am Collegium des h. Stanislaus in Paris, in eben so liebenswürdiger als geistvoller Weise die Einladung zu dem bereits erwähnten Gelehrten-Congresse. Auf Anregung des Herrn Professors Kurth (Lüttich), welcher schon im vorigen Jahre einer Annäherung zwischen der in Paris be-

---

[1]) cf. Schuster: Die Schrift περὶ διαιτῆς, als heraklitische — von Lz. citirt.

[2]) Hume wirft dem Locke Weitschweifigkeit und Zweiseitigkeit, namentlich über den Begriff des apriori vor. Vgl. Grimm: Zur Geschichte des Erkenntnißproblems, S. 446. Die Beziehungen Locke's zu Gassendi deutet Lz. deutlich an. Nouveaux Ess. ch. p. 63. ed. Gerhardt, et il paroit d'humeur à approuver la plus grande partie des objections que M. Gassendi a faites à M. Descartes.

stehenden Société Bibliographique und der Görres-Gesellschaft das Wort geredet hatte, wurde sodann beschlossen, daß sich in Zukunft beide Gesellschaften auf ihren Generalversammlungen durch Delegirte werden vertreten lassen. Seitens der Görres-Gesellschaft konnte hierauf um so leichter eingegangen werden, als Herr Professor Kurth sich selbst bereit erklärte, diese Vertretung zu übernehmen.

Hierauf widmete Herr Professor Dr. Atzberger (München) dem verstorbenen Ehrenpräsidenten der Görres-Gesellschaft, Herrn Professor Dr. Hettinger, folgenden Nachruf.

Wir haben heute in unserm Gebete der verstorbenen Mitglieder und Theilnehmer der Görresgesellschaft gedacht. Aus der Reihe derjenigen, welche im gegenwärtigen Vereinsjahre der Tod uns entrissen hat, ragt besonders Ein Mann hervor, dessen Verlust die ganze katholische Welt tief betrauert, ein Mann, der sich um die Interessen der Görresgesellschaft hochverdient gemacht hat. Es ist dies Prälat Prof. Dr. Franz Hettinger. Er war einer der eifrigsten Förderer und anregendsten Mitarbeiter der Görres-Gesellschaftt ja, ich möchte ihn eine lebendige Verkörperung des obersten Grundsatzes unserer Gesellschaft, nämlich der nothwendigen Einheit zwischen Offenbarung und Wissenschaft, zwischen Glauben und Wissen, nennen. — Es ist daher gewiß geziemend, daß wir bei Gelegenheit der Jahresversammlung dieses unseres Mitgliedes gedenken und den Gefühlen der Anerkennung und Dankbarkeit Ausdruck verleihen. — Wenn ich mit der Aufgabe betraut wurde, in einer Gedächtnißrede Hettinger zu feiern, so bin ich lebhaft von dem Bewußtsein durchdrungen, nicht bloß wie ehrenhaft, sondern auch wie schwierig diese Aufgabe sei. Nur der Umstand, daß der Beruf mir auferlegt ist, pro modulo meo nach dem gleichen Ziele zu streben, welches Hettinger so glänzend erreicht hat, kann mich bewegen, an das Schwere mich zu wagen. — Nicht eine eigentliche Biographie Hettinger's aber kann ich hier vorlegen, dazu fehlt die Zeit und gebricht mir die nöthige Kenntniß, und zudem haben Andere, Hettinger selbst Näherstehende in dieser Beziehung schon gearbeitet. Auch nicht eine volle Würdigung der wissenschaftlichen und der priesterlich-seelsorgerlichen Verdienste Hettinger's kann hier erzielt werden. Es sei nur der Versuch gewagt, in einigen Zügen darzulegen, wie Hettinger sich verdient gemacht um diejenigen Interessen, welche die Görres-Gesellschaft als die ihrigen anerkennt und verfolgt, wie er unmittelbar wie mittelbar die Zwecke dieser Gesellschaft verfolgt, derselben vorgearbeitet, deren Ansehen und Verbreitung begünstigt hat.

Eine Combination glücklicher Umstände, oder sagen wir besser, göttlicher Gaben und Führungen wirkte zusammen, um Hettinger zu dem zu machen, was die Görres-Gesellschaft wohl als das Ideal eines Gelehrten sich vorstellt, zu einem im eminenten Sinne des Wortes katholischen Gelehrten, Lehrer und Schriftsteller.

Zu diesen Gaben und Führungen rechne ich zunächst den Umstand, daß Hettinger (der als der Sohn einer würdigen Bürgerfamilie am 13. Januar 1819 in Aschaffenburg geboren wurde) von Anfang an eine gute, besonders durch seine Mutter eine tiefreligiöse Erziehung genoß. — Von Natur aus war er begabt mit einer raschen Auffassungskraft, einem durchdringenden Geiste und nicht minder mit einem phantasiereichen Gemüthe. — Sein ganzer Bildungsgang war wiederum der Entwickelung seiner natürlichen Anlagen äußerst günstig. Seine Studien begann er am Gymnasium seiner Vaterstadt, wo damals der nachmalige Bischof von Würzburg, Dr. Stahl, Religionslehrer war. 1836—39 besuchte Hettinger die damals noch in Aschaffenburg bestehende philosophisch-theologische Lehranstalt, an welcher im Ganzen tüchtige Lehrkräfte wirkten. 1839 trat er in das Klericalseminar zu Würzburg und oblag noch zwei weitere Jahre dem Studium der Theologie an der

dortigen Hochschule. Er konnte während dieses fünfjährigen akademischen Studiums in Deutschland die verschiedenen Richtungen kennen lernen, welche damals in Philosophie und Theologie herrschten, von denen aber wohl keine aus Hettinger das gebildet hätte, was jetzt die katholische Welt an ihm bewundert. — Eine besondere göttliche Führung war es darum, daß er 1841 von seinem Bischof Dr. Stahl in das Collegium Germanicum geschickt wurde. Unter der Leitung eines Perronne, Kleutgen, Ballerini, Patrizi, Passagliga oblag er hier vier Jahre lang dem Studium der Theologie. Zugleich aber war sein Aufenthalt in Rom, dem Mittelpunkte der katholischen Kirche, auf sein ganzes Denken und Streben von weittragendstem Einfluß. Wenn Hettinger von Allen bewundert wird ob seiner Liebe zur Kirche und zum Stuhle Petri, so sog er dieselbe zumeist während seiner vierjährigen Studien in Rom ein. — Am 23. Sept. 1843 ward er in Rom zum Priester geweiht und am 13. August 1845 kehrte er nach Deutschland zurück, nachdem er kurz zuvor das Doctorat der Theologie erhalten. — Wiederum eine göttliche Führung nenne ich es, daß Hettinger vom 3. October 1845 an in der Seelsorge und zwar als Caplan in der Pfarrei Alzenau wirkte, bis er am 25. October 1847 als Assistent an das bischöfliche Klericalseminar zu Würzburg berufen ward. Am 20. Mai 1852 rückte er zum Subregens vor und bekleidete dieses Amt, bis er am 1. Juni 1856 zum außerordentlichen und am 16. Juni 1857 zum ordentlichen Professor der Patrologie und der theologischen Einleitungswissenschaften an der Universität Würzburg ernannt wurde. Seit Sommer 1871 hielt er an Stelle des erkrankten Dr. Denzinger Vorlesungen über Dogmatik. Nach Denzinger's Tod ward ihm 1884 die Dogmatik nebst Homiletik als Fach übertragen. — Zu diesen göttlichen Führungen kamen, um das Gelehrtenleben Hettinger's vollends zu einem glücklichen und harmonischen zu gestalten, außer seinen hervorragenden Geistesanlagen noch ein imponirendes, aber nichtsdestoweniger gewinnendes Aeußere, eine kräftige Gesundheit, eine sorglose Existenz, eine ausdauernde und zielbewußte Arbeitskraft und Schaffensfreudigkeit, endlich die Anerkennung von Seiten seiner Zeitgenossen und von kirchlicher wie von weltlicher Autorität.

Mit dem von oben empfangenen Talente hat Hettinger so viel und so lange er konnte, im wahrsten Sinne des Wortes gewuchert, und die Görres-Gesellschaft darf sich freuen, daß alle Erzeugnisse seiner Geistesbildung und Geistesrichtung in Wort und Schrift auch ihre Zwecke direct oder indirect, unmittelbar oder mittelbar gefördert haben.

Hettinger war einer der Ersten, welche der im Jahre 1876 in's Leben getretenen Görres-Gesellschaft Anerkennung zollten und Verbreitung verschafften. Ich erinnere nur an jene kernigen Worte, mit denen er auf der allgemeinen deutschen Katholiken-Versammlung zu Würzburg 1877 den Beitritt zur Görres-Gesellschaft empfahl. Seit dem Jahre 1878 zählte Hettinger zu den Ehrenpräsidenten der Gesellschaft, indem er, wie das Statut verlangt, auf den von der Görres-Gesellschaft vertretenen Gebieten hervorragende Verdienste sich erworben. — Die erste Vereinsschrift des Jahres 1879 hat ihn zum Verfasser. Er erfreute uns mit einer Darstellung der „Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri in ihren Grundzügen". Auch die erste Vereinsschrift des Jahres 1888 über „Dante's Geistesgang" stammt aus seiner Feder.

Hat Hettinger auf solche Weise seine Theilnahme an den Bestrebungen der Görres-Gesellschaft direct und unmittelbar bekundet, so ist noch ungleich weittragender, was er als Schriftsteller wie als Lehrer geleistet und wodurch er indirect und mittelbar auch die Zwecke der Görres-Gesellschaft gefördert hat.

Unstreitig stand Hettinger in dem Kampfe, den in unsern Tagen Christenthum und moderne Weltanschauung führen, in den vordersten Reihen als Streiter für Gott und seine heilige Kirche. Ich brauche nur zu erinnern an sein Hauptwerk: „Apologie des Christenthums," welches, aus 5 Bänden bestehend, von 1863 bis 1887 in 6 starken

Auflagen erschienen und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden ist. Ein Werk, geschrieben zur Vertheidigung des Christenthums und seiner Dogmen, welches in unserer Zeit so große Verbreitung findet, muß etwas Außergewöhnliches an sich haben. Und in der That zeigt Hettinger mit überwältigenden Gründen und meisterhafter, mustergültiger Form das unwiderstehliche Verlangen des menschlichen Geistes nach Wahrheit, aber auch die Erfüllung dieses Verlangens durch die Offenbarung Gottes, wie sie verkündet wird durch das unfehlbare Lehramt der Kirche. — Es ist schon vieles geschrieben und gesagt worden über die Vorzüge von Hettinger's Apologie. Eine nähere Würdigung derselben würde zu weit führen und auch nur längst Bekanntes reproduciren. Nur einen Punkt glaube ich hier berühren zu sollen. Wenn es oberster Grundsatz der Görres-Gesellschaft ist, daß zwischen der von der Kirche getragenen Offenbarung und den Ergebnissen echter Wissenschaft niemals ein Widerspruch bestehen kann, vielmehr Glaube und Wissenschaft einander wechselseitig fördern und ergänzen; wenn es ihr Zweck ist, im katholischen Deutschland wissenschaftliches Leben nach allen Richtungen hin zu wecken und zu fördern: wie sehr darf alsdann unsere Gesellschaft über Hettinger's Apologie sich freuen! Sie ist ja nichts anderes, als der ausführliche Beweis des erwähnten obersten Grundsatzes, in dem sie alle natürlichen Wahrheiten und Forschungsresultate in Uebereinstimmung bringt mit der Offenbarung und Lehre der Kirche, indem sie zeigt, daß die erstern den Weg weisen zur letztern, deren Verständniß vermitteln, deren Annahme begründen. Sie hat den Ruhm katholischer Gelehrsamkeit hinausgetragen über Deutschlands Grenzen und sicherlich vieles beigetragen zur Verbreitung echten Wissens. Durch seine Apologie hat Hettinger für alle Zeiten einen Namen sich erworben als Apologete der katholischen Kirche. Hierin lag aber auch in erster Linie die ganze Bedeutung seiner hervorragenden Persönlichkeit. Immer und immer wieder kam Hettinger in seinen vielen sonstigen Schriften und in seinem sonstigen vielseitigen Auftreten darauf zurück, den Glauben und das Leben der Kirche, ihre Einrichtungen und besonders ihr sichtbares Oberhaupt zu vertheidigen gegen alle Angriffe von außen, sowie gegen alle Mißdeutungen und kleinlichen Nörgeleien von innen, und das von der Kirche getragene und übermittelte Christenthum darzulegen als die höchste und absolute Vollendung des Wirkens Gottes gegenüber dem Geschöpfe, und zugleich als die höchste und alleinige Befriedigung unseres Denkens und Strebens. Indem Hettinger von diesem Gesichtspunkte aus alle Bestrebungen der Menschheit würdigte und sein eigenes Denken und Streben stets unter diesen Gesichtspunkt stellte, haftet ihm nichts Kleinliches, nichts Niedriges an, sondern wird vielmehr alles in seinen Schriften wie in seinem sonstigen Auftreten edel, erhaben, großartig. — Als solchen Apologeten der katholischen Kirche müssen darum auch wir Hettinger im Auge behalten, wenn wir seine weitere schriftstellerische wie sonstige Wirksamkeit richtig beurtheilen wollen. Seiner Apologie steht am nächsten das „Lehrbuch der Fundamentaltheologie oder Apologetik" 1879 (2. Aufl. 1887). Dieses Lehrbuch ist für die Schule bestimmt; es bietet sehr reiches Material zu Vorlesungen wie zum Weiterstudium, dürfte aber in methodischer Hinsicht hier und da ziemlich verbesserungsfähig sein. — Eine Apologie des katholischen Lebens in durchaus zwangloser Form aber in correcter Darstellung und edeler Sprache, man kann sagen, eine Apologie für das Leben und aus dem Leben neben der Apologie für den Salon und der Apologetik für die Schule bildet Hettinger's Werk: „Aus Welt und Kirche", 1885 (2. Aufl. 1887). — Auf mehr negative Weise, indem sie die erschreckende Zersetzung des christlichen Geistes außerhalb der Kirche zeigen, haben apologetischen Zweck die beiden kleinern Schriften: „Dav. Friedr. Strauß, ein Lebens- und Litteraturbild", 1875 und „Die Krisis des Christenthums — Protestantismus und katholische Kirche." 1880. — Die Stellung der apologetischen Wissenschaft in dem Ganzen der menschlichen Wissenszweige bestimmte Hettinger in seiner Rectoratsrede vom Jahre 1862 („Der Organismus der Universitätswissenschaften und die Stellung der Theologie in demselben") näher dahin, daß sie Fühlung nimmt mit dem

ganzen Bereiche des profanen Wissens, anderseits aber der positiven Theologie einen festen Boden bereitet. Wie diese Rede apologetischen Inhalts ist, so auch seine zweite Rectoratsrede am 2. Januar 1867 über „die Kunst im Christenthum".

Die christliche, die katholische Weltanschauung, von welcher aus Hettinger alles beurtheilte, für welche er das ganze Gewicht seiner Persönlichkeit jederzeit einsetzte, hat ihren reinsten Ausdruck im Begriff sicherlich gefunden beim hl. Thomas von Aquin und im Gedichte bei dem großen Dichter Dante. Mit diesen beiden ihm congenialen Männern hat darum Hettinger ganz naturgemäß sich viel beschäftigt, ihr Verständniß Andern vermittelt, sie gegen falsche Anschuldigungen vertheidigt. — Bezüglich des Erstgenannten veröffentlichte er 1880 die Broschüre: Thomas von Aquin und die europäische Civilisation. Außerdem finden sich in all' seinen Schriften, besonders im Lehrbuch der Apologetik, zahlreiche Verwerthungen der Lehren des hl. Thomas, und hat er in seinen Vorlesungen, wie insbesondere im sogenannten Thomaskränzchen, zahlreiche Schüler eingeführt in das Verständniß des Engels der Schule. — Zahlreich und von allen Seiten als werthvoll anerkannt sind seine Schriften über den Philosophen und Theologen unter den Dichtern, über Dante. Hierher gehören: „Grundidee und Charakter der göttlichen Komödie von Dante Alighieri." Ein Vortrag, 1876. Die göttliche Komödie des Dante Alighieri nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter dargestellt, 1880 (2. Aufl. 1889). Dante und Beatrice, 1883. De theologiae speculativae et mysticae connubio in Dantis praesertim trilogia 1882. Rom gehört dem Papste. Nach Dante Alighieri, Linzer Quartalschrift 1887, und die beiden schon erwähnten Vereinsschriften der Görres-Gesellschaft: Die Theologie der göttlichen Komödie, 1879, und Dante's Geistesgang 1888.

Die Strömungen des ungläubigen Zeitgeistes kämpfen nicht bloß in den engen Kreisen der Gelehrten, sondern in den breiten Schichten des Volkes gegen die Kirche und ihre Lehren und Einrichtungen. Ein Apologete von Gottes Gnaden, wie Hettinger war, mußte darum auch nicht bloß in gelehrten Schriften, sondern auch in praktisch-homiletischen Werken die Grundlagen des Glaubens und die Liebe zur Kirche und zu ihrem sichtbaren Oberhaupte zu erhalten und zu bekräftigen suchen. Auch hierin hat er Mustergültiges geleistet. Von Natur aus geistig wie körperlich mit einer glänzenden oratorischen Begabung ausgestattet, hat er dieselbe gestellt in den Dienst Gottes und seiner h. Kirche, ist oft und gern als Redner und Prediger aufgetreten und hat viele und allgemein geschätzte homiletische Werke hinterlassen. Hieher ist zu rechnen: Das Priesterthum der katholischen Kirche, Primizpredigten 1851, eine Sammlung von geistlichen Reden, die er als Subregens verschiedenen seiner Alumnen gehalten. Ferner gehören hierher einzelne Reden, die er bei feierlichen Anlässen gehalten: Geistliche Armenpflege, 1855; „Das Recht und die Freiheit der Kirche", 1860; „Der Kampf der Kirche in der Gegenwart"; Zwei Predigten, gehalten in der deutschen Nationalkirche Santa Maria dell' Anima in Rom; „Pius IX. und die Idee des Papstthums" 1877; „Die Wissenschaft betet", gehalten 1882 zur 300jährigen Jubiläumsfeier der Würzburger Universität; „Dreifaches Lehramt", 1883; Gedächtnißrede auf Denzinger; „Gottes Schutz über seine Kirche", zur Secundizfeier Leo's XIII. gehalten 1887 usw. Alle seine Erfahrungen im Predigtamte, seine frühern Rathschläge und Ermahnungen, die er als Lehrer der Homiletik gegeben, hat Hettinger gesammelt in seinen „Aphorismen über Predigt und Prediger" 1888. Hätte Hettinger nur diese Aphorismen geschrieben, er würde sich bei den Theologen ein bleibendes Verdienst erworben haben, ein solch' tiefreligiöser, durchaus kirchlicher Geist, vereint mit klassischer Diction, weht aus ihnen uns entgegen.

Ein Apologete muß ein offenes Auge haben nicht bloß für alle wissenschaftlichen Erscheinungen, sondern auch für alle Bestrebungen auf religiösem und socialem Gebiete. Schon in jungen Jahren zeichnete sich Hettinger auch hierin aus, indem als das Resultat seiner

diesbezüglichen Beobachtungen bei einem längern Aufenthalt in Paris uns eine Schrift von ihm vorliegt über „Die kirchlichen und socialen Zustände von Paris," 1852.

„Die Wissenschaft betet," hat Hettinger eine seiner Reden überschrieben. Und in der That ist eine noch so hohe Gelehrsamkeit nicht im Stande, auch nur einen einzigen Ungläubigen zu bekehren oder einen Glaubensschwachen zu stärken, wenn nicht die Gnade des Herrn mitwirkt, und zudem läßt die bloße Gelehrsamkeit das Herz öde und leer und verknöchert den ganzen Menschen. Hettinger verband mit all' seinem Studium stets das Gebet, er war nach dem Zeugnisse Aller, die ihn kannten und in nähere Berührung mit ihm traten, ein wahrhaft frommer Priester, ja, wie er selbst betheuert, er hat es immer so gemeint, zuerst Priester, dann Professor zu sein. Bei seinen vielseitigen wissenschaftlichen Arbeiten fand er darum auch Zeit und hielt es keineswegs unter seiner Würde, auch praktisch-ascetische Schriften zu verfassen. Es sind zu nennen: „Die Idee der geistlichen Uebungen nach dem Plane des hl. Ignatius", 1853. „Herr, den Du lieb hast, ist krank." Ein Kranken- und Trostbuch für kath. Familien, 1855 (2. Aufl. 1878). „Der kleine Kempis", Brosamen aus den meist unbekannten Schriften des Thomas von Kempis, 1876, auch „Die Liturgie der Kirche und die lateinische Sprache", 1856.

In solcher Weise hat Hettinger zunächst als Gelehrter und als Schriftsteller für die Wahrheit gekämpft und den christlichen Glauben und die Liebe zur Kirche in den Herzen seiner Zeitgenossen zu nähren und zu mehren gesucht. Ueberaus hoch stand aber Hettinger auch als Lehrer. Er verstand es in dieser Beziehung wie kaum ein Zweiter anzuregen und aufzumuntern, zu begeistern und zu erwärmen. Große Gedanken, oratorischer Schwung der Rede, edele Begeisterung für alles Große und Schöne, besonders aber die immer uud überall aus ihm hervorleuchtende Liebe zur Kirche und zum apostolischen Stuhl waren es, welche seine Zuhörer fesselten und ihn zum allgemein geliebten und verehrten Lehrer machten. Es würde zu weit führen, seine Verdienste als akademischer Lehrer näher zu erörtern. Nur auf einen Punkt sei hier noch hingewiesen. Indem Hettinger in seinen Vorlesungen stets hinwies auf die Größe und Schönheit der katholischen Wahrheit, indem er ferner die Lehre des hl. Thomas klar vor Augen stellte und den Engel der Schule seine Zuhörer lieben lehrte, hat er, wie vielleicht Wenige in Deutschland, der Görres-Gesellschaft vorgearbeitet und ihr die Wege bereitet und mittelbar Anhänger gewonnen. — Ich könnte zum Ruhme Hettinger's noch Manches hinzufügen. Ich könnte hinweisen auf seine vielen Abhandlungen und Recensionen in wissenschaftlichen Zeitschriften, auf seine im Auftrage des hl. Vaters selbst unternommenen Reisen nach Rom, auf seine in eben demselben Auftrage unternommenen Uebersetzungen der päpstlichen Encykliken u. dgl., aber ich glaube, aus dem Gesagten werden wir genug Anlaß nehmen, daß wir als Mitglieder der Görres-Gesellschaft stets ein dankbares Andenken ihm bewahren, als ein Vorbild ihn uns vor Augen stellen und das für ihn vom Herrn erflehen, was er selbst erstrebt: Ruhe und Friede in Gott.

Soll es zufällig sein, daß Hettinger (am 26. Januar 1890) vom Tode überrascht wurde, nachdem er ein Werk, betitelt „Timotheus", worin nach den Briefen des h. Paulus priesterliches Leben und priesterliche Pflichten geschildert sind, nahezu vollendet hatte? Ich meine, daß, wie der hl. Paulus bei Abfassung seines zweiten Schreibens an Timotheus, so Prälat Hettinger bei Abfassung dieser seiner letzten Schrift sagen konnte: Bonum certamen, cursum consummavi, fidem servavi. In reliquo reposita est mihi corona ustitiae, quam reddet mihi Dominus.

Sodann hielt Herr Privatdocent Dr. Finke (Münster) einen Vortrag über die Inquisition in Deutschland während des Mittelalters. Nachdem er im Eingange betont hatte, wie diese Einrichtung im Sinne ihrer Zeit und als für ihre Zeit geschaffen aufgefaßt werden

müsse, bezeichnete er unter Hervorhebung der Leistungen protestantischer Forscher (Wattenbach, K. Müller, Keller, Haupt, Leo) eine regere Forschung auf diesem Gebiete auch von katholischer Seite als nothwendig, und warnte vor der jetzt häufigen Idealisirung des mittelalterlichen Sectenthums, welches theilweise die scheußlichsten und gemeingefährlichsten Grundsätze predigte. Redner unterscheidet zwei Perioden der päpstlichen Inquisition in Deutschland, die erste unter Konrad von Marburg, die zweite, vollständig organisirte seit der Mitte des 14. Jahrhunderts, die bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts sich genauer verfolgen läßt. Bei Besprechung der unglücklichen Inquisitionsthätigkeit Konrad's von Marburg erörtert er die schwierige Frage nach der Zahl der Waldenser im mittelalterlichen Deutschland. Er gibt die starke örtliche Verbreitung allgemein, die große Anzahl der Individuen nur im Einzelfalle zu. Das sonst häufig getrübte Verhältniß zwischen Bischöfen und Inquisitoren war in Deutschland, entgegen der Ansicht Leo's, ein ganz freundschaftliches; die Bischöfe erscheinen als Executoren der päpstlichen Inquisitoren. Die Ketzerverbrennungen, auf deren Einführung die Constitutionen Kaiser Friedrich's II. von entscheidendem Einfluß gewesen, waren in der zweiten Inquisitionsperiode im Verhältniß zu den wirklichen oder vermeintlichen Bekehrungen nur Ausnahmen. Redner sucht eine genauere Zahlenangabe zu machen, indem er hervorhebt, daß, abgesehen von Fällen unnützer Härte, vielfach auch Milde in Behandlung der Ketzer in Deutschland zu Tage trete. In kurzer Schilderung der Thätigkeit des westfälischen Inquisitors Jacob von Soest zeigt er, wie verkehrt es sei, Inquisition und Ketzerverbrennung stets zusammen zu bringen. Der mittelalterliche Inquisitor in Deutschland sei mehr als bloßer Ketzerverfolger gewesen: er war Missionsprediger im modernen Sinne und vertrat vielfach die Stimme des öffentlichen Gewissens gegen verkehrte Staats- und Gesellschafts-Einrichtungen. Die Bekämpfer einzelner Bestimmungen des Sachsenspiegels sind die Inquisitoren Johannes Klenkok und Jacob von Soest, die Bekämpfer des Unwesens der Vehme gleichfalls deutsche Inquisitoren.

Wegen vorgerückter Zeit konnte ein weiterer Vortrag über die philosophischen Anschauungen des Grafen de Maistre, welchen Herr Geistlicher Rath Professor Dr. Al. Schmid (München) zuzusagen die Güte gehabt hatte, nicht mehr gehalten werden. Derselbe ist als Anhang zum Jahresbericht abgedruckt.

Der Vorsitzende dankte den Rednern für ihre Vorträge und gab der Befriedigung über den schönen Verlauf der Generalversammlung Ausdruck, zu deren Schluß der hochwürdigste Herr Bischof nach einer herzlichen Ansprache den Segen ertheilte.

Um 3 Uhr versammelten sich die Theilnehmer an der Generalversammlung zu einem gemeinsamen Mittagessen. Nach Beendigung desselben traten die Mitglieder des Comité's für das Historische Institut in Rom zu einer längern Sitzung zusammen. Zu derselben waren sämmtliche Mitglieder mit Ausnahme des Herrn Professors Dr. Pastor erschienen. Entsprechend den bei dieser Gelegenheit gefaßten Beschlüssen haben sich die Herren Schlecht und Dr. Meister im Monat October zur Fortsetzung der begonnenen Arbeiten nach Rom begeben.

Der Mitgliederbestand weist im abgelaufenen Jahre die folgenden Veränderungen auf. Dasselbe begann mit der Zahl von 16 Ehrenmitgliedern, 19 lebenslänglichen Mitgliedern, 1789 Mitgliedern und 649 Theilnehmern. Neu beigetreten sind 1890 1 lebenslängliches Mitglied, 205 Mitglieder und 102 Theilnehmer, denen jedoch der Verlust von 1 Ehrenmitgliede, 95 Mitgliedern und 61 Theilnehmern gegenübersteht. Ein früheres Mitglied (Herr Gymnasial-Oberlehrer Dr. A. Elsner) ist in die Reihe der Ehrenmitglieder, 8 Mitglieder sind in die der Theilnehmer, ebenso aber auch 6 Theilnehmer in die der Mitglieder übergetreten. Das Jahr 1890 schloß hiernach mit einem Bestande von 16 Ehrenmitgliedern, 20 lebenslänglichen Mitgliedern, 1896 Mitgliedern und 692 Theilnehmern ab. Der weitaus größte Theil des Zuwachses, 164 Mitglieder und 91 Theilnehmer, stammt, wie mit besonderer Freude hervorgehoben werden soll, aus Baiern.

Von einzelnen, im Laufe des Jahres 1890 neu Beigetretenen möge genannt werden der hochwürdigste Bischof von St. Gallen, Herr Augustin Egger, der hochwürdige Abt der Benedictiner-Abtei Scheyern in Oberbaiern, Herr Ruppert Mutzl, das Prämonstratenserstift Schägl in Ober-Oesterreich, Herr Canonicus Dr. Di Bartolo in Palermo usw.

Gestorben sind: die Mitglieder des Vorstandes, Herr Geistlicher Rath Dr. Münzenberger (Frankfurt a. M.) und Herr Dr. med. Stöhr (Würzburg); das Ehrenmitglied Herr Dr. Anger-Coith (Leipzig); von Mitgliedern u. A. der hochwürdigste Erzbischof von Gnesen und Posen, Herr Dr. Julius Dinder.

Die Gesammt-Einnahme in 1890 betrug Mark 27 385.03 (gegen 33 128.61 in 1889); die Gesammt-Ausgabe Mk. 33 075.17 (gegen 32 363.25 in 1889), die letztere überstieg somit die Einnahme um Mk. 5690.14.

Die Gesammtsumme der Einnahmen umfaßt an Beiträgen der Mitglieder Mk. 19 166.51 (gegen 18 607,81); an Beiträgen der Theilnehmer Mk. 1964.22 (gegen 2079.21); Erlös aus dem Historischen Jahrbuch durch Abonnement der Mitglieder Mk. 3197.87 (gegen 3763.50 in 1889; die Abrechnung über den Verkauf durch den Buch-

handel liegt nicht vor, 1888/89 belief sich der Einnahmeposten auf Mk. 4357.30); Erlös aus dem Verkauf von Vereinsschriften Mk. 1513.67 (gegen 683.91); Entschädigungen und Extra-Gaben Mk. 443.75 (gegen 2088.90); Zinsen von Werthpapieren und einem Darlehen Mk. 1032.50 (gegen 1443.10); von den Depositen Mk. 61.81 (gegen 104.88); Coursgewinn Mk. 4.40.

Aus der Gesammtsumme der Ausgaben entfallen auf das Historische Institut in Rom Mk. 4915 (gegen 4450 in 1889); Stipendien und Unterstützungen Mk. 1800 (gegen 6350); Zuschuß zum Philosophischen Jahrbuch Mk. 2375 (gegen 2000); Redaction des Historischen Jahrbuchs Mk. 2200 (gegen 2938); Honorare für die Mitarbeiter Mk. 2713.96 (gegen 2547.22); Redaction des Staatslexicons Mk. 2200 (unverändert); Honorare für die Mitarbeiter Mk. 865.26 (gegen 1160.93); Redaction der Vereinsschriften Mk. 600 (600); Honorare der Schriftsteller Mk. 1256.25 (gegen 1060.88); für die Bibliothek des Campo Santo in Rom Mk. 500 (unverändert); Rechnungen, das Historische Jahrbuch betreffend Mk. 4760 90 (gegen 1070); Druck und Versendungs-Rechnungen für Vereinsschriften, Jahresberichte usw. Mk. 5041.88 (3344.82); sonstige Rechnungen 364.25, Entschädigungen 1232.37, Porti 423.90, Honorar des Hülfssecretairs 1540 (diese vier Posten zusammen 3560.52 gegen 3531.80 in 1889); Coursverlust an den Werthpapieren Mk. 266.40 (gegen 609.60).

Zur Deckung der Ausgaben mußten am 26. September zwei Obligationen der vierprocentigen preußischen Consols im Nominalbetrage von zusammen 700 Mk. veräußert, und am 8. October das Darlehen von 6000 Mk. eingezogen werden. Das in Werthpapieren angelegte Vermögen betrug hiernach Ende 1890 Mk. 29 600 (nominal), wozu Depositen bei zwei Bankhäusern in der Höhe von Mk. 1585.71 kamen.[1])

Das abgelaufene Jahr erweist sich hiernach unter dem finanziellen Gesichtspunkte als ein wenig erfreuliches. Gelingt es nicht, die Einnahmen beträchtlich zu erhöhen, so wird ein Rückgang in der Thätigkeit der Gesellschaft auf die Dauer nicht ausbleiben können. An alle Gönner unserer Sache, an alle Freunde katholischer Wissenschaft ergeht hiernach die dringende Bitte, der Görres-Gesellschaft möglichst viele neue Mitglieder zuzuführen. Zugleich wird auf's nachdrücklichste die Bitte an die Mitglieder wiederholt, die Jahresbeiträge und Abonnementsgelder möglichst pünktlich einzahlen zu wollen.

[1]) In die frühern Angaben über den Gesammtbetrag des Vermögens hat sich in Folge eines rechnerischen Versehens ein Fehler eingeschlichen, worüber bei der nächsten Generalversammlung das Erforderliche mitgetheilt werden wird.

Die philosophischen Anschauungen des Grafen de Maistre.

Der Graf Joseph de Maistre war 1754 geboren zu Chambery, wanderte 1792, bei Besitznahme Savoyens durch die Franzosen, nach Piemont aus, folgte 1798, nach dem Verluste Piemonts, seinem Könige auf die Insel Sardinien, war 1803—1817 dessen Gesandter zu Petersburg und starb 1821 zu Turin, woselbst 1814, nach Napoleon's Sturz, der König wieder eingezogen war. Er sah also die Tage des alten Königthums, sah die rothe Sonne der französischen Revolution und daraufhin den Stern Napoleon's aufgehen und sah nach dessen Verbleichen noch den ersten Glanz des restaurirten Königthums.

Seine Schriften sind ein Spiegel all' dessen. Religiös = gläubig und Royalist bis in die tiefste Seele hinein, ist er recht eigentlich einer der ersten und bedeutendsten Schriftsteller der Contre-Revolution geworden. Er hat der seit den Dreißiger Jahren des laufenden Jahrhunderts mächtig hervortretenden religiösen Schule Frankreichs die Leuchte vorgetragen, bildete sozusagen ein Prototyp derselben sowohl rücksichtlich ihrer Vorzüge wie rücksichtlich ihrer Schwächen und Irrthümer. Einerseits hat er sich dem im 17. und 18. Jahrhundert zu weiter Verbreitung gekommenen Sensualismus und Materialismus entgegengeworfen und gegen ihn die Fahne des Ontologismus aufgepflanzt; so vorzüglich in den „Abendstunden von St. Petersburg“ und in der Schrift gegen Baco von Verulam. Anderseits ist er als strenger Vorkämpfer des Royalismus gegenüber der weitherrschenden Lehre vom contrat social und als eben so strenger Vorkämpfer des Papalismus gegenüber der in Frankreich so mächtig gewordenen gallicanischen Schule auf den Plan getreten; so vorzüglich in der Studie über die Souverainetät und in den zahlreichen politischen Schriften, in dem Buche über den Papst und die gallicanischen Artikel.

de Maistre hält mehr auf Inspirationen als auf Reflexionen, mehr auf spontane Erzeugungen als auf graue Theorien und ist so ein — Romantiker in allweg. Seine Schriften verrathen nicht bloß den Mann einer vollen Ueberzeugung, welcher mitunter selbst das bittere Wort nicht

zurückhält und den Sarkasmus nicht verschmäht, sondern auch den feinen Weltmann und Diplomaten. Sie sind geistreich durch und durch, in glänzendem Stile gehalten, mehr von vulcanischer als von ebenmäßig quellender Natur, mehr blitzend als ruhig leuchtend, vorherrschend intuitiv, jeder schulgerechten Strenge entbehrend, und haben um dieser ihrer Eigenschaften willen in die verschiedensten und in die höchsten Kreise der Gesellschaft Eingang gefunden, selbst in solche, welche vom irreligiösen Geiste der Encyclopädie durchsäuert waren.

In Folgendem will ich nicht etwa ein Tableau all' seiner manchfaltigen Strebungen und Leistungen aufrollen, sondern nur einen kleinen Ausschnitt aus demselben bieten, indem ich die philosophischen Anschauungen de Maistre's ihren Hauptumrissen nach verzeichne.

Allererst wendet er sich gegen den Sensualismus des Baco von Verulam. Schon im fünften Gespräche der „Abendstunden von St. Petersburg" sagt er: „Baco war ein Barometer, der das schöne Wetter verkündete, und weil er es verkündete, glaubte man, er habe es gemacht. . . . Als Baco aufstand, war es wenigstens schon 10 Uhr Morgens. Das übermäßige Glück, welches er in unsern Tagen gemacht, verdankt er nur seinen schlimmen Seiten." Gegen Ende seines Lebens verfaßte de Maistre sein examen de la philosophie de Bacon. Als er das Manuscript zu Ende gebracht hatte, schrieb er: „Ich fand mich veranlaßt, in tödtlichen Kampf zu treten gegen den verstorbenen Kanzler Bacon. Wir haben miteinander gekämpft (boxé) gleich zwei Kämpfern von Fleet-Street, und wenn er mir einige Haare ausgerissen hat, so wird, meinem Ermessen nach, seine Perrücke nicht mehr an ihrem Platze sein." In den 21 Capiteln dieses Werkes, welches erst nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben wurde, beurtheilt er den englischen Kanzler weit ungünstiger noch als in den „Abendstunden von St. Petersburg". Mit vollem Recht macht er daselbst geltend, daß Baco nicht der Vater der experimentellen Methode und Wissenschaft sei und durch die von ihm bevorwortete Methode der Ausschließung der negativen Fälle keine Entdeckungen herbeigeführt habe und auch keine herbeizuführen vermochte; daß er ferner die Bedeutung der syllogistischen Methode verkannte und einen viel zu engen Begriff von Wissenschaft aufstellte, indem er den menschlichen Geist in die Sphäre des Sinnlichen einbannte und für die höhern, metaphysischen Dinge keinen Raum übrig ließ. Entschieden zu weit geht er aber mit der Unterstellung, daß Baco absichtlicher und versteckter Weise seine Methode zur Zerstörung des Christenthums habe verwenden wollen, und dieses sein Bestreben überall zwischen den Zeilen hindurchlesen lasse. Entschieden zu weit geht er auch mit der Unterstellung, daß Baco die Zweckursachen leugnen wollte, während er

dieselben nur aus der Physik in die Metaphysik verbannt wissen wollte. De Maistre hat ferner die der inductiven Methode zukommende Bedeutung überhaupt nicht vollends erkannt, indem er gleich verschiedenen Autoren der nachkommenden Zeit den inductiven Schluß nur für einen abgekürzten Syllogismus hält, in welchem der Mittelbegriff verschwiegen ist, mit Berufung auf die vieldeutbare Stelle des Aristoteles in den ersten Analytiken II c. 23, woselbst von einem ὁ ἐξ ἐπαγωγῆς σολλογισμός die Rede ist.

Den spätern Hauptträger der englischen Sensualphilosophie, John Locke, betrachtet de Maistre im Gegensatze zu Baco als einen ehrlichen Mann, welcher mit Recht allgemeine Achtung genoß; bezüglich der Philosophie desselben gilt ihm jedoch der Satz: Verachtung Locke's ist der Anfang der Weisheit. In dem Versuche desselben über den menschlichen Verstand — so bemerkt er seinen Mitunterrednern — finden Sie nichts Tröstliches. Man muß dieses Buch durchwandern wie die Sandwüsten Lybiens, ohne je die kleinste Oase, den kleinsten grünenden Punkt zu finden, wo man Athem schöpfen könnte. Es gibt Bücher, von denen sich sagen läßt: zeigen Sie mir den Fehler, der sich darin findet. Was den Versuch Locke's betrifft, kann ich Ihnen wohl sagen: zeigen Sie mir den Fehler, der sich nicht darin findet. Um dieses Buch in all' seinen Theilen vorwurfsfrei zu machen, dürfte man nur zwei Worte ändern. Es ist betitelt: Versuch über den menschlichen Verstand; setzen wir statt dessen: Versuch über den Verstand Locke's, und niemals wird ein Buch seinem Titel besser entsprochen haben. Dieser sein Versuch bekämpft alle angeborenen Vorstellungen. Doch schon den Thieren lassen sich solche nicht in allweg absprechen. Das kaum aus der Schale gekrochene Küchlein eilt allsogleich unter die Flügel seiner Mutter, und diese erkennt den Sperber, den sie als schwarzen Punkt in der Luft erblickt, als ihren Feind vor und ohne alle Erfahrung. Warum dieses, wenn es ihnen nicht angeboren ist? Locke, von seinem französischen Uebersetzer Coste darüber befragt, antwortete ihm: er habe ein Werk über den menschlichen, nicht über den thierischen Verstand geschrieben, und Condillac wollte alle thierischen Instincte aus früherer Erfahrung oder dem Antriebe der Eltern herleiten. Köstliche Erklärungen sind dieses, befriedigende aber nicht. Um viel weniger — so fährt de Maistre weiter — lassen sich dem Menschen angeborene Vorstellungen absprechen. Er ist der allgemeinen Vorstellungen oder der Ideen und ihres Ausdruckes durch die Wortsprache fähig. Nun bieten die Sinne bloß Einzeleindrücke, keine allgemeinen Ideen und Principien; diese können nicht sensuellen Ursprungs sein, wie Locke und Condillac wollten, oder gar materiellen, wie Cabanis wollte, sie können unserm Geiste nur

angeboren sein, wie Pythagoras, Plato, Cicero, Augustinus, Cartesius, Cudworth, Pascal, Bossuet, Fenelon, Leibniz, Malebranche, Bonald annahmen. Auch Aristoteles nahm die ersten Principien als angeboren an, und die Scholastiker und insbesondere Thomas, der Engel der Schule, haben das Axiom: nihil est in intellectu, quod prius non fuerit in sensu keineswegs im Sinne Locke's verstanden. Die allgemeinen Ideen und Principien und die aus ihnen ableitbaren Wahrheiten sind unserm Geiste jedoch nicht als fertige Begriffe und Urtheile angeboren. Es war ein Mißverständniß, zu meinen, daß den Einzelnen schon im Mutterleibe eine Kenntniß vom Quadrate der Hypothenuse beschieden sei. Zu actualer Ausgestaltung können sie erst gelangen durch die eigene Thätigkeit des Geistes unter dem erweckenden und anregenden Einflusse der Sinne und Erziehung. Sie sind in Folge dessen auch einer Verdunkelung fähig, so daß sie dem actualen Bewußtsein wieder mehr oder minder entschwinden können. Da ferner die Sinne nur auf Eindrücke von subjectiv-individueller Art beschränkt bleiben, so können sie auch keinerlei über deren Bereich hinausgehende Wahrheiten von objectiv-gültiger Art gewinnen; nur dem urtheilenden und schließenden Verstande ist es ermöglicht, kraft der angeborenen Ideen und Principien solche zu erreichen.

In welcher Weise sind aber die allgemeinen Ideen und Principien unserm Geiste angeboren? Sind sie ihm angeboren, weil anerschaffen im Sinne des Cartesius oder weil beruhend auf einer natürlichen, wiewohl unvollkommenen Wesensschauung Gottes im Sinne von Malebranche? Nach de Maistre das letztere. „Das System des Malebranche vom Schauen in Gott — so sagt er — ist nichts als ein herrlicher Commentar über die bekannten Worte des h. Paulus: in ihm haben wir Leben, Bewegung und Sein. Der Pantheismus der Stoiker und des Spinoza sind eine Verunstaltung dieser großen Idee; allemal ist es aber dasselbe Princip; es ist immer jenes Streben nach Einheit. Als ich in dem großen Werke jenes bewunderungswürdigen Malebranche, den sein blindes und ungerechtes Vaterland so sehr vernachlässigt, zum ersten Male den Ausspruch las: Gott ist der Aufenthalt der Geister, wie der Raum der Aufenthalt der Körper ist, war ich von dem Blitze des Genie's geblendet und bereit, niederzufallen. Die Menschen haben wenig so Schönes gesagt."

Wie sein Landesgenosse und etwas älterer Zeitgenosse Sigismund Gerdil, der Barnabite und nachmalige Cardinal — wenigstens in seiner früher geschriebenen Schrift: defense du sentiment du P. Malebranche von 1748 — bekannte sich auch de Maistre zum Ontologismus des Malebranche und hat jedenfalls mit dazu beigetragen, daß dieses System

innerhalb der religiösen Schule Frankreichs und Belgiens von den dreißiger Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts an wieder eine erneute Herrschaft über die Geister gewann. Dem Sensualismus eines Locke und Condillac setzte er somit einen ontologistischen Idealismus entgegen; die wahre Mitte zwischen diesen beiden Extremen fand er nicht.

Mit der Frage vom Ursprunge der Ideen fällt nach de Maistre ganz und gar zusammen die Frage vom Ursprung der Sprache; denn Gedanke und Rede sind nur zwei Synonyma. Die Ideen sind unserm Geiste angeboren und werden ausgeboren in Worten, existiren also vor diesen letztern als ihren Zeichen, sind nicht erzeugt durch sie; denn zum Verstehen der Rede reicht es nicht hin, den Schall zu vernehmen, der an unser Ohr schlägt, es wird erfordert, ihm eine bestimmte Bedeutung zu unterlegen. Die besondern Sprachen haben angefangen, die Sprache selber nicht. Die besondern Sprachen sind entstanden durch einen den Völkern innewohnenden Bildungstrieb, sind also nicht willkürlich erfunden, um viel weniger die Sprache selber. Der Mensch hat sich niemals in einem Zustande der Sprachlosigkeit befunden, um erst zum Gebrauche der Sprache überzugehen.

Besonders den großen Problemen der Theodicee wendet de Maistre sein Augenmerk zu. Alles physische Uebel ohne Ausnahme gilt ihm als Folge und Strafe der Sünde (der Erbsünde oder der persönlichen Sünden, sei es eigener oder fremder). Es gilt ihm als solche nicht bloß auf thatsächliche Weise im Sinne der kirchlichen Theologie, sondern auch auf nothwendige Weise, weil Gott um seiner Güte willen unmöglich der unmittelbare Urheber desselben sein konnte und sein kann. Alle Katastrophen, welche dem Menschen Schaden bringen, wie z. B. die Zerstörung Lissabon's am 1. November 1755 durch ein Erdbeben, oder Thiere, welche dem Menschen Schaden bringen, oder Krankheiten und der Tod selber, in welchen sie auslaufen, sowie Unwissenheit und eine dem Irdischen zugeneigte Richtung des Willens sind Folgen und Strafen der Sünde. Geleitet vom edeln Bestreben, die göttliche Vorsehung auf bestmögliche Weise zu vertheidigen, leugnet de Maistre die Möglichkeit, daß Gott den Menschen unbeschadet seiner Güte in einem rein natürlichen Stande hätte erschaffen können, in welchem er manchem Uebel unterworfen, dessen ungeachtet aber zur Erreichung seines natürlichen Lebenszieles befähigt gewesen wäre. Er verkannte die Wahrheit, daß Leiden und leiblicher Tod sammt einer relativen Schwäche der Vernunft und des Willens zur natürlichen Losung des Menschen gehöre und gehören könne, ohne daß Gott ursprünglich ihm Leidens- und Todesfreiheit schuldete, und kam so auf eine Grundanschauung hinaus, die er unbewußter Weise mit dem Bajanismus und Jansenismus theilt.

In Folge dessen faßt er gleich letztern die gesammte Erlösungs-ökonomie nur auf als Wiederherstellung und Vollendung des durch die Sünde gestörten Naturstandes der Menschheit, wiewohl im Gegensatze zu demselben mit Verwerfung einer freiheitswidrigen Gnaden- und Prädestinationslehre. Im Uebrigen hat de Maistre manch' beachtenswerthe und schöne Gedanken über das Walten der göttlichen Vorsehung in seinen Schriften niedergelegt. Namentlich erinnert er, es sei falsch, ohne weiteres vom Glücke des Ungerechten und Unglücke des Gerechten in diesem Leben zu reden, um dadurch entweder die Sittenlosigkeit und Gottlosigkeit zu beschönigen oder für den Beweis der seelischen Unsterblichkeit dadurch eine stärkere Grundlage zu gewinnen.

Es ist nicht nothwendig, eine Wahrheit zu entwaffnen, um eine andere zu bewaffnen. Man sollte nicht fragen, warum der Ungerechte in diesem Leben glücklich, der Gerechte unglücklich sei; man sollte vielmehr fragen, warum Glück und Unglück in diesem Leben ohne Unterschied vertheilt seien? Warum die feindlichen Kugeln in der Schlacht den Braven treffen wie den Schlimmen? Warum das Hagelwetter ausnahmsweise den Guten nicht verschone? Warum die Frucht im Kasten nicht verfaule, sobald deren Besitzer eine schwere Sünde auf sein Gewissen ladet, um wieder frisch zu werden, wenn er sich bekehrt? Warum nicht fort und fort Wunder geschehen? Würde die Sittlichkeit nicht gar zu leicht eine interessirte werden, wenn dem Unrecht seine Strafe, der Tugend ihr Lohn stets auf dem Fuße folgte? So sollte man fragen; dann hätte man behufs einer richtigen Lösung der Frage schon viel gewonnen. Zudem besteht — so fährt de Maistre weiter — zwischen dem Ungerechten und Gerechten insofern keine völlige Gleichheit in diesem Leben schon. Der Erstere verfällt vielfach schon der menschlichen Strafgerechtigkeit anheim, und Irrthümer der Gerichtshöfe sind doch nur Ausnahmen, welche die Regel selber nicht schwankend machen können. Ueberdies sind viele Krankheiten schon Folgen und Strafen eigener Sünden (der Trägheit, des Zornes, der Völlerei, der Unenthaltsamkeit usw.). Die Tafel tödtet mehr Menschen als der Krieg, ist ein altes Sprüchwort. Schon Seneca hat ausgerufen: wunderst du dich über die zahllosen Krankheiten? zähle die Köche (epist. 95).

Endlich ist jeder Lasterhafte der Henker seiner selbst und nimmt gegen sich selber die Partei der göttlichen Gerechtigkeit in diesem Leben schon. Er ist niemals völlig glücklich wegen seines bösen Gewissens, wie umgekehrt der Gute niemals völlig unglücklich wegen seines guten Gewissens. Und wo gäbe es zudem eine strenge Tugend, so daß man vom Unglücke eines rein Tugendhaften reden könnte? Wer ist rein tugendhaft, wenn man Temperament, Ehre, Umstände, Mangel der Gelegenheit

und Unvermögen zum Bösen abrechnet? Und wenn, abgesehen von diesem allem, manche Unausgeglichenheiten von Laster und Unglück, Tugend und Glück im gegenwärtigen Leben noch übrig bleiben, wenn auch für uns gar manches noch unbegreiflich bleibt, wollen wir deshalb das Begreifliche leugnen?

Ein wichtiges Mittel, uns im Glauben an diese oft unbegreifliche Vorsehung Gottes zu stärken, ist das — Gebet. Die Philosophie des 18. Jahrhunderts hat nichts versäumt, um uns durch die Betrachtung ewiger und unwandelbarer Gesetze vom Gebete abwendig zu machen. Und doch hat jedes unwandelbare Gesetz der Natur außer dem unbiegsamen Theile auch einen biegsamen. Schon der freie Wille des Menschen vermag die gemäß demselben erfolgenden Wirkungen vielfach zu unterbinden. Oder wie? vermag er etwa nicht durch Anwendung des Blitzableiters, der Feuerspritze, der Arzneien in den Gang der Natur einzugreifen zur Abwendung von Uebeln und Krankheiten? Warum sollte denn der Wille Gottes insofern ohnmächtig sein und zur Abwendung von Uebeln und Krankheiten nicht angerufen werden dürfen im Gebete?

Von hervorragender Bedeutung ist besonders die philosophische Rechts- und Staatslehre de Maistre's. Ihre Grundzüge sind folgende. Die Souverainetät ist von Gottes Gnaden, unter welcher Form sie existiren mag, untheilbar, absolut, unumschränkt. Auch die verschiedenen Formen derselben, die verschiedenen Verfassungs- und Regierungsformen sind nicht willkürliches Menschengemächte, der contrat social ist eine leere Chimäre. Diese Formen wachsen aus der Natur der Völker und ihrer geographischen und historischen Verhältnisse heraus, die das Werk der alleitenden Gottesmacht sind; wie die Souverainetät im Allgemeinen ist daher auch jede Form derselben ein unmittelbares Resultat des göttlichen Willens.

Die h. Bücher weisen uns den ersten König des erwählten Volkes als erwählt auf durch unmittelbare Intervention der Gottheit, und die Annalen aller Völker des Erdkreises nehmen für ihre besondern Verfassungsformen denselben Ursprung an, indem sie die Reihenfolge ihrer Fürsten in mythischen Zeiten zuletzt auf eine wunderbare Intervention des Himmels zurückführen. Es steht geschrieben: ich bin es, der die Könige einsetzt, durch mich regieren sie (Sprüchwörter 8, 15). Das ist nicht bloß ein Wort der Kirche, das ist auch ein Gesetz der Welt. Kann die Souverainetät je nach Völkern und Zeiten auch verschiedene Verfassungsformen annehmen, so ist die Monarchie doch die natürlichste und allgemeinste derselben. Sie bildet die Regel, während Aristokratie und Demokratie nur Ausnahmen von vorübergehender Art sind unter besondern Verhältnissen, und weniger Beständigkeit aufweisen, weil sie

weniger vor Spaltungen und Empörungen sichern. Innerhalb der Monarchie kann übrigens die königliche Gewalt eine beschränkte sein, ohne daß die Souverainetät selber beschränkt wäre; das Königthum ist alsdann eben nicht die ganze Souverainetät; ein Beispiel hierfür liefert England, wiewohl dessen Verfassung die Probe der Zeit noch nicht bestanden hat.

Die Souverainetät, unter welcher Form sie auftreten mag, ist, weil unbeschränkt, auch *inappellabel*, *formell unfehlbar*, d. h. sie muß praktisch so angesehen werden, als ob sie in ihren Maßnahmen niemals irre und gar nicht irren könne, so daß es keinerlei Recht des Widerstandes gegen dieselbe gibt, selbst nicht in dem Falle, als sie materiell irren würde und die größten Ungerechtigkeiten sich zu Schulden kommen ließe. Um solchen Ungerechtigkeiten tyrannischer Regierungen und den Schrecknissen der Anarchie vorzubeugen, wäre die Einschränkung der *weltlichen* Souverainetät durch die schiedsrichterliche Gewalt des *kirchlichen* Monarchen, des Papstes, mit dem Rechte, in außerordentlichen Fällen die Unterthanen vom Eide der Treue zu entbinden, zu dispensiren, das geeignetste Mittel, wiewohl nur dem *menschlichen* Rechte entstammend.

Wie die *weltliche* Souverainetät unbeschränkt, inappellabel, unfehlbar ist, abgesehen von einer solchen, durch menschliches Recht herbeigeführten Einschränkung, so ist auch die *päpstliche* Souverainetät unbeschränkt, inappellabel, unfehlbar. Im Unterschiede von der weltlichen ist sie aber keiner Einschränkung fähig, weil es ein höheres, über ihr stehendes Tribunal auf Erden nicht mehr geben kann. Sie ist somit *schlechthin* inappellabel und schlechthin als unfehlbar zu betrachten, schon von *Vernunftwegen* und zudem auch *kraft göttlicher Verheißung*.

Die Naturrechtslehrer des 17. und 18. Jahrhunderts hatten das Band, welches Recht und Sittlichkeit mit der Religion verknüpft, vielfach gelockert und zerschnitten und sich in willkürlichen, über alles Hergebrachte hinwegsehenden, ja mitunter ganz revolutionairen Freiheitstheorien ergangen und für die Institutionen der Vorzeit das geschichtliche Verständniß verloren. Ihnen gegenüber hat de Maistre Recht und Sittlichkeit wieder in innigen Rapport mit der Religion gesetzt, den aus der Natur der geschichtlichen Verhältnisse herausgewachsenen, ungeschriebenen Gesetzen gegenüber den der Reflexion entstammenden, gemachten wieder ihr Recht angedeihen lassen und die Institutionen der Vorzeit aus ihrer Zeit heraus zu begreifen und zu würdigen gesucht. Das sind ohne Zweifel nicht zu verkennende Lichtseiten der Rechts- und Staatslehre de Maistre's.

Doch deren Schattenseiten sind nicht minder groß. Nicht bloß der Staat und die Staatssouverainetät im Allgemeinen sind nach de Maistre göttlichen Ursprungs, sondern auch die Einzelstaaten und deren Souverainetäten. Wie die Bildung der verschiedenen Sprachen, so ist auch die Bildung dieser letztern nach ihm nahezu nur Gotteswerk; der menschliche Freiheitsfactor erscheint dagegen allzu sehr verkürzt aus lauter Opposition gegen die extremen Theorien von der willkürlichen Erfindung der Sprache und der Sprachen und einem willkürlichen Gesellschaftsvertrage. Das instinctive, unbewußte Wollen und Handeln erscheint im Verhältniß zum reflectirten, bewußten überstark betont, ähnlich wie in der schon zu Lebzeiten de Maistre's hervortretenden historischen Rechtsschule. Wenn auf treffende Weise auch hervorgehoben wird, daß alle menschlichen Angelegenheiten und besonders die Entstehung und Regierung der Staaten unter der Lenkung der göttlichen Vorsehung stehen, so wird doch zu wenig unterschieden zwischen der unmittelbaren Mitwirkung Gottes ganz im Allgemeinen (concursus Dei immediatus generalis) und der die freien menschlichen Handlungen zum Guten bewegenden (concursus Dei immediatus specialis) und der positiv verfügenden. Wie wichtig und tiefgreifend aber diese Unterschiede nicht bloß theologischer, sondern auch metaphysischerseits sind, bedarf kaum einer Andeutung. Jede Souverainetät gilt weiterhin de Maistre als eine völlig unumschränkte, ohne daß einem Unterthanen selbst gegen die ungerechtesten Gesetze auch nur ein Recht des passiven Widerstandes je zu Gebote stehen würde; eine solche Auffassung erinnert allzu sehr an die Auffassung eines Thomas Hobbes und manch' modernen Staatsrechtslehrers. Endlich ist die dem Oberhaupte der Kirche wie allen weltlichen Monarchen innerhalb des ihnen zuständigen Bereiches zugemessene Inappellabilität weit entfernt von Infallibilität im eigentlichen Sinne; letztere durch erstere von Vernunftwegen begründen zu wollen, heißt sie nicht begründen.



